

Titeldaten

Titel: An der Wende der Zeit: *Menschen und Begegnungen*
Urheber: Fechter, Paul
Standort: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
Signatur: A/321916

PURL: <https://resolver.sub.uni-hamburg.de/kitodo/PPN1702885186>

Rechtehinweis

Freier Zugang - Rechte vorbehalten

Das Original steht unter Urheberrechtsschutz.

Das Digitalisat darf daher nur im Rahmen der gesetzlichen Erlaubnisse (Schrankenbestimmungen) genutzt werden, zum Beispiel für die eigene Forschung nach § 60c UrhG oder auch für private Zwecke nach § 53 UrhG. Bitte prüfen Sie vor jeder Nutzung, ob die Voraussetzungen bei Ihnen vorliegen.

Informationen zu den rechtlichen Möglichkeiten und Grenzen der Nutzungshandlungen, die Ihnen aufgrund gesetzlicher Erlaubnisse (Urheberrechtsschranken) erlaubt sind, finden Sie auf unserer Infoseite:

<https://www.sub.uni-hamburg.de/service/open-access/urheberrecht-und-open-access/informationen-zum-urheberrecht.html>



<https://rightsstatements.org/vocab/InC/1.0/>

Ergänzender Hinweis

Möglicherweise benötigen Sie zusätzliche Erlaubnisse für die beabsichtigte Nutzung. Zum Beispiel, weil Persönlichkeitsrechte abgebildeter Personen zu beachten sind.

Nachnutzung

Zum Zwecke der Referenzierbarkeit und einem erleichterten Zugang zum Original bitten wir um folgenden Hinweis bei der Nachnutzung:

| *Original und digitale Bereitstellung: Standort + Signatur + PURL*

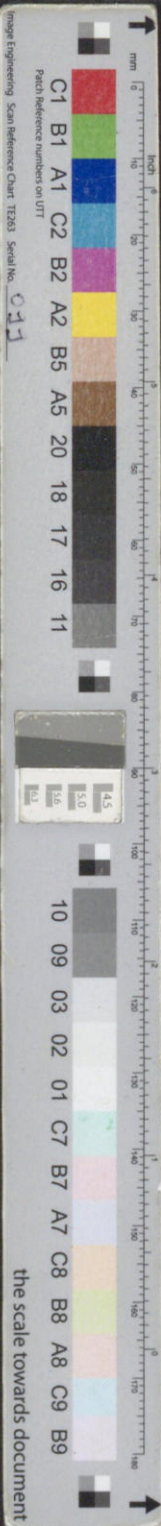
Bei der Weiterverwendung unserer Digitalisate freuen wir uns über eine kurze Mitteilung mit den bibliographischen Angaben und nach Möglichkeit auch über ein Belegexemplar der Publikation.

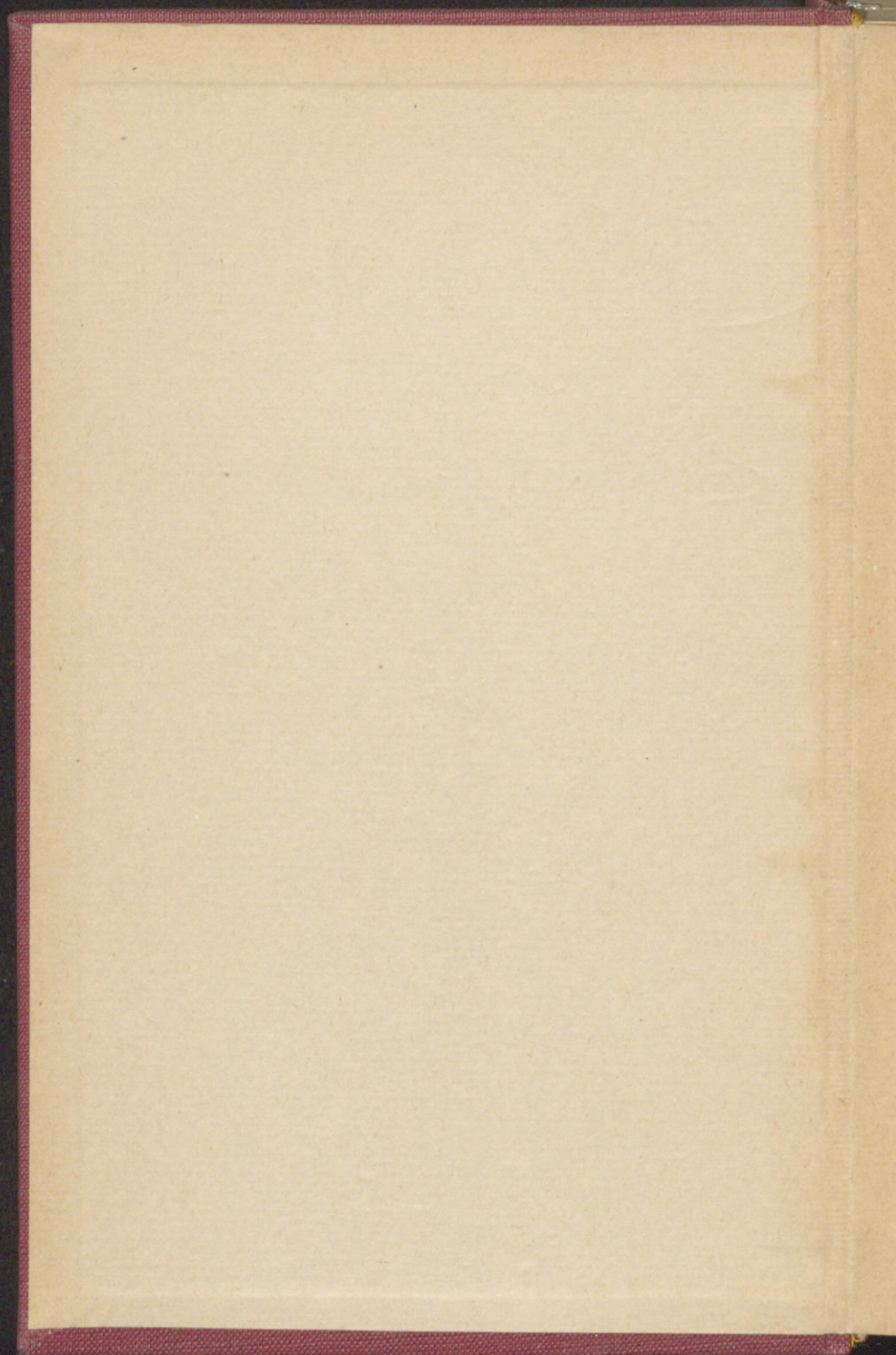
Kontakt

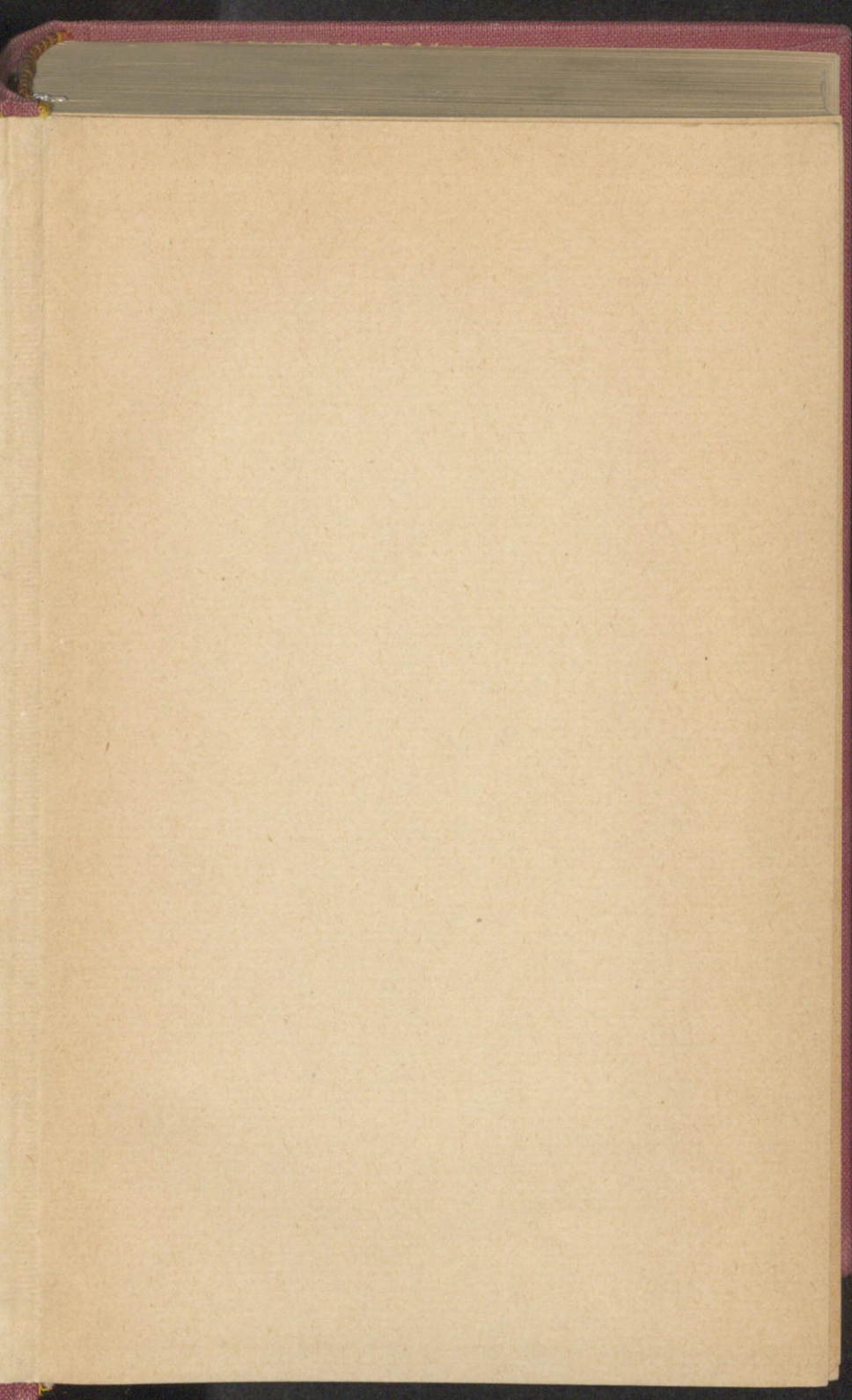
Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
- Carl von Ossietzky -
Von-Melle-Park 3
20146 Hamburg

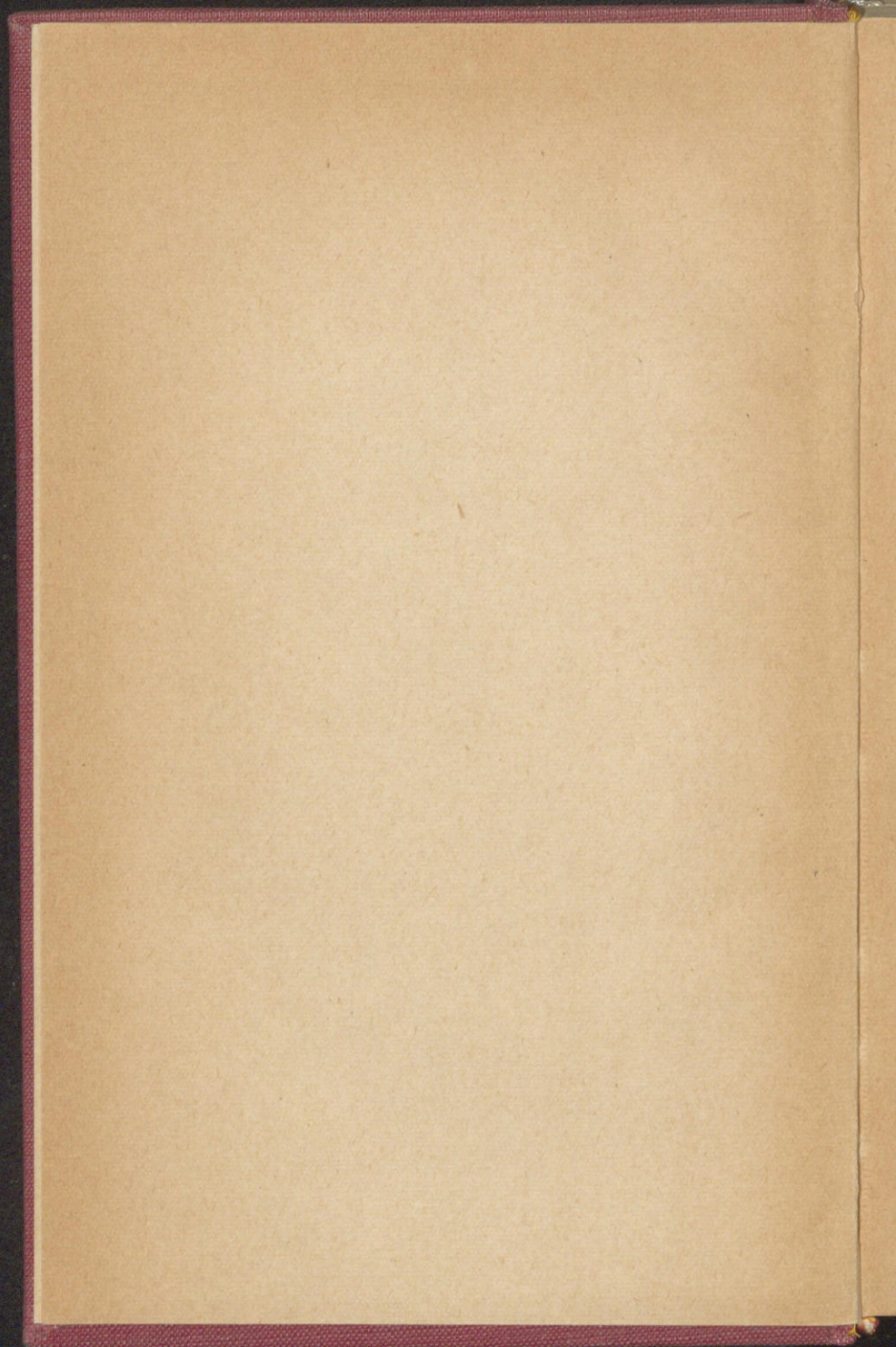
digitalisierung@sub.uni-hamburg.de
<https://www.sub.uni-hamburg.de>

15









A
321 916

Paul Fechter

An der Wende der Zeit

Menschen
und Begegnungen

1949

E. Bertelsmann Verlag

Gütersloh



G

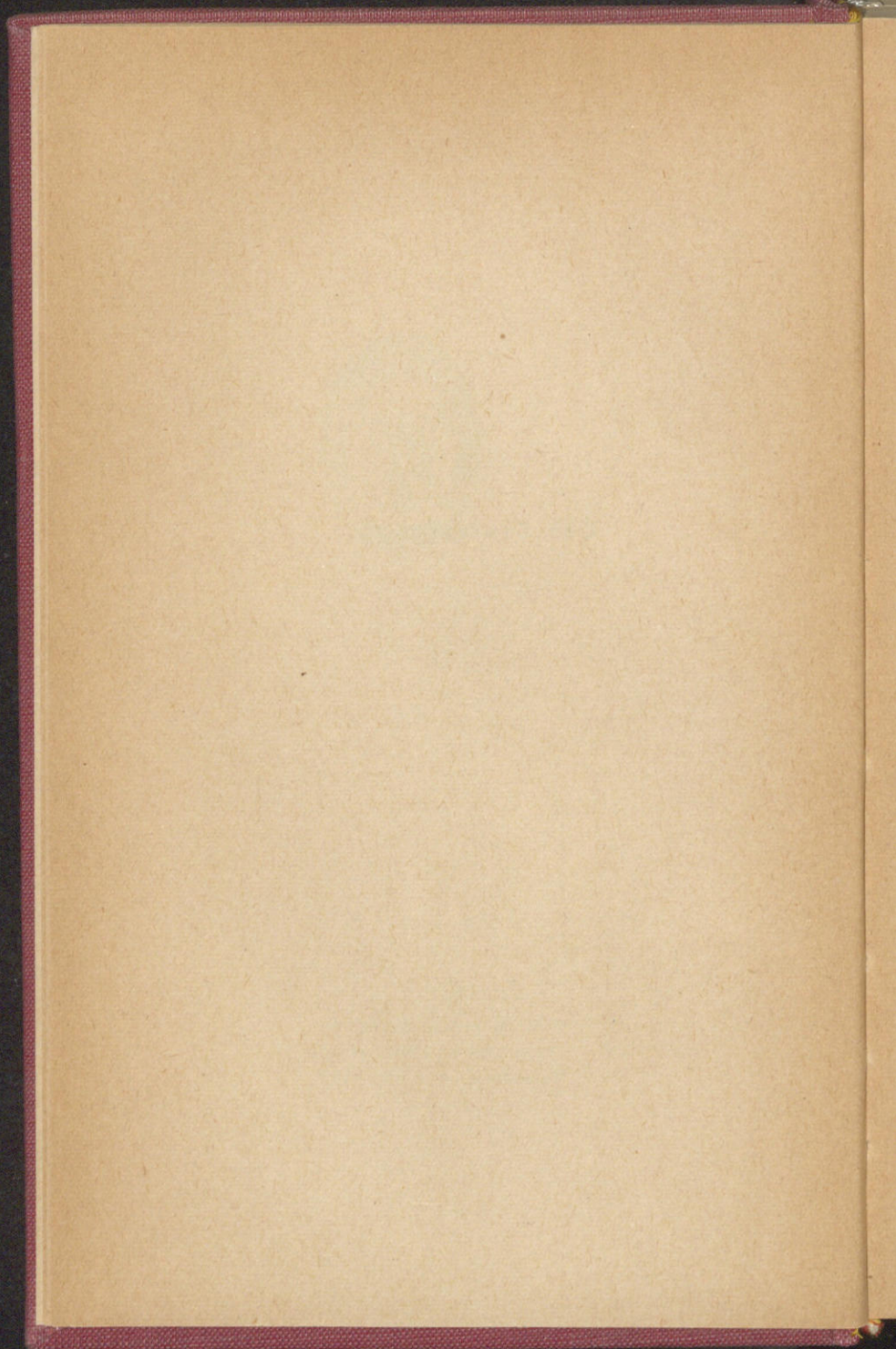
2. Auflage

Ausstattung von Gerhard Ulrich

Copyright 1949 by E. Bertelsmann Gütersloh

Druck Mohn & Co GmbH Gütersloh

Der Hintergrund



August Huch

Die entscheidenden, für das Leben entscheidenden Begegnungen sind oft nicht die mit den weithin sichtbaren Menschen des Vordergrundes, sondern die mit den unsichtbaren, die selbst keinen Wert auf eine große Rolle im dekorativen Schauspiel des Lebens legen, dafür aber den Mut haben, in fremden Leben Schicksal zu spielen und Verantwortung auf lange Frist, vielleicht für die Dauer eines ganzen Daseins zu übernehmen.

Einer dieser Unsichtbaren, der in meinem und nicht nur in meinem Leben eine entscheidende Rolle gespielt hat, war August Huch. Da seine Rolle weit über alles Private hinaus für das geistig-künstlerische Leben auch des Reichs an sehr wesentlichen Punkten von einer Bedeutung war, wie sie von seinen Zeitgenossen nur wenige besaßen und ebenso wenige ahnten, mag das Bild des seltsamen und seltenen Menschen hier im Umriss versucht werden als das Porträt eines Mannes, dessen Macht- und Wirkensbereich zu seinen Lebzeiten fast völlig im Unsichtbaren geblieben ist.

Der Name August Huch klang dann und wann schon in meiner Kindheit auf. Wenn die Geschäfte schlecht gingen, wenn Vater Sorgen hatte, fragte Mutter wohl: „Willst du nicht an August Huch schreiben? Gustav hat er doch auch geholfen.“ Vater aber lehnte ab: „Gustav ist sein Schwager; ich bin ihm fremd — das geht nicht.“

Gustav war Onkel Gustav in Königsberg, der Besitzer der Fechterschen Werft, die später in der Union aufging. Wenn August Huck der Schwager Onkel Gustavs war, mußte er eine Schwester von ihm zur Frau haben; dann aber war seine Frau ebenso eine Kusine von Vater, wie Onkel Gustav sein Vetter war. Dann war Vater doch auch mit ihm verwandt und nicht nur ein Fremder — oder wie?

Ich fragte Mutter, und sie bestätigte meine Vermutungen. August Hucks Frau war eine geborene Fechter, eine Stieffchwester von Onkel Gustav; also eine Kusine von Vater, die er allerdings persönlich kaum kannte.

„Und wer ist August Huck — was ist er?“ fragte ich weiter.

Mutter zuckte die Achseln: „Ich weiß nicht. Er ist sehr reich. Fabrikant, glaub ich, oder so. Du mußt Tante Anna fragen, wenn sie mal kommt. Die fährt oft zu ihnen nach Frankfurt am Main; da haben sie ihr Haus.“

Mit diesem Umriss mußte ich mich begnügen und begnügte ich mich; so groß war das Interesse nicht. Reichthum war eine Angelegenheit der Erwachsenen; wir waren zufrieden, wenn das Taschengeld pünktlich erschien...

Dann und wann tauchte der geheimnisvolle Name von neuem auf, ohne daß ich besonders aufhorchte. Der Mann einer Kusine von Vater war eine zu ferne Verwandtschaft, um noch zur Familie gezählt zu werden.

Die Jahre gingen weiter; das Abiturium glitt vorüber — die bösen Zeiten kamen, die Vater zum Verkauf von Haus und Geschäft und zum Fortzug von Elbing zwangen. Er ging ins Reich, versuchte vergeblich, wieder Boden unter die Füße zu bekommen; zuletzt erlag er, kaum dreifünfzigjährig, den Strapazen und Entbehrungen seiner letzten Jahre. In Osterode am Harz liegt er

auf dem alten Friedhof unter dem Grubenhagenschen Wachturm begraben.

Ich war, so schwer es mir wurde, zur Beerdigung hinübergefahren. Ich lebte seit über zwei Jahren als Student in Berlin von dem, was ich durch Stundengeben, Hauslehrerspielen, Unterricht in dem Institut Lilley verdiente, in dem Engländer auf phonetische Methode Deutsch lernten; das reichte gerade zum Notwendigsten. Nun standen da auf einmal Mutter und zwei jüngere Geschwister, die nicht wußten, wovon sie leben sollten. Ich mußte mich bemühen, so schnell wie möglich in Amt und Würden zu kommen und die Sorge für sie zu übernehmen. Es galt, Examen zu machen und dann, wenn mir auch davor graute, irgendwo als Oberlehrer mein Brot zu verdienen.

Ziemlich bedrückt fuhr ich, selbstverständlich vierter Klasse, nach Berlin zurück. Ich überlegte hin und her, was ich machen könnte, und tat natürlich gar nichts. Ich ließ die Dinge treiben und wartete.

Etwa sechs Wochen nach dem Tode von Vater erhielt ich aus Königsberg eine Karte von Tante Anna. Sie war die Frau von Onkel Gustav, eine Schwester meiner Mutter. Sie käme auf der Reise zu August Hud nach Frankfurt am Main durch Berlin und wollte mich gerne sehen.

Wieder tauchte der geheimnisvolle Name auf, ohne daß er mich weiter berührte. Ich ging zur verabredeten Stunde ins Hotel und verbrachte den Abend mit der lebendigen Frau in allerhand Gesprächen, von denen ein großer Teil sich um meine Zukunft drehte.

„Was willst du denn jetzt anfangen?“ fragte Tante Anna, die dichten, schwarzen preussischen Augenbrauen hochziehend.

Ich zuckte die Achseln: „So schnell wie möglich Examen machen und dann eine Anstellung suchen — Oberlehrer werden.“

Sie sah mich mißtrauisch an: „Macht dir das Spaß?“

„Nein,“ sagte ich ehrlich, „aber es geht am schnellsten. Und was soll ich anderes anfangen?“

„Was würdest du denn gerne tun?“ fragte sie weiter.

Ich überlegte. Genau wußte ich das selber nicht. Ich hatte mir nie eine Vorstellung von der Zukunft gemacht, sondern, wenn auch arbeitend und das Nötigste verdienend, in den Tag hinein gelebt. Die Frage war nicht leicht zu beantworten, weil ich selbst keine rechte Vorstellung von einer Tätigkeit hatte, die mir Spaß machen könnte.

Schließlich fielen mir meine alten literarischen Neigungen für Lesen und Schreiben ein. „Gott,“ sagte ich zögernd, „vielleicht Zeitung machen, Zeitung schreiben, Kritik oder so was. Ich weiß selbst nicht.“

Tante Anna nickte, und das Gespräch ging andere Wege, bis die Stunde des Abschieds schlug. Ich küßte ihr die Hand, bedankte mich und fuhr heim. Eine Monatskarte für die Stadtbahn besaß ich Gottseidank.

Sechs Wochen später erhielt ich aus Frankfurt am Main wieder eine Karte von Tante Anna: sie käme dann und dann auf der Rückreise wieder durch Berlin und möchte mich abends im Hotel sprechen. Herzliche Grüße.

In der angenehmen Aussicht auf ein kostenloses Abendessen fuhr ich ins Hotel. Wir aßen und tranken; auf einmal sagte Tante Anna: „Hör mal, ich habe August Huch erzählt, daß du gerne zur Zeitung gehen würdest. Du weißt, er besitzt eine ganze Menge Zeitungen in der Provinz.“

Ich wußte es nicht; aber ich nickte und hörte schweigend neugierig weiter zu.

„Also ich habe ihm das erzählt,“ fuhr sie fort, „und er läßt dir sagen, wenn du das wolltest, so könntest du jederzeit in eine seiner Zeitungen eintreten. Du solltest nur vorher deinen Doktor machen.“

Ich lachte: „Doktor machen kostet Geld, und ich hab’ keins.“

„Das habe ich ihm auch gesagt,“ stimmte Tante Anna zu; „aber er läßt dir sagen, das Geld wolle er dir leihen, wenn es so weit wäre. Du brauchst ihm nur zu schreiben — hier ist seine Adresse: Frankfurt am Main, Guiolettstraße 67 —, wieviel du brauchst; dann schickt er es dir. Freust du dich?“

Ich nickte; aber besonders nach Freuen war mir nicht zumute. Eine Entscheidung war gefallen, das fühlte ich, und im Grunde habe ich immer jede Entscheidung als Begrenzung, Einengung, Zerstörung der schönen Vielheit aller Möglichkeiten angesehen. Ich bedankte mich, versprach auch, daß ich mich bei August Hud bedanken würde, und tröstete mich gleichzeitig mit dem Gedanken, daß es ja immer noch anders kommen könne.

Ich habe dann einen Dankbrief an August Hud geschrieben und beschlossen, den philosophischen Doktor zu machen, weil der mathematisch=physikalische zu lange dauern würde. Richard Falckenberg in Erlangen, dem ich ein Thema aus Schopenhauer vorschlug, verwies mich auf Julius Bahnsen, und im April 1905 reichte ich ihm meine Dissertation über die Grundlagen der Real-dialektik ein. Sie wurde angenommen, ich arbeitete Tag und Nacht, wurde sechs Wochen früher zum Mündlichen zitiert, als ich gehofft hatte, und wandte mich nun an August Hud, etwas lächerlich zugleich mit der Bitte um Geld und mit der Mitteilung, daß ich wahrscheinlich, da die Prüfung zu früh angesetzt wäre, durchfallen würde. Das

Geld kam — auf die finstere Prophezeiung ging er mit keinem Wort ein.

Ich ließ mir einen neuen Frack bauen, fuhr nach Erlangen, bestand das Examen magna cum laude und telegraphierte das Ergebnis erleichtert nach Frankfurt. Wenige Tage später schrieb ich an August Hud, dank seiner freundlichen Hilfe wäre ich nun so weit, und ich wäre sehr froh, wenn ich an einem seiner Blätter meine ruhmreiche Laufbahn beginnen könnte.

Das war im Juni 1905. Ein paar Tage später erhielt ich einen vier Seiten langen, handschriftlichen Brief August Huds in seiner spitzig verschlungenen, schwer lesbaren Schrift. In diesem Brief warnte er mich eindringlich vor der journalistischen Laufbahn, bat mich zu überlegen, ob ich nicht doch lieber — er wollte mir gern behilflich sein — mein Staatsexamen machen und einen ordentlichen Beruf ergreifen wolle. Wenn ich durchaus darauf bestünde, würde er mir ja die Wege ebnen; aber er fühle sich aus seiner Kenntnis der Verhältnisse verpflichtet, mich zu warnen und mich zu bitten, mir den Fall auch mit Freunden noch einmal ernsthaft und gründlich zu überlegen. Mit freundlichen Grüßen...

Ich habe erst viel später die ganze großartige Haltung verstanden, die aus diesem Briefe sprach, habe erst später gesehen, daß der vielfache Zeitungsbesitzer August Hud im Grunde vollkommen recht gehabt hat. Damals vollzog sich, was sich vollziehen mußte; ich hatte mich inzwischen auf den Weg zum Journalismus eingestellt und empfand die Aufforderung zur Rückkehr ins Bürgerliche ebenso als Störung wie ein Jahr zuvor die Entscheidung nach der anderen Seite. Ich schrieb an August Hud, daß ich ihm für sein Abraten danke, daß ich aber nach reif-

lichem Überlegen bei meinem Entschluß, zur Zeitung zu gehen, bleiben möchte, und daß ich daher meine Bitte um seine freundliche Unterstützung wiederhole.

Die Antwort auf dieses Schreiben war, daß er mir Dresden, Breslau, München für den Anfang zur Auswahl verschlug; im übrigen käme er in acht Tagen nach Berlin, würde sich freuen, mich kennenzulernen, und bäte mich, ihn am nächsten Mittwoch zehn Uhr vormittags im Hotel Bristol, wo er immer wohne, aufzusuchen.

Nach kurzer Überlegung entschied ich mich für Dresden, das ich von meinem ersten Semester an der dortigen Technischen Hochschule her kannte, wohin ich daher ein gewisses Gefühl der Sicherheit mitnehmen konnte. Ich meldete das nach Frankfurt und wartete den Mittwoch ab, an dem ich mich unter Aufbietung all meines moralischen Mutes im Bewußtsein meiner nicht eben sehr mondänen Erscheinung schließlich mit einem verzweifelten Ruck durch die Drehtür des eleganten Hotels Bristol schob und an der Schranke des Portiers mit möglichster Sicherheit nach Herrn Huck aus Frankfurt am Main fragte.

Nach kurzem Suchen fand ich ihn am Frühstückstisch, wo er mit einem jüngeren Herrn in eifriger Unterhaltung beim Kaffee saß. Als ich herantrat und meinen Namen nannte, erhob er sich: ein mittelgroßer Mann mit einem klugen, freundlichen Gesicht, das ein schon leicht ergrauender, kurzer Vollbart abschloß, eine große, ebenso energische wie intelligente Stirn und ein paar graublaue Augen, die bei aller Schärfe und Sachlichkeit des Blicks etwas bezaubernd Freundliches, warm Gewinnendes haben konnten. August Huck war ein ausgesprochen süddeutscher Typus, nicht nur der mainfränkischen Mundart wegen, die in seiner Stimme mitschwang.

Sein Begleiter war Julius Ferdinand Wolff, Verleger und Chefredakteur der Dresdner Neuesten Nachrichten, wenn alles klappte, also mein zukünftiger Vorgesetzter. August Hud informierte ihn rasch und überließ dann ihm die eigentliche Unterhaltung, die eine Art Verhör und Vorprüfung des Kandidaten auf Herz und Nieren bedeutete und in mir eine erste Ahnung von der Weltfremdheit aufsteigen ließ, zu der das Universitätsleben selbst mich mit meiner „Selbständigkeit“ verurteilt hatte. Zugleich sah ich freilich auch, wieviel von dieser Abgetrenntheit vom Leben der Welt auf das Schulkonto dieser Selbständigkeit, nämlich auf den unbedingten Mangel an Mitteln, zurückzuführen war, gegen den ich zu kämpfen gehabt hatte.

Wolff, ein etwas zur Fülle neigender, weicher Typus des Intellektuellen mit Hornbrille, brachte das Gespräch zunächst auf das Theater. Er war ein glühender Bewunderer Max Reinhardts, dessen Aufstieg damals gerade begonnen hatte, und in dessen Lob auch August Hud rückhaltlos einstimmte. Ich mußte gestehen, weder Salome noch Elektra, von deren Aufführungen ganz Berlin erfüllt war, gesehen zu haben. Wolff schlug vor, ich sollte mir die Inszenierungen ansehen und ihm über jede eine Kritik schreiben, damit er einen Einblick nicht nur in mein Urteil, sondern auch in meinen Stil bekäme.

Dann wollte er etwas über meine politische Haltung erfahren. Ich konnte nur ehrlich bekennen, ich hätte keine. Ich hätte wie sehr viele Studenten jeden Montag den Auslandsartikel Theodor Schiemanns in der Kreuzzeitung gelesen und aus ihm meine außenpolitischen Unterweisungen bezogen; zum Innerpolitischen wüßte ich nichts zu sagen. Er nickte: die jungen Leute folgten heute ja alle den Spuren Friedrich Naumanns; es würde

wohl auch bei mir so sein. Ich mußte wiederum gestehen, daß ich von Naumanns politischer Haltung überhaupt keine Vorstellung hätte.

August Hud war inzwischen verschiedentlich zu Ferngesprächen ans Telephon gebeten worden. Ich sehe ihn noch, schmal, fast klein wirkend, in seinem dunklen, halblangen Cut zwischen den Tischen hindurchgehen, selten einen Bekannten begrüßend, meist unbeachtet und von den anderen Menschen wenig Notiz nehmend. Julius Ferdinand Wolff benutzte seine Abwesenheit zu einem Loblied auf seine ungeheure Energie und auf die Fülle seiner Tätigkeiten und Unternehmungen. August Hud verlasse Frankfurt regelmäßig am Sonntagabend im Schlafwagen. Montag früh sei er in München oder Dresden, arbeite dort den Tag über, fahre abends im Schlafwagen weiter nach Breslau — und so fort bis zum Ende der Woche. Am Sonnabend träte er wieder in Frankfurt ein, bliebe über Sonntag bei seiner Familie, um am nächsten Montag das gleiche Spiel mit anderen Zielen wieder aufzunehmen.

Wenn Wolff auch mit der ihm eigenen Lust am Übersteigern ein wenig übertrieb: im Grundsätzlichen hatte er recht. Das Bild, das sich im Laufe der nächsten Jahre vom Leben, Wesen und Wirken dieses merkwürdigen Mannes für mich ergab, entsprach im wesentlichen der Skizze, die Julius Ferdinand Wolff von ihm entworfen hatte. August Hud hatte von seinem Vater eine Schriftgießerei in Offenbach geerbt. Durch den Vertrieb ihrer Erzeugnisse war er in geschäftliche Verbindungen mit Zeitungen gekommen; das hatte ihn auf den Gedanken gebracht, selbst Zeitungen zu gründen und sein Geld in dem lukrativen Geschäft eines Verlegers anzulegen. Er tat es in aller Stille, schuf Blatt um Blatt, ohne je als Besitzer

sichtbar zu werden. Das war in den neunziger Jahren, als durch August Scherl und den Berliner Lokalanzeiger der Gedanke der parteilich nicht gebundenen Zeitung sich durchzusetzen begann. August Hudt griff diese Idee auf und gründete überall, wo sich eine Möglichkeit bot, Organe, die lediglich auf Nachrichtenübermittlung, parteifreie Politik und Inseratenwerbung gestellt und in dieser Richtung weiter entwickelt werden konnten. Um die Zeit, da ich mit ihm in Berührung kam, gehörten zu seinem Konzern die Dresdner, die Stettiner und die Breslauer Neuesten Nachrichten, die Münchner Zeitung, die Nordwestdeutsche Zeitung in Oldenburg, die Württembergische Zeitung in Stuttgart und die Leipziger Abendzeitung, wozu später die Halleschen Nachrichten, die Ostseezeitung, der Schwäbische Merkur sowie eine Anzahl weiterer Blätter kamen.

August Hudt aber beschränkte seine Tätigkeit nicht allein auf Zeitungs- und Druckereibetriebe. Sein Kapital arbeitete in Werken der Industrie und des Handels; zugleich gehörte er zu den Hauptgeldgebern Max Reinhardts und seines Theaters. In diesem Mann des Geschäfts war ein sehr lebendiges Interesse für Kunst und Musik: wenn er einen mehr als ausgefüllten Tag hinter sich hatte, ging er regelmäßig in die Oper, ins Theater, in Berlin am liebsten zu Reinhardt.

Der ausgezeichnet und diskret angezogene Mann, der im Smoking eher wie ein kluger Universitätsprofessor, im Stile Adolf Goldschmidts, denn wie ein Geschäftsmann wenn auch größten Stils aussah, blieb freilich auch hier am liebsten für sich in seiner Loge (im Deutschen Theater immer in der rechten Proszeniumsloge des ersten Ranges). Er gehörte zu den Menschen, die wie August Scherl, wie verschiedene der Brüder Ullstein die unsichtbare Existenz

der sichtbaren vorzogen. Er verlangte auch von seinen Mitarbeitern, daß sie über seine Beteiligung an irgendeinem Unternehmen, von der sie erfahren hatten, Stillschweigen bewahrten. Er hatte mit dieser Zurückhaltung so viel Erfolg, daß bei seinen Lebzeiten nicht einmal die beruflich Eingeweihten etwas vom Umfang seines Machtbereiches ahnten.

Die Umrisse dieses Bereiches erfuhr ich, während August Hück telephonierte, von Julius Ferdinand Wolff. Er nahm mich, eingeweiht in die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Hause Hück und mir, in seiner Vorstellung unter die näheren Angehörigen auf und informierte mich selbst über das, was ich im Lauf der Zeit während der Arbeit bei ihm durch andere doch erfahren hätte. Er titulierte mich Herr Doktor, was für mich damals noch durchaus den Reiz der Neuheit hatte; er bestätigte, ohne es zu wissen, die kluge Betrachtung, die August Hück über den Sinn der Erwerbung des Dokortitels im Jahr zuvor geäußert hatte. Tante Anna hatte auf seine Forderung, ich sollte zuerst das Doktorexamen machen, meinen Einwand aufgenommen, den ich im Gespräch mit ihr gegen diese seine Forderung erhoben hatte: mit dem Examen würde ich bestimmt nicht mehr wissen als ohne die Prüfung. August Hück hatte das durchaus zugegeben. „Aber,“ hatte er gesagt, „der Sinn des Dokortitels im Zeitungsgewerbe ist ein ganz anderer. Wenn der Verleger einmal Krach mit ihm macht — und jeder Verleger hat das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit Krach zu machen —, dann ist es viel angenehmer für ihn, wenn der Mann Herr Doktor zu ihm sagen muß, als wenn er nur Herr Fechter zu sagen braucht. Der Dokortitel gibt Abstand, und darum ist er in der Zeitung nötiger als anderswo.“

August Huch kam vom Telephon zurück; er sah nach der Uhr: „Elf Uhr — ich muß aufbrechen.“ Er wandte sich zu mir: „Alles Geschäftliche verabreden Sie mit Herrn Wolff. Dann noch eins: Meine Frau ist auch hier und würde sich freuen, Sie zu sehen. Sie bittet Sie heute nachmittag um halb fünf auf ihrem Zimmer zum Tee. Auf Wiedersehn, Herr Fechter! Auf Wiedersehn, Herr Wolff!“

Am Nachmittag zog ich, ein paar Rosen in der Hand, aufs neue ins Bristol. Ich fuhr hinauf zum zweiten Stock, ich klopfte und lernte eine Frau kennen, die seltsam zu den anderen Frauen paßte, die durch Geburt oder Ehe den Namen Fechter trugen. Frau Magda Huch wirkte als Erscheinung größer als ihr Mann. Ihr Gesicht, zuweilen merkwürdig starr, hatte etwas von einer strengen, leicht japanisch getönten Maske, unter der das Leben verborgen blieb. Das Unbewegliche dieses Gesichts griff hinüber auf die gesamte Erscheinung: etwas Statuarisches war um sie, schon wenn sie dem Gast die Hand zum Ruß entgegenhielt.

Die Strenge und Distanz dauerte indessen nicht lange. Es gab zuviel Gemeinsames, als daß nicht sehr bald ein lebendiges Gespräch sich entwickelt hätte. Ihr Gesicht belebte, das Fremde der hohen Frisur verlor sich. Als ich gegen sechs mich verabschiedete, nahm ich das Gefühl mit, im Bereich des Hauses Huch eine freundliche Helferin gewonnen zu haben, und die Zukunft hat dies Gefühl immer wieder bestätigt. Hinter allem Verwöhnten, Herrscherhaften dieser Frau lebte ein Mensch, ebenso auf Zurückhaltung und Unsichtbarkeit gestellt wie August Huch, im Kern aber mit der gleichen verborgenen Wärme, die man nur zu wecken wissen mußte, wenn man Zutritt zu ihrem Strahlenkreis haben wollte. —

Das war die erste Begegnung mit August Huck und Frau Magda. Es sind ihr viele gefolgt: diese war für alles Weitere bestimmend und entscheidend, weil sie von Anfang an die menschliche Bindung ergab.

Im Herbst 1905 bin ich nach Dresden zu Julius Ferdinand Wolff an die Dresdner Neuesten Nachrichten gegangen — mit dem Ergebnis, daß ich nach drei Tagen auf Flucht, nicht nur aus Dresden, sondern aus diesem ganzen Beruf sann. Die Subalternität der Anfänge, das Ungeistige der Arbeit, das Grauenhafte der Vorstellung, so etwas jahrelang machen zu sollen, ließen mir selbst die Versicherungsmathematik als ein Paradies erscheinen. Als die Redaktion durch einen Zufall erfuhr, ich sei ein Verwandter August Hucks, wurde es noch schlimmer: man sah in mir einen Aufpasser des Besitzers und zog sich mißtrauisch von mir zurück.

Besserung ergab sich erst, als Wolff mich mit den kritischen Referaten über die Dresdner Ausstellungen beauftragte. Da bekam ich ein Stückchen Boden und eine Beschäftigung, die nicht ganz so blamabel war wie das Ausschneiden von Notizen aus den Berliner Blättern oder das Zusammenkleben von Dresdner Lokalnachrichten künstlerisch-musikalischen Charakters.

Im Sommer 1906 — ich hatte im Frühjahr geheiratet — kam August Huck mit seiner Familie von Karlsbad nach Dresden — im Wagen. Er war einer der ersten, die damit begannen, im Auto zu reisen. Er hatte einen extra großen, schweren Wagen gekauft, in dem er mit Frau Magda und seinen fünf Söhnen bequem Platz hatte, und am Nachmittag des nächsten Tages mußten wir ihn vom Hotel Sendig, wo er wohnte, abholen, um mit ihm eine Fahrt in die Sächsische Schweiz und ins Böhmisches hinüber zu machen.

Es war meine erste größere Autofahrt. Sie war phantastisch. Wir fuhren über Pirna und das Gottliebatal entlang bis tief nach Böhmen hinein. Man erlebte zum erstenmal das gleitende Bewegtwerden im Raum und das Mittragen des Raums über die Erde, die bewegte Landschaft und die lebendig gewordene Struktur der Erde im Sichüberschneiden der eiligen Silhouetten, in dem Hinauf und Hinab von einer Erdoberfläche zur nächst höheren oder tieferen. Ich begriff August Hucks Freude an dieser Art zu reisen und seine Lust an der Geschwindigkeit, wenn die auch immer noch weit unter hundert Kilometern bleiben mußte. Es war die Zeit, in der das Leben für ihn seine Höhe erreicht hatte. Seine alte Vorstellung, von der Tante Anna einmal neidvoll bewundernd berichtet hatte, jedem seiner Söhne eine Million zu hinterlassen, schien längst überwunden hinter ihm zu liegen. Die reichen Jahre des Landes hatten ihm mehr gebracht, als er selbst für möglich gehalten hatte: er hatte das Erworbene wieder sinnvoll produktiv gemacht, mit Ergebnissen, die seinem Namen einen Platz in der Geschichte des reichen und zugleich freien Deutschland sichern. Es ist oft und viel auf die in Privatbesitz befindlichen Zeitungen gescholten worden; sie hätten die Freiheit der Meinungsäußerung unterdrückt, die Redaktionen den Geldinteressen der Besitzer dienstbar gemacht. Ich habe in dem Menschenalter, das ich an kapitalistischen Blättern zubachte, niemals erlebt, daß jemand von uns verlangte, wir sollten seine und nicht unsere Meinung sagen und drucken. Dieser damals oft erhobene Einwand gegen die kapitalistische Zeitung ist mir während meiner ganzen Arbeit an den von privaten Besitzern geleiteten Blättern nicht ein einziges Mal von der Realität bestätigt worden: keiner hat in

dieser Beziehung je etwas verlangt, weder August Hudt, noch die Brüder Ullstein, noch Reimar Hobbing — erst der totale Staat forderte das sacrificium intellectus.

Königlich privilegierte...

1910 verließ ich Dresden und ging nach Berlin, als Vertreter der Dresdner Neuesten Nachrichten für Kunst und Theater. Im gleichen Jahre erwarb ein Frankfurter Konsortium, hinter dem das Bankhaus Speyer-Ellisen stand, aus dem Nachlaß des Geheimrats Lessing die alte Vossische Zeitung. Einer der unsichtbar führenden Männer in diesem Gremium war August Hudt: das Ergebnis war, daß die Vossische Zeitung, als der Professor Alfred Klar sich von der Leitung des Feuilletons zurückzog, mich zitierte und mich fragte, ob ich sein Nachfolger werden wollte. Eine solche Anfrage war ohne einen Eingriff von oben unvorstellbar; der Zusammenhang war um so klarer, als Jon Lehmann, der Verleger der Breslauer Zeitung, den Mittelsmann gemacht hatte: die Breslauer Zeitung gehörte ebenfalls zum Konzern August Hudts. Zum zweitenmal hatte er diesmal, ohne daß ich ihn gebeten hatte, entscheidend in mein Leben eingegriffen — in einer Zeit, da sein Leben sich bereits dem Ende zuneigte.

August Hudt hatte einen harten Verlust erlitten: sein Sohn Helmuth, der zweitjüngste, war beim Skifahren in den Bergen gestürzt, hatte sich eine Lungenentzündung geholt und war ihr, kaum zwanzigjährig, erlegen. Dazu kam, daß der Erwerb der Vossischen Zeitung für ihn schweren Ärger mit sich brachte. Der Vertrauensmann der

neuen Besitzer, Eugen Aschaffenburg, hatte sich als zweiten Mann den Doktor Paul Sandstein geholt, einen Juristen, den August Scherl, wie man erzählte, im letzten Augenblick entlassen hatte, als er gerade den beinahe erfolgreichen Versuch unternommen hatte, den Besitzer des Hauses aus seinem eigenen Betrieb auszukufen. Sandstein etablierte sich in dem alten Lessingschen Haus in der Breiten Straße als absoluter Herr und bereitete August Huck eine solche Summe von Ärger, daß dessen geschwächte Gesundheit dem doppelten Ansturm nicht mehr gewachsen war. Er ging im Sommer 1911 zur Erholung nach Blankenberghe; dort ist er einem Herzschlag erlegen. Bei der Beisetzung im Erbbegräbnis der Familie in Offenbach waren mit den nächsten Angehörigen kaum fünfzig Menschen beisammen — beim Heimgang eines Mannes, der zu den Mächtigsten, allerdings auch zu den Unsichtbarsten seiner Zeit gehört hatte.

Etwa ein Jahr nach dem Tode August Hucks fand in Leipzig die Hochzeit seines ältesten Sohnes Eberhard mit meiner Schwester statt. Die Leitung des Konzerns hatte nach dem Willen des Vaters der zweite Sohn Wolfgang übernommen. Frau Magda siedelte bald darauf nach Berlin über. Sie erwarb in der Winklerstraße im Grunewald, nicht weit vom Hause Sudermanns, eine riesige ältere Villa mit einem großen Grundstück, das bis zum See reichte. Dort erlebte sie noch den Ausbruch des Krieges, der den drittältesten ihrer Söhne bei Wilejka dahinraffte. Einen Ausgleich brachte die Verlobung und die Hochzeit Wolfgangs mit Camilla Eibenschütz, der schönen jungen Schauspielerin des Deutschen Theaters. Dann starb Frau Magda noch während des Krieges; der jüngste Sohn kam bald nach Kriegsende ums Leben; mein Schwager Eberhard verunglückte 1924 in den

Alpen — es blieben allein Wolfgang Hudt und die jungen Menschen der nächsten Generation, auf die der zweite Weltkrieg dann seine harte Hand legte. Das Werk August Hucks hatte sich schon während des Dritten Reiches gewandelt, war mehr und mehr ins Unsichtbare zurückgetreten; unter den Stürmen der Jahre 1939 bis 1945 wurde die Welt, die er aufgebaut und geformt hatte, Geschichte wie das meiste, mit dem wir einst gelebt haben.

Durch August Hucks Vermittlung war ich im Herbst 1911 in die Redaktion der Vossischen Zeitung eingetreten. Es war die letzte der großen, alten bürgerlichen Zeitungen, ein Betrieb, wie ihn sich schon nach 1918 kein Berliner Zeitungsmann mehr vorstellen konnte.

Das Haus der Vossischen Zeitung, oder wie sie damals noch hieß, der Königlich privilegierten Berlinischen Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen (erst unter diesem Titel stand klein und bescheiden Vossische Zeitung) — das Haus lag an der Breiten Straße, Ecke Neumannsgasse. Das Grundstück erstreckte sich bis zur Brüderstraße, an der die Sezerei und die Halle der Druckmaschinen lagen. Zu beiden Seiten des Hofes, in den in gelbem Backstein gehaltenen Seitenflügeln, befanden sich die Sezerwohnungen.

Vorne an der Breiten Straße gehörte der Redaktion auch nur das erste Stockwerk, dem zu meiner Zeit bereits ein Teil der Sezerwohnungen des östlichen Seitenflügels angegliedert war. Das Erdgeschoß enthielt Kasse und Inseratenannahme; die oberen Stockwerke waren als Wohnungen den leitenden Männern der Redaktion überwiesen. Dort wohnte der Chefredakteur Professor Hermann Bachmann, der Leitartikler Levy, der Chef des Handelsteils Münch. Der Kern der Redaktion lebte hier wie eine Familie zusammen.

Etwas entschieden Familiäres hatte auch der ganze Redaktionsbetrieb. Bachmann, Egerländer, ein weicher, gefühlvoller, lyrisch bestimmter Mann kam pünktlich um halb zehn in sein Büro, las die Zeitungen, die Artikel, die die Redakteure ihm brachten, schickte das Druckfertige in die Setzerei, wo alles in Handsatz gesetzt wurde. Erst 1911, kurz bevor ich eintrat, waren die beiden ersten Setzmaschinen aufgestellt worden. Bachmann ging niemals in die Setzerei; das gesetzte Material wurde ihm in Abzügen gebracht, die er mit Zeilenmessern ausmaß, beschnitt und auf präparierten Bogen aufklebte, so wie er sich den Umbruch dachte. Die fertig geklebten Seiten schickte er wieder in die Setzerei; dort wurde der Satz nach dieser Vorlage von den Metteuren umbrochen. Bachmann erhielt wieder seinen Abzug von der fertigen Seite, und die Arbeit war getan. Als ich mir erlaubte, zum Umbrechen des Feuilletons selbst in der Setzerei zu erscheinen, wie ich es von Dresden her gewohnt war, wurde ich wie ein Einbrecher betrachtet und lange fast so feindlich behandelt wie in der Redaktion.

Punkt halb eins legte Bachmann Pinsel und Schere beiseite und ging in seine Wohnung hinauf zum Mittagessen; Punkt halb zwei erschien er wieder und arbeitete bis zum Schluß des Abendblatts. Es mochte geschehen sein, was wollte: an dieser geheiligten Regel konnte die tollste Weltkatastrophe nichts ändern. Mit derselben bürgerlichen Pünktlichkeit kam er um sechs wieder, arbeitete bis gegen acht, wusch sich die Hände und verließ Punkt acht Uhr das Haus, um sich zu einer alten Freundin, der Gattin eines seiner Freunde, zu begeben. Dort blieb er bis zehn Uhr; dann erschien er wieder auf der Redaktion — mit unwahrscheinlicher Pünktlichkeit. Nun zählte er die anwesenden Redakteure des außen- und innenpolitischen

Leis und schickte einen Boten aus; zehn Minuten später erschien ein Kellner aus einem gegenüberliegenden Lokal und brachte ebensoviele Gläser Pilsener, wie Redakteure anwesend waren. Es war undenkbar, daß dieser Brauch einmal durch irgend etwas hätte gebrochen werden können.

Punkt ein halb zwölf Uhr nachts verließ der Professor Bachmann — den Titel führte er noch aus der Zeit seiner Tätigkeit als Schulmann im Österreichischen — die Redaktion und begab sich zur Ruhe, um am nächsten Morgen Punkt halb zehn den gleichen Turnus von neuem zu beginnen.

Bachmanns Nachbar war der Doktor Levy, der Leitartikler der Vossischen Zeitung. In jungen Jahren hatte er mit seinen freisinnigen Artikeln Bismarck so geärgert, daß er ihn einsperren wollte; Levy aber war schleunigst nach Bodenbach und über die österreichische Grenze gegangen, um dem Gegner nicht den Triumph zu lassen. Damals hieß er noch der rote Levy, weniger seiner stramm demokratischen freisinnigen Gesinnung als seines langen roten Vollbarts wegen. Als ich ihn kennenlernte, war dieser Vollbart wie Levys Haupthaar tiefschwarz und blieb so auch noch jahrelang, bis beide sich, als Levy einmal von einem längeren Urlaub zurückkehrte, endlich zur natürlichen Würde ihres schönen, klaren Weiß bekannten.

Levy empfand sich unausgesprochen als den eigentlichen Chefredakteur der Vossischen Zeitung. Er war viel klüger als Bachmann und verachtete diesen beinahe ein bißchen; aber er hatte die Gabe des Schweigens. Er war der eigentlich politische Kopf der Redaktion und schon als solcher, auch abgesehen von seinen Artikeln, von entscheidender Bedeutung für die Haltung des Blattes, selbst wenn er nur für jeweils kurze Zeit in den geheiligten Räumen der Politik aufzutreten pflegte.

Blasser, farbloser wirkte der Chef des Handelsteils Münch, der auch im Hause wohnte. Er war ein großer, schlanker Mann, sehr überzeugt von der Wichtigkeit seines Tuns für die deutsche Wirtschaft, aber wortkarg, zurückhaltend, so daß man seine Anwesenheit kaum bemerkte. Der Handelsteil freilich empfand seine herrschende Hand ziemlich deutlich.

Auch drüben auf der anderen Seite, wo das riesige Grundstück an die Brüderstraße angrenzte, befanden sich Redakteurmohnungen. Dort über der Sekerei hauste Alfred Klaar, österreichischer Professor, wie sein Landsmann Bachmann, und bis zu meinem Eintritt Feuilletonredakteur und Theaterkritiker der Vossischen Zeitung. Er war der einzige, der einen Sekretär hatte, Herrn Krämer, einen leicht stotternden Epileptiker, dem er nach dem Theater seine Kritiken zu diktieren pflegte.

Klaar war ein nicht eben großer Mann um die Sechzig mit einem kurzen grauen Vollbart und einem lockigen Patriarchenkopf mit großer Glaze. Er war als Redakteur das Unbürokratischste, was die Phantasie sich nur vorstellen konnte, und das Erbe, das ich von ihm übernahm, hätte für mehr als einen gereicht. Es bestand in zwei altmodischen Glasschränken, in denen zwischen Aktendeckeln gebündelt Duzende dicker Mappen voll von nicht zurückgeschickten Manuskripten und Feuilletons lagen. Die in dem einen Schrank waren angeblich zum Druck angenommen, die in dem andern zum größten Teil gar nicht geöffnet.

Der Schreibtisch, den ich von ihm erbte, war zu beiden Seiten etwa fünfzig Zentimeter, in der Mitte etwa fünf- undzwanzig Zentimeter hoch mit unerledigter Post bedeckt. Auf der Senkung in der Mitte pflegte Klaar zu arbeiten; zugleich aber diente diese Senkung dazu, den

Kakao abzustellen, den ihm seine Frau, die bekannte Schauspielerin Paula Eberty, abends nach dem Theater aus der Wohnung herüberschickte, wenn er seine Kritik diktierte. Als ich mich daranmachte, schichtweise diesen Nachlaß abzutragen, den er mir mit seinem Tisch übergeben hatte — zunächst arbeitete ich an einem andern seitlichen Schreibtisch —, stieß ich immer wieder auf die braunen „Premierenringe“, die durch das Absetzen der Kakaotasse auf den Umschlägen hinterblieben waren.

Als Redakteur war Klaat nur möglich auf Grund von Bachmanns österreichischer Langmut; als Mensch war er ein Phänomen und ein Stück sehr merkwürdiger Tradition, das mich seltsam anziehend berührte. Er hatte noch Grillparzer gekannt und ihn als junger Mensch aufgesucht. Ferdinand von Saar, Bauernfeld, Anzengruber, das ganze alte Wien waren für ihn nicht Geschichte, sondern lebendige Wirklichkeit. Wenn er erzählte, und er erzählte gut, wurden große Stücke vergangener Historie persönlicher Umgang eines Lebenden, und die Menschen bekamen Züge, die sie aus keinem Buch bekommen konnten. Klaat war sehr von sich und seiner Rolle in der Kritik, in der Literaturgeschichte überzeugt: was er kritisch schrieb, kam aus einer andern Generation und ging uns Jüngere nicht mehr viel an; aber wenn er erzählte, wurde Geschichte lebendige Tradition, und das war schön und Bereicherung und gab abendlichen Stunden mit ihm einen ganz eigenen unergleichlichen Reiz.

Ein Seitenstück zu Klaat, das ich nur noch von weitem erlebt habe, war in dieser seltsamen Runde der alte Kunstkritiker Ludwig Vietzsch. Er war erheblich älter als Klaat, war bereits ganz verkrümmt vor Alter: wenn er in einer Ausstellung der Sezession die Bilder besichtigend mit

seiner langen Tochter an den Wänden entlangschlich, bildete sein Oberkörper mit den Beinen einen fast rechten Winkel, und er konnte den Kopf nur noch mühsam zu den einzelnen Gemälden erheben, um sie zu betrachten. Er war lange der „lichtvolle Historiograph“ der kaiserlichen Hofbälle gewesen, wie Wilhelm II. ihn nannte, und hielt in seiner Kunstbetrachtung um 1911 immer noch vor den Anfängen des Impressionismus, sah in Liebermann einen wilden Modernen und hatte sein Ideal etwa in Paul Meyerheim. Als er bald nach meinem Eintritt in die Redaktion der Vossischen Zeitung und nach meinen ersten kritischen Arbeiten, einem höchst ehrerbietigen Nekrolog für Eschudi und einem sehr anerkennenden Referat über eine Ausstellung jüngster Kunst, das Zeitliche segnete, behaupteten die jüngeren Mitglieder der Redaktion, ich hätte ihn umgebracht, und was zur gleichen Zeit Max Nordau aus Paris herübergab, sprach dafür, daß sie beinahe recht hatten.

Max Nordau, berühmt als Zionist und als Verfasser der „Conventionellen Lügen der Kulturmenschheit“, etwas jünger als Pietsch, war seit vielen Jahren Pariser Vertreter der Vossischen Zeitung. Ein ausgezeichnete Vertreter für Nachrichten und Politik, in allen Dingen aber, die Kunst und Literatur angingen, ein erbitterter, grundsätzlicher Reaktionär, gegen den selbst Ludwig Pietsch herausfordernd modern wirkte. Es war nun deutlich und amüsant merksam, wie Nordau zornig auf den neuen Ton in der Kritik reagierte, der mit mir unvermeidlich in dem Blatt einklang mußte. Er gab dauernd Ausstellungsberichte herüber mit wütenden Ausfällen gegen Rodin, gegen Maillol, gegen Renoir. Er versuchte, von sich aus der alten gewohnten kritischen Haltung des Blattes wieder das Übergewicht gegenüber den modernen Entgleisungen

zu verschaffen, als die er Dinge wie den Tschudi-Nekrolog und anderes notwendig ansehen mußte.

Alles dies spielte sich naturgemäß in den Randgebieten der Redaktion ab; auch in der kulturvollen alten Bössischen Zeitung galt Geistiges nur als eine Angelegenheit harmloser Irrer abseits des allgemeinen Interesses. Theater — ja, das ging schließlich auch die übrige Redaktion gelegentlich etwas an; bildende Kunst aber war, vor allem seit der Erfindung des Expressionismus, endgültig eine Sache Wahnsinniger geworden, und wer moderne Bilder ernst nahm, verlor damit das Recht zu verlangen, seinerseits von den „Kollegen“ ernst genommen zu werden.

An der Spitze dieser kunstfremden Bezirke der Redaktion aber stand ein Mann, der zu den liebenswertesten menschlichen Erscheinungen gehörte, die je meinen Weg gekreuzt haben. Er hieß Carl Kundel, war an einem 29. Februar irgendwo in der Mark Brandenburg geboren, viele Jahre Sekretär Eugen Richters, des grimmigen Führers der Freisinnigen im Reichstag, gewesen und war einer der feinsten, gütigsten, stillsten Menschen, die man sich vorstellen konnte. Es gab auf der Redaktion, angefangen bei dem alten Doktor Richard Salinger bis zu den Jüngsten, eine ganze Reihe von Junggesellen, denen keine sorgende Hand morgens nach dem Kaffee ein sorgsam eingewickeltes Frühstück überreichte und mitgab. Kundel, ein kleiner Mann mit blaßblauen, freundlichgütigen Augen hinter einer goldenen Brille, mit blondem Haar und einem rötlichblonden Schnurr- und Spitzbart sowie einem kleinen, bescheidenen, etwas melancholischen Bauchansatz — Kundel hatte seinen Platz an einem Doppelschreibtisch unter der hohen Zentralheizung, und zwar in dem Zimmer, das zugleich, da dort die In- und Auslandszeitungen

auf einem großen Tisch bereit lagen, als allgemeines Lese- und Versammlungszimmer diente.

Jeden Morgen nun, noch ehe Kundel erschien, lag auf der Zentralheizung neben seinem Platz eine große Lüte mit zwölf bis fünfzehn Brötchen, und jeder der Frühstücklosen, der ins Zimmer kam, um Zeitung zu lesen, ging an die Lüte und entnahm ihr je nach Bedarf zwei oder auch drei Brötchen und verzehrte sie während der Lektüre. Manchmal gab es Rummelbrötchen, die waren am beliebtesten. „Könnte eigentlich immer Rummelbrötchen geben,“ bemerkte dann wohl einer nachdenklich. Kundel arbeitete, schwieg, tat, als ob er nichts hörte: von der nächsten Woche ab gab es tatsächlich immer Rummelbrötchen. Kundel hatte ein Abkommen mit Jaenide, der alten berühmten Konditorei am Kölnischen Fischmarkt; bei ihr bestellte er jeden Morgen, wenn er kam, telephonisch sein persönliches Frühstück und seinen Kaffee — die Lüte mit der Abzug für die Hungrigen aber gab er gleich jede Woche im Abonnement auf.

Einmal aber mußte er unvermutet ein paar Tage verreisen. Da blieb die Lüte mit dem Frühstück für die Junggesellen aus. Einen Tag, zwei Tage, drei Tage. Als Kundel wiederkam, fand er auf seinem Schreibtisch eine bewegliche Klageadresse — sie war von mehreren unterfertigt — über die schlechten Zeiten, die mit seiner Abwesenheit für die Hungrigen hereingebrochen seien, und daß sie schon jetzt mit Grauen an die kommenden großen Ferien dächten. Kundel steckte den Brief wortlos ein; die Lüte erschien regelmäßig wieder jeden Morgen, und als er schließlich auf Urlaub ging, erschien sie pünktlich weiter: er hatte im vorhinaus für die ganze Zeit seiner Abwesenheit abonniert und die Verpflegung sichergestellt.

Zum Dank taten sich, als wieder einmal ein Schaltjahr kam und Kundel am 29. Februar einen seiner seltenen Geburtstage feiern konnte, die Unbehausten zusammen und bestellten bei Jaenicke eine Riesentorte mit der Umschrift: „Dem Knaben Carl zum 14. Geburtstag.“ Es war ein reizender Anblick: Kundels stilles Gesicht halb geniert, halb erfreut über den Riesendiskus der Torte gebeugt, bevor er sie, wie zu erwarten gewesen war, unter die hungrigen Anwesenden verteilte.

Kundel hatte kein leichtes Leben. Seine Frau vertrug den Aufenthalt in der Stadt nicht, mußte auf dem Lande leben. Er wohnte möbliert, kinderlos, obwohl er Kinder sehr gern hatte, auf die Kneipe angewiesen, obwohl er am liebsten zu Hause war. Er klagte nie, aber zuweilen bekamen die hellen Augen einen sehnsüchtig melancholischen Ausdruck, und man fühlte, wieviel Kraft es ihn kostete, das Gleichmaß der freundlichen Überlegenheit tagaus, tagein zu wahren. Dann aber lächelte er wieder sein kleines, bezauberndes Lächeln, als wollte er sich entschuldigen, daß er für Augenblicke sich, Carl Kundel, wichtig genommen hatte.

Von sehr anderer Art war Kundels außenpolitischer Gegenspieler Rudolf Rotheit. Ein ausgezeichnete Redakteur — er wohnte übrigens auch im Hause; während des Balkankrieges hatte er aus persönlicher Kenntnis des Lebens in Risch und Sofia so vorzügliche Arbeit gemacht, daß ganz Berlin nur die Vossische Zeitung zur Information benutzte. Rudolf Rotheit hatte eine streng katholische Frau; er hatte sich ebenfalls katholisch taufen lassen, mußte jeden Morgen in aller Herrgottsfrühe vor dem Dienst nach St. Hedwig in die Messe; die Jüngeren aber hatten ihm dafür boshaft in Anlehnung an den Titel von Wolf-Ferraris damals viel gespielter Oper „Der

Schmuck der Madonna" den Ehrentitel verliehen: „Der Schmuck der Madonna". Er war ein streitbarer Herr: als sein jüngerer Adlatus, Karl Sigdor, ein langer, schwächlicher Wiener, einmal mit ihm in heftige Meinungsverschiedenheiten geriet, endete die Zänkerelei mit einem regelrechten Vornatch, zum Entsetzen der orthodoxen alten Bosleute, denen das nicht zu ihrer Vorstellung von Boffischer Vornehmheit passen wollte.

Zu diesen Orthodoxen gehörte von der Wissenschaft her Richard Salinger, der die akademische Rubrik Kunst, Wissenschaft, Literatur bearbeitete. Ein sorgfältiger, im Grunde warmherziger, aber mißvergnügter Mann, gewissenhaft, nur ohne Heiterkeit, der eigentlich immer etwas brauchte, was er verneinen oder über das er sich ärgern konnte. Er hatte eine ausgezeichnete Personalkenntnis und ein vorzügliches Gedächtnis, und ganz im Untergrund saß sogar ein Mann, der gelegentlich vital und laut ausbrechen konnte, ehe wieder die Wolkendecke des Mißvergnügens sich über ihn legte.

Er gehörte zum Feuilleton im engeren Sinn. Ihm zur Seite stand für die medizinischen Angelegenheiten der Professor Lennhoff aus Lüdenscheid, der mehr westfälisch als jüdisch wirkte und ein ausgezeichnete Mann war, dem ich in mehr als einer Hinsicht sehr viel zu danken habe. Er war es, der mir die Wichtigkeit der Personalkenntnis entwickelte und sich bemühte, bei jeder Gelegenheit mein Wissen um Menschen der Wissenschaft, der Verwaltung, der Gesellschaft in Berlin zu erweitern. Daß ich verhältnismäßig schnell in den Nesten des gutbürgerlichen Berlin vor 1914 heimisch geworden bin, danke ich nicht zum kleinsten Teil Rudolf Lennhoff und der westfälisch zähen Geduld, mit der er sich meiner annahm. Es war sehr merkwürdig, als ich ihm 1917 im Krieg wieder

begegnete: er war Divisionsarzt und von einer so preussisch ernsthaften Haltung, daß ich über die Distanz vom Landsturmann her kaum weglam und erst nach dem Krieg in Berlin den alten Lennhoff wiederfand und die alte, unmittelbare, dankbare Beziehung zu ihm.

Vielleicht die seltsamste Figur dieses an Originalen nicht eben armen Kreises war Edwin Neruda, der eigentlich ganz anders hieß, die Musiknotizen redigierte und daneben Operetten- und kleine Konzertkritiken schrieb. Er war ein breiter, kräftiger Mann mit vollen Lippen und einer chronischen Bindehautentzündung, die er sich, wie er sagte, in Südfrankreich bei einem Mistral zugezogen hatte. Er kam grundsätzlich erst nach Schluß der Redaktion auf die Zeitung, rief zunächst die Telephonzentrale an und sagte: „Hier Neruda — ist nach mir gefragt worden?“ Wurde die Frage verneint, war er zufrieden, holte umständlich und pedantisch aus den Fächern seines Schreibtisches ein Kissen, das er auf seinen Stuhl legte, und einige Manuskripte, ließ sich dann im Stuhl nieder, sah einen mit weit aufgerissenen Augen an und fragte: „Wo speisen Sie heute, Herr Kollege?“

Das Essen hatte für Neruda eine Wichtigkeit, die weit über alles übrige hinausging. Er hatte ein wissenschaftliches Interesse am Kochen, studierte den Apicius und andere Kochbücher der Antike mit Leidenschaft und wußte sachlich wie sprachlich auf diesem Gebiet nicht nur oberflächlich, sondern wirklich gründlich Bescheid. Er machte sich einmal zum 1. April den Scherz, einen angeblich neu aufgefundenen Brief des Cicero an Lucullus im Feuilleton der Bössischen Zeitung zu veröffentlichen, in dem Cicero um einige Rezepte von Speisen bat, die ihm beim letzten Essen im Hause des Lucullus aufgefallen wären. Der Brief war so echt in Stil, Haltung und Sprache, daß

ein Mann wie Norden auf der Zeitung anrief und sich nach Näherem erkundigte, und daß eine Menge von Altphilologen um der wissenschaftlichen Solidität der Grundlagen willen das Ganze ernst nahm.

Für sich persönlich war Neruda weniger ein Gourmet als ein Gourmand: er aß gern und viel, und die Feinschmeckerei blieb sein theoretischer Sport. Wir gingen des öfteren zu dreien, er, Salinger und ich, zu Niquet in den berühmten Keller essen, zuweilen auch in den Bulettenkeller, die alte Weinstube am Mollenmarkt. Das Ergebnis war meist das gleiche, daß Salinger sich über Nerudas künstliche Gourmandise ärgerte, ihn beschimpfte, worauf Neruda ihn verhöhnte, er verstünde überhaupt nichts vom Essen und solle froh sein, daß er ihn mitnehme.

Es gab noch etwas, worüber Salinger sich dauernd bei Neruda ärgerte, das waren dessen Beziehungen zu älteren Damen. Neruda wohnte damals im Grunewald bei einem Fräulein von S., die er seine Lante nannte. Salinger schnappte vor Wut nach Luft: „Das ist überhaupt nicht seine Lante,“ schrie er, und dann verließ er wutentbrannt das Zimmer.

Neruda grinste, und wenn jemand ihn fragte, warum er sich nicht mit jüngeren Wesen abgäbe, erwiderte er tief ernst: „Herr Kollege, Sie wissen ja gar nicht, wie dankbar diese Frauen sind.“ Er hatte an jedem Finger eine Frau zwischen fünfzig und sechzig, die er mehr oder weniger platonisch betreute.

Der eigentliche Musikkritiker der Vossischen Zeitung war Max Marschall, Gerhart Hauptmanns Schwager und der Komponist der Musik zum „Hannele“, zur „Versunkenen Glocke“ und zu anderen Dramen Hauptmanns. Max Halbe hat in seinen Erinnerungen den Kreis der schönen Schwestern Max Marschalls reizend geschildert, die alle

in die Literatur von damals hineinheirateten. Max Marschall, aufgewachsen neben den „Jungfern vom Bischofsberg“, hatte etwas von einem Jungen aus einer mädchenreichen Familie behalten. Er sah ausgezeichnet aus mit seinem stillen, zurückhaltenden Gesicht; für Neruda war er ein Objekt ständiger, halb kollegialer, halb boshafter Frozzelei. Es machte ihm ausgiebiges Vergnügen, Marschall in bedenklich sorgenvollem Ton zu versichern, daß seine, Marschalls, Position bei der Vossischen Zeitung gefährdet sei, daß der Verlag, wie er aus guter Quelle erfahren habe, mit dem Gedanken eines Personenwechsels spiele, was die Musikkritik angehe. Marschall, obwohl er ihn seit langem kannte, nahm ihn immer wieder ernst, wollte Näheres wissen und kam schließlich zu mir: ob ich denn auch etwas von diesen Gerüchten vernommen hätte? Ich beruhigte ihn: für mein Gefühl sei das Ganze ein Scherz Nerudas. Er atmete auf, aber ein Rest von Mißtrauen blieb: leise persönliche Unsicherheit und das Gesamtmißtrauen der Redaktion gegen den neuen Verlag gingen zusammen, so daß die Wolke über seinem Leben sich nur langsam hob. Dabei schrieb er ausgezeichnete Musikkritiken, sachlich wie sprachlich von gleicher Prägnanz, und hatte im Grunde nicht den geringsten Anlaß zur Sorge um seine Position.

In den Kreis dieser Menschen, die mit noch vielen anderen seit Jahren unter dem alten Geheimrat Lessing zusammengearbeitet hatten, kam nun als erste Erwerbung des neuen Verlages ich. Fremd, unbekannt, ein Neuling, rückte ich an die Stelle ihres berühmten Alfred Klaar. Auf Grund welcher Verdienste? Oder zu welchem Zweck? Es konnte nicht anders sein: ich war von dem neuen Verlag, zu dem die Redaktion in offener Opposition stand, engagiert, um die Gemeinsamkeit und Geschlossenheit

der Redaktion zu sprengen, dem Verlag als Spion zu dienen und nach und nach andere mit mir auf die Seite des bösen Feindes hinüberzuziehen.

Man darf nicht vergessen, daß die Mehrzahl dieser Männer aus Situationen herkam, die schon damals unvermerkt historisch geworden waren. Noch um 1900 war die Vossische Zeitung das Blatt des guten Bürgertums mit liberaler Haltung. Ihr Sonntagsblatt hatte Dimensionen, die sich heute niemand mehr denken kann; ihr Umfang betrug sechzig bis siebenzig und mehr Seiten. Die Inserate kamen von selbst: sobald Annoncenacquisiteure sich bei dem Geheimrat Lessing um Tätigkeit bewarben, wies er sie ab mit der Bemerkung: „Die Leute sollen froh sein, wenn ich ihnen erlaube, in der Vossischen Zeitung zu inserieren.“ Es war kein Wunder, daß ein Blatt, das von solchen Gesichtspunkten aus geleitet wurde, von der Konkurrenz der Häuser Mosse und Scherl nach und nach völlig aus dem Sattel gehoben worden war; es war ebenso wenig ein Wunder, daß die Männer, die dieses Blatt machten, sich für etwas ganz Besonderes, für die Elite und die Oberschicht des Berliner Journalismus ansahen, mit mehr oder weniger offener Überlegenheit auf alles herabschauten, was nicht zu ihnen gehörte. Manches an dieser etwas übersteigerten Selbstachtung war berechtigt. An wissenschaftlicher Solidität und Gewissenhaftigkeit stand die Vossische Zeitung noch damals, als ich eintrat, weit über allen anderen deutschen und Berliner Blättern. Lennhoff ließ nicht die kleinste medizinische Notiz ungeprüft an die Öffentlichkeit, und der lange Kurt Joel, Chemiker seines Zeichens, eiferte ihm auf dem Gebiet der Naturwissenschaften erfolgreich nach: er ging mit jeder kleinsten chemischen Nachricht, die er nicht selbst zu erledigen vermochte, zu Emil Fischer, dem berühmten

Chemiker, und interpellierte ihn. Fischer schätzte den aufrechten, gewissenhaften Mann, und es war ein Höhepunkt in Kurt Zoels Leben, als er eines Tages ins Chemische Institut in der Hannoverschen Straße geladen wurde — zu einer Tasse synthetischen Kaffees. Fischer hatte gerade das synthetische Koffein erfunden und setzte es seinem Gast vor: „Schmeckt scheußlich,“ sagte er, „aber ganz interessant. Und wirkt.“ Zoels Augen leuchteten vor Stolz, als er von dem Besuch berichtete.

Diesem in sich geschlossenen Kreis stand ein Verlag gegenüber, dessen beide Vertreter offenbar von dem kulturellen und politischen Ehrgeiz der Redaktion keine Ahnung hatten, und wenn sie eine gehabt hätten, doch keine Notiz von diesem Ehrgeiz genommen hätten. Aschaffenburg, ein kleiner, freundlicher, harmloser und äußerlich kultivierter Mann, kam von Hamburg, von der Generalanzeigerpresse her; Sandstein, Typus dessen, was man einen „gelernten Junker“ nannte, war weder gewillt noch imstande, etwas von dem wenn auch überlebten und veralteten Kulturwillen der Redaktion zu erfassen. Er versuchte es mit dem harten Befehlen, erreichte im Technischen, daß blind seine oft völlig sinnlosen Anordnungen durchgeführt wurden, und reizte die Redaktion zu offenem Widerstand. Bachmann suchte zu vermitteln; das Verhalten Sandsteins zwang sogar ihn zu Auflehnung und Protest.

Zwischen die beiden Gegner, den Verlag auf der einen, die Redaktion auf der anderen Seite, geriet nun meine in Intrigen und Kämpfen bisher wenig erfahrene Person. Ich spürte sehr deutlich Sandsteins überhebliche Feindseligkeit, die er von August Huck, wie es schien, auf mich übertrug. Und ich spürte ebenso deutlich, wie alles verstummte, sobald ich zu Kundel in das Lesezimmer trat.

Ich befand mich wie in einem luftleeren Raum, in den allenfalls die vorsichtige Freundlichkeit Bachmanns einen fernen Schein von menschlicher Beziehung brachte. Ich stand vollkommen allein und konnte nur warten, ob der Zufall einmal eine Bresche in diese Mauer legen würde. Die Sezerei war auch innerlich auffällig; der einzige, der keinen Unterschied zu machen schien zwischen den Alten und dem Neuen, war Herr Weber, der Leiter des Sekretariats. Er hatte seine Laufbahn als Botenjunge beim alten Lessing begonnen und war langsam avanciert; er bewohnte seit Jahrzehnten mit seiner Frau und einem Duzend Kinder die kleine Parterrewohnung im rechten Seitenflügel, hatte eine hohe, rauhe Füstelstimme, einen gelockten, blonden Ziegenbart, eine Brille und ein von tausend Falten durchzogenes Gesicht. Er war ein Stück Geschichte der Vossischen Zeitung und eine Seele von Mensch, dem seine Tätigkeit mit Boten und Büromädchen, Gästen und Mitarbeitern, halb und ganz Verrückten keine Möglichkeit gelassen hatte, bürokratisch oder gar subaltern im üblen Sinn zu werden. Weber behandelte mich, wie er jeden behandelte; von ihm allein aus aber konnte ich keinen Boden in dem Sumpf des allgemeinen Mißtrauens finden. Die einstige Scheu vor dem Verwandten August Hucks bei den Dresdner Neuesten Nachrichten war ein Kinderspiel gegen die feindselige Fremdheit im Bereich der Vossischen.

Trotzdem versuchte ich nicht, von mir aus eine Klärung zu erzwingen, sondern überließ sie dem Schicksal. Ich tat isoliert, kaum beachtet meine Arbeit, wartete ab und behielt damit recht. Im Oktober 1911 war ich in die Redaktion eingetreten; im Januar 1912 gab es Reichstagswahlen. Ich hatte die von 1907 in Dresden mitgemacht, hatte damals die Nacht über Resultate sammeln, zählen,

Extrablätter umbrechen geholfen. Als der Berliner Termin heranrückte, ging ich zu Rundel und stellte mich ihm unter Hinweis auf diese Erfahrungen und Vorkenntnisse für den Tag und die Nacht zur Verfügung. Er nahm dankbar an, da in solchen Stunden jede Hilfskraft angenehm ist, und vom Nachmittag der Wahl bis zum nächsten Morgen gehörte ich der innerpolitischen Redaktion der Bössischen Zeitung an. Ich hielt mich wie immer zurück, tat nur meine Arbeit, griff ein, wo diese Arbeit sinnvoll zu verwenden war, und spürte, wie an dieser Mischung aus Korrektheit und dem, was man damals Kollegialität nannte, sich langsam eine Temperatur zu entwickeln begann, die das Eis der Zurückhaltung mehr und mehr schmolz — obwohl eigentlich gar kein Grund dazu vorlag. Man erfuhr von mir und meinem Wesen in dieser Nacht ebensoviel oder ebensowenig wie bisher; es ergab sich nur aus der Tatsache eines zwölfstündigen Zusammenarbeitens so etwas wie ein Gemeinschaftsgefühl, das an die Stelle der bisherigen Feindseligkeit die Bereitschaft zur Prüfung der menschlichen Voraussetzungen des Gegners rückte. Als wir nachts um vier ins Café de l'Europe an der Vertrauttenbrücke gingen, um uns nach dem schweren Werk zu stärken, hob Rundel mit freundlichem Nicken sein Glas, trank mir zu und dankte für meine Hilfe: das war gewissermaßen symbolisch der offizielle Friedensschluß zwischen den Parteien und das Ende der Feindseligkeiten. Zwischen Rundels nächstem Mitarbeiter, Richard May, und dem Assessor Lindenberg, dem Sohn des letzten Pofener Oberlandesgerichtspräsidenten, der für die Bössische Zeitung die juristischen Personalien bearbeitete, wobei der Sohn ihn gelegentlich vertrat — zwischen May, Lindenberg und mir ergab sich seit dieser Nacht sogar so etwas wie eine Berufsfreundschaft, die

die wenigen Jahre meiner Tätigkeit an der Bössischen Zeitung überdauert und sich in den schwierigen Situationen, die Krieg und Drittes Reich später brachten, aufs beste bewährt hat.

Das Leben, das sich nun im Zusammenhang mit der beruflichen Tätigkeit im Kreise dieser Männer entwickelte, war höchst merkwürdig. Es hatte etwas von spießbürgerlicher Boheme, war ein Versuch, die Pseudogeistigkeit der Zeitung mit den sicheren bürgerlichen Gewohnheiten des Stammtisches, den Jargon des Berufes und den des Bieres zu verschmelzen. Von einer Beziehung des Kreises zur lebendigen Geistigkeit der Zeit war keine Rede, nicht einmal bei denen, die an ihr berufsmäßig mit Kunst und Literatur zu tun hatten. Karl Scheffler, der bald nach meinem Eintritt in die Redaktion als Kunstkritiker herangezogen wurde, war ein ausgesprochener Gegner des Modernen und betonter Parteigänger des Impressionismus; Arthur Eloesser, der sich mit Klaar, dem eindeutig historisch bestimmten, in die Theaterkritik teilte und nebenbei die Auswahl der Romane übernommen hatte, war eines Tages tief empört, als ich es wagte, Gottfried Benns erste Gedichte, die „Morgue“, mit der ihnen gebührenden Hochachtung anzuzeigen. Er machte mir, obwohl nur wenig älter als ich, schwere Vorwürfe, daß ich so etwas überhaupt ernst nehmen könnte. Der Geist der Bürgerlichkeit war noch so stark, daß er diesem Kreise bis in die letzten Ausläufer eine vollkommen dichte Geschlossenheit gab, die für die werdende neue Zeit durchaus unerreichbar war. Ich war zwar inzwischen anerkannt und rezipiert, im Grunde aber stand ich genau so draußen wie vorher und machte gerade darum nach Möglichkeit das äußere Leben mit, wenn mir auch das innere weiter unzugänglich blieb.

Gegenüber dem Haus der Vossischen Zeitung, fast am Ende der Breiten Straße, lag eine alte Bierstube. Sie hatte das Erdgeschoß eines der alten Häuser inne, die sich an den ehemaligen Marstall angeschlossen; ihre Decken waren noch schwere Gewölbe, ihre Räume klein, niedrig und demgemäß verräuchert. In diesem Lokal hatte die Redaktion der Vossischen Zeitung sich einen großen runden Eßtisch reserviert, der von sieben Uhr abends an für sie frei gehalten wurde. Dort ließen sich die, welche Abenddienst hatten, häuslich nieder. Die Boten der Voß brachten Telegramme und Nachrichten herüber, warteten, bis sie durchredigiert waren, und nahmen die fertigen Manuskripte gleich wieder mit in die Setzerei. Man aß dort zu Abend, man trank Pilsener Bier — und man knobelte. Der japanische General Nogi hatte eines Tages Harakiri, Selbstmord, begangen, aus irgendwelchen dynastischen Gründen. Aus den üblichen redaktionellen Jargonsgesprächen über den Fall entstand die Idee eines Nogi-Fonds, das heißt, an diesem Tage wurde beschlossen, die Erträgnisse des Knobelns, die Gewinne der Einzelnen zu einem Fonds zu sammeln, aus dem dann, wenn genügend Mittel zusammengekommen waren, ein Fest für die gesamte Redaktion veranstaltet werden sollte. Rundel, als der Gewissenhafteste, wurde zum Schatzmeister ernannt; er war einverstanden, und nun nahm das Knobeln Ausmaße an, wie man sie erst im Stumpfsinn des Weltkrieges wieder erlebt hat.

Die Folge war, daß der Nogi-Fonds in überraschend schnellem Tempo wuchs, die weitere, daß sehr bald der erste festliche Abend stattfinden konnte. Der Kreis in der alten Bierstube bei dem melancholischen Kellner Paul, der mich später einmal, als er Schlafwagenschaffner geworden war, wiedererkannte und vor Freude strahlend in

die Arme schloß — der Kreis war verhältnismäßig klein, bestand aus Rundel, der politischen Redaktion, soweit sie jüngeren Alters war, und ein paar gelegentlichen Gästen, die mit herüberkamen. Die Gesamtedaktion dagegen zählte zwischen dreißig und vierzig Mann; um sie einzuladen, mußte schon eine ganz stattliche Summe zusammenkommen. Sie kam, zumal die Zeiten vor 1914 von einer heute sagenhaften Billigkeit waren. So konnten wir die Bössische Zeitung in den Bulettenkeller am Molkenmarkt zu freiem Abendessen für jeden laden — nur die Getränke mußte der einzelne selber zahlen.

Eine große, festlich gedeckte Hufeisentafel füllte den alten, gewölbten, weiß gekalkten Kellerraum; an dieser Tafel saßen die Vertreter des geistigen Organs der besten liberalen Bürgerschichten der Reichshauptstadt — und es war ein Kreis von reizenden, sympathischen, durch und durch ungeistigen Bürgern und Kleinbürgern. Ausnahmen bildeten Lennhoff und vom Historischen und seiner Erfahrung her Klaar; angesichts der anderen wunderte man sich immer fast ein wenig, daß diese Männer einmal das Handwerk des Schreibens ergriffen hatten.

Gerade hierin aber lag etwas sehr Sinnvolles, und daß die Entwicklung dann andere Wege ging, gehörte ebenfalls zum Zerstörenden der Zeit. Der Kreis dieser Männer lebte in derselben Welt wie seine Leser, hatte um sich die gleiche dichte, bürgerliche Atmosphäre wie die und kam darum nicht in die Gefahr, diese Dichte aufzulösen und analytisch zu zerlegen, bis kein einfacher, natürlicher Zusammenhang des Lebens mehr gewährleistet war. In ihrer Unberührtheit von der intellektuellen Analytik waren sie viel stärker als die Gegner — nur daß sie es nicht wußten und nicht wissen durften. Was steckte noch in dem achtzigjährigen Ludwig Pietzsch, der einst mit

Turgenejew befreundet gewesen war, für eine Vitalität, wenn er auf einer Gesellschaft krumm und gebeugt den dreißig Jahre jüngeren Jon Lehmann, den er als Vertreter des neuen Verlages kannte, anhielt und zu ihm sagte: „Ich muß mich nachher eingehend mit Ihnen unterhalten — ich muß jetzt endlich an meine Zukunft denken.“ Und im Grunde war, vom Bürgerlichen aus gesehen, Karl Schefflers, Arthur Eloessers Haltung vollkommen richtig. Ihre Instinkte waren noch viel sicherer als die unseren, nahmen das analytische Eindringen in Fragen der Kunst, der Literatur noch nicht so wichtig und hätten, wären sie und ihresgleichen weiter am Werk geblieben, den Zerfall der bürgerlichen Welt auch über die Zeit des ersten großen Krieges hinauschieben können, zumal das konservative jüdische Element, das bis in die Reihen der Jüngeren stark vertreten war, sie darin bewußt unterstützte. In den Abenden im Bulettenkeller — sie wiederholten sich alle drei bis vier Monate — habe ich in dieser Beziehung sogar so etwas wie eine politische Erfahrung gemacht.

Rochstraße 22/26. Die Brüder Ullstein

Die Zeiten der alten Vossischen Zeitung aber näherten sich trotzdem ihrem Ende. Schon 1912 tauchten Gerüchte auf, daß das Haus Ullstein beabsichtige, das Blatt zu erwerben. Die Gerüchte verdichteten sich mehr und mehr, und schließlich wurden sie Tatsache: die Vossische Zeitung ging in den Besitz der Brüder Ullstein über. Fremde Gesichter erschienen, Aschaffenburg und Sandstein verschwanden, und in den Räumen des Verlages, den eleganten, großen Zimmern neben Bachmann, etablierten

sich wenn auch zunächst nur vorübergehend für Stunden die neuen Herren.

Es hatte viel Aufregung gegeben, vor allem unter den alten Vossleuten, die noch von Lessing herkamen. Sie fühlten sich durch den Verkauf degradiert: denn Ullstein war für die damalige Zeit identisch mit der Berliner Morgenpost, dem Blatt der Portiers und der kleinsten Leute, und mit der B. Z., dem Blatt für den Straßenhandel, das fünf Pfennige kostete und in der Hauptsache auf die Sportkreise rechnete. Der Buchverlag hatte gerade begonnen und vertrieb seine Eine-Mark-Bände; das Ganze hatte, immer aus der Perspektive der alten Vossischen Zeitung und ihrer großbürgerlichen Vornehmheit gesehen, etwas von Warenhaus mit Drucksachenverschleiß, und der Übergang in den Verlag Ullstein erschien vor allem den Älteren, aber auch vielen der Jungen als eine schwere capitis diminutio. Daß sich dahinter zugleich Sorge um die eigene Stellung, um die Frage des Verbleibens auf dem gewohnten Posten oder des Ersetzwerdens durch einen Ullsteinmann verbarg, versteht sich von selbst.

Die Brüder Ullstein ihrerseits empfanden mit Recht, daß sie mit der Vossischen Zeitung zwar ein wirtschaftlich ausgesprochen notleidendes Objekt erworben hatten, zugleich aber eine Tradition, wie sie in Berlin nicht zum zweitenmal zu vergeben war. Gleich in den ersten Tagen, als ich zum Verlag hinübergebeten wurde, fand ich den Doktor Franz Ullstein, den Leiter der Zeitungsbetriebe, am Fenster stehend, in der Hand einen der kleinen alten Jahresbände der Vossischen Zeitung aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges. Er blätterte mit sichtlichem Vergnügen darin herum; man sah ihm die Freude an, die es ihm machte, daß diese Jahrhundertbibliothek, die mit

ihren ältesten Jahrgängen hier die Wände des Verlagsraumes bedeckte, jetzt von seinem Hause übernommen und weitergeführt werden würde. Was besagten gegen diese zwei Saecula die paar Jahrzehnte des Tageblattes, der Täglichen Rundschau, selbst das Alter der Kreuzzeitung oder der Nationalzeitung?

Von den fünf Brüdern Ullstein tauchten im Verlag der Vossischen Zeitung zunächst nur drei auf: Louis, der älteste, Hans, der Rechtsanwalt und Syndikus des Hauses, und Franz, der Doktor, wie er bald allgemein genannt wurde. Rudolf, der jüngste, der Spezialist für die Technik, beschränkte seine Tätigkeit im wesentlichen auf die Druckerei. Die anderen versuchten, mit der Redaktion in Kontakt zu kommen: sie stießen auf Mißtrauen, Passivität, Fremdheit. Wieder prallten zwei Welten aufeinander. Das Tragische war, daß die alte Redaktion der Vossischen Zeitung nicht sah, daß in den neuen Herren ihr Männer gegenüberstanden, die genau genommen zu ihrer Welt gehörten, sich mit wenig Mühe in diese Welt hätten hinüberziehen lassen, weil sie zu dem gleichen, bei allem Liberalismus im Grunde konservativen Bürgertum gehörten wie die Klaar und Rotheit und Levy und Münch, und wie sie sonst noch heißen mochten.

Mit den Brüdern Ullstein zugleich kam als neuer Verlagsdirektor der Vossischen Zeitung Georg Bernhard. Ich hatte — ohne Ironie gesprochen — das Glück, gleich in den ersten acht Tagen nach dem Besitzwechsel scharf mit ihm zusammenzustoßen. In der Medizinischen Gesellschaft hatte eine Sitzung stattgefunden: als Vertreter der Vossischen Zeitung war wie immer der Sanitätsrat Lilienthal, Lennhoffs ständiger Vertreter, dort gewesen, hatte mir seinen Bericht gebracht und war dann auf die Wege seiner Praxis gegangen. Um zwölf Uhr erschien die

B. Z. und brachte in ihrer Beilage einen mit einer zweispaltigen Überschrift versehenen Bericht, demzufolge es zu erregtesten Debatten, Kämpfen, zu lauter schwersten Sensationen gekommen war.

Fünf Minuten später erschien Bernhard, groß, schwarzgelockt, bebrillt, die B. Z. in der Hand, bei mir.

„Haben wir den Bericht über die Sitzung der Medizinischen Gesellschaft?“

„Ja,“ erwiderte ich, „Lilienthal war dort.“

„Haben Sie ihn auch groß aufgemacht?“ fragte er weiter. „Eventuell für die erste Seite?“

Ich schüttelte den Kopf: „Nach Lilienthals Bericht lag dazu kein Grund vor.“

„Haben Sie das Referat da?“

Ich reichte ihm den Abzug. Er las, warf ihn beiseite. „Der Bericht ist unmöglich,“ schrie er; „Lilienthal ist wohl gar nicht dagewesen. Da steht ja nichts drin.“

Ich lachte: „Dann ist auch nichts passiert, Herr Bernhard. Ich verlasse mich auf Lilienthal.“

„Lassen Sie seinen Bericht ablegen und nehmen Sie den aus der B. Z.“ verlangte er.

Ich lehnte ab: solange ich nicht durch Zeugenaussagen den Beweis erhielt, daß der Bericht der B. Z. zuträfe, hielt ich an Lilienthals Bericht fest und nähme den aus der B. Z. nicht, deren Unzuverlässigkeit auf allen diesen Gebieten bekannt sei.

Jetzt wurde er zornig: „Die B. Z. ist für Sie nicht mehr „ein Mittagsblatt“, sondern eine befreundete Zeitung des gleichen Verlages,“ schrie er.

Ich erwiderte, er als Verlagsdirektor könne ja befehlen; dann ersuche ich aber, bei dieser Nummer meinen Namen aus dem Impressum zu entfernen. Die Vossische Zeitung und ihre Leser hätten andere Bedürfnisse und stellten

andere Anforderungen als die der B. Z. Ich wüßte das aus ziemlich langer Erfahrung; er könne es nicht wissen, und ich hielte es für meine Pflicht, mich zur Wehr zu setzen, müßte aber natürlich ihm als dem Mann mit dem höheren Gehalt die Entscheidung überlassen. Nur könnte ich dann nicht die Verantwortung tragen und bäte um Entfernung meines Namens.

Bernhard sah mich wütend durch seine Hornbrille an und ging. Ich empfand eine gewisse Neugier, wie der Fall ausgehen würde, stellte wie immer Lilienthals Bericht ohne alle sensationelle Betonung ins Blatt und wartete. Mehr als schief gehen konnte es ja nicht.

Am nächsten Vormittag gegen elf kam Bernhard wieder eiligen Schrittes in mein Zimmer, die ehemalige gute Stube einer Seherwohnung. Er hatte ein Paket Briefe in der Hand, strahlte und sagte: „Fechter — ich danke Ihnen, daß Sie mich gestern vor einer Riesendummheit bewahrt haben. Hier“ — er zeigte auf die Briefe — „das sind lauter Protestbriefe von Ärzten an die B. Z., die alle anfragen, ob der Berichterstatter verrückt geworden sei; viele weisen auf Lilienthals Bericht und seine vorbildliche Sachlichkeit hin. Wenn Sie mich nicht zurückgehalten hätten, wäre ich auch auf den Unsinn hereingefallen.“

Ich lachte: das sei alles Übungssache. Man könne auch Zeitung machen wie die B. Z. Für das große Publikum sei das gar nicht so unrichtig; für ein Publikum wie das der Boß mit seiner Solidität, seinem Sinn für Richtigkeit und Zuverlässigkeit wäre es unmöglich. Hier müsse alles zunächst einmal stimmen und richtig sein; das andere käme später oder gar nicht.

Er nickte: „Ich hoffe, ich lerne es noch. Jedenfalls, Sie müssen achtgeben — ja?“

Ich versprach es ihm, und er ging.

Ein paar Tage später war er wieder da, setzte sich zu mir, sah mich unglücklich an: „Fechter — warum widerspricht mir in diesem Hause keiner? Sie tun's, Bachmann tut's; die andern machen einfach, was ich verlange, und lassen mich reinfallen. Obwohl sie wissen, daß ich reinfallen muß.“

Ich lachte: „Sehr einfach: das sind die Folgen der Ara Sandstein. Ich hab es selbst erlebt, daß er, auf einen Irrtum aufmerksam gemacht, ernsthaft erwiderte: „Merkten Sie sich ein für allemal: ich irre mich nie!“ Da zucken die Leute schließlich die Achseln und tun nur noch, was befohlen wird.“

Er schüttelte den Kopf: „Wenn ich in der Sekerei anordne, daß von heute ab die Lettern am Sekkasten mit dem Buchstaben nach unten in den Winkelhafen gestellt werden — die Leute tun es.“

„Natürlich tun sie es,“ entgegnete ich. „Sie haben ja die Verantwortung.“

„Und die Redaktion?“ fragte er.

Ich schilderte ihm die bisherige Situation zwischen Verlag und Redaktion. „Aus Haß und Gegnerschaft kann nur so etwas entstehen wie jetzt, daß jeder sich freut, wenn Sie etwas Verkehrtes anordnen, und Sie ohne Bedenken damit hereinfallen läßt. Es bleibt Ihnen nichts übrig, Sie müssen Ihrerseits in die Welt der anderen eingehen, müssen dort übernehmen, was richtig ist — und es ist sehr vieles richtig: denken Sie an Lilienthal! Erst dann werden Sie Ihre Tendenzen durchsetzen können, wenigstens wenn die Zusammensetzung der Redaktion so bleibt.“

Er überlegte. „Sehr schwer,“ sagte er dann.

„Sicher, aber auch fruchtbar. Ich habe in den Jahren hier eine Menge gelernt.“

Die Erfahrungen, die Georg Bernhard machte, entsprachen ziemlich genau denen der Brüder Ullstein. Sie hatten es noch etwas schwerer, weil sowohl der Doktor wie der Rechtsanwalt eine gewisse Scheu vor Menschen hatten, erst Boden bekommen mußten, ehe sie etwas von sich ausgeben konnten, und unter diesen Verhältnissen keinen oder nur sehr langsam Boden bekommen konnten.

Franz Ullstein drückte mir in den ersten Tagen nach der Übernahme des Blattes das Romanmanuskript einer sehr bekannten Schriftstellerin in die Hand: das sei der nächste Roman für die Vossische Zeitung. Ich las das Manuskript und schickte es ihm mit einem Begleitbrief zurück: das wäre ein ausgezeichnete Roman für Lokalanzeiger oder Morgenpost, für die Vossische Zeitung aber aus den und den Gründen völlig ungeeignet.

Am nächsten Tag kam er an mir vorbei, hielt mich an: „Sie haben vollkommen recht mit dem Roman; ich schicke Ihnen morgen einen anderen. Es ist gut, daß Sie nein gesagt haben.“

Man hat Franz Ullstein oft nachgesagt, er habe mit seinen Eine-Mark-Romanen ein Warenhaus für Literatur, für Massenkonsum ohne Rücksicht auf Qualität aufgemacht, nur um des Geschäftes willen. Man hat ihm damit bitter unrecht getan; er druckte nur, was ihm gefiel, wozu er ja sagen konnte. Sein Geschmack war zuweilen vielleicht für einen Verleger zu sehr Geschmack des großen Publikums; aber er ist nie kalt allein auf das Verdienen ausgegangen. Er liebte Hans von Hoffensthal und Fedor von Zobeltitz und alle die anderen Dichter, die er druckte, und er wurde böse, wenn jemand in seinem Hause sie angriff. Ich hatte einmal, ich weiß nicht mehr, wann, einen seiner Lieblinge etwas kühl behandelt. Er kam am Morgen in mein Zimmer, drehte mir den Rücken zu, betrachtete eine Weile

stumm die Rezensionseremplare im Bücherständer und sagte plötzlich unvermittelt: „Sie sind mir zu objektiv.“ Darauf verließ er das Zimmer, grußlos, wie er gekommen war, und der Fall war erledigt.

Franz Ullstein gehörte zu den seltenen Verlegern, die loben konnten. Ich habe in der Vossischen Zeitung, seit sie bei Ullstein erschien und die Möglichkeit bestand, bessere Honorare zu bezahlen, neben vielem anderen viele der als Feuilletons ausgezeichneten Schattenbilder von Herbert Eulenberg gedruckt. Dann kam Franz Ullstein zuweilen, wie es seine Gewohnheit war, morgens stumm in mein Zimmer, studierte die Buchrücken, wandte sich zu mir um und sagte, durch seine scharfen Brillengläser herüberblickend: „Davon hat man tagelang etwas.“

Wenn ich dann fragte, was er meinte, stieß er kurz den Titel des Feuilletons hervor. „Was haben Sie bezahlt?“ fragte er.

Ich nannte die Summe — es war nicht wenig. Er nickte: „Das ist es auch wert. Morj'n.“ Damit ging er wieder.

Ich habe während der knappen drei Jahre, die ich mit Franz Ullstein gearbeitet habe, menschlich wie beruflich die besten Erfahrungen mit ihm gemacht. Es gab viele, nicht nur bei der alten Vossischen Zeitung, die nicht in Kontakt mit ihm kommen konnten: sie fanden ihn kalt, intellektuell, unzugänglich und unbeteiligt. Nichts von alledem traf zu. Es dauerte lange, bis man die aus Zurückhaltung, Scheu, Mißtrauen und einer nur langsamen Menschenkenntnis geschaffene Schale durchstieß: hatte man einmal den Menschen erreicht, konnte man sich absolut auf ihn verlassen. Ich habe es noch nach meinem Ausscheiden aus dem Hause Ullstein an mir selbst in der reizendsten Weise erlebt, und die Art, wie er sich später

vor Georg Bernhard gestellt hat, wie er ihn gegen seine eigene Familie, gegen die Redaktion, gegen alle Einflüsse von draußen hielt, war vorbildlich und hätte verdient, daß Bernhard ohne einen Versuch zu falscher Objektivität sich auch vor ihn gestellt hätte, als eine späte Neigung den Doktor Ullstein in allerhand wenn auch verständliche menschliche und berufliche Schwierigkeiten gebracht hatte.

Neben Franz Ullstein stand etwas älter sein Bruder Hans, der Syndikus des Hauses. Er war noch kleiner als Franz, war noch zurückhaltender, stiller, sprach kaum mehr als das Notwendigste und stand gewöhnlich unauffällig, unbewegt, kaum sichtbar irgendwo im Hintergrund. Sein Gesicht war nicht so auf Profil gestellt wie das des Bruders, war rundlicher, ebenso auf Blond gestimmt. Er trug ebenfalls ein Glas vor den kurzsichtigen Augen: er gehörte mit seinem Wesen noch mehr zum Kreis und in die Atmosphäre der alten Vossischen Zeitung als Franz. Auch um ihn war die Luft des guten konservativen Judentums, etwas von einer Welt, die um keinen Preis an die Öffentlichkeit hervortreten und auffallen wollte.

Ein wesentlich anderer Typus war der älteste der Brüder, Louis Ullstein. Er stammte von der ersten Frau des Vaters Ullstein, die eine Christin gewesen war. Er war ein mittelgroßer, breiter Mann mit einem runden, kahlen, freundlichen Kopf, ein absolut berlinischer Typus, der ohne weiteres in einem Roman Fontanes seinen Platz hätte finden können. Er strahlte eine freundliche, sichernde menschliche Wärme aus; man kam mit ihm sehr bald in Kontakt; er erlaubte Nähe und Offenheit und wünschte sie sogar. Zu mir kam er oft, wenn er im Hause war, setzte sich, saß eine Stunde und berichtete von seinen Freuden und Sorgen, verlangte Rat von dem Jüngeren und gab seinerseits ebenfalls gute Ratschläge. Sein Wesen war

breiter, vitaler als das der Brüder, er hatte die Fähigkeit natürlichen Sichgebens und Mitlebens, ja sogar des Sichanschließens. Nachdem ich schon jahrelang das Haus Ullstein verlassen hatte, in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre mag es gewesen sein, führte uns der Zufall eines festlichen Essens im Saal des Zoologischen Gartens noch einmal zusammen. Wir hatten unsere Plätze nebeneinander, und Louis Ullstein strahlte so viel ehrliche Freude und Herzlichkeit aus, daß ich glaube, das Gefühl, das ich heute noch für seine freundliche Gestalt empfinde und damals ebenso empfand, war auf seiner Seite das gleiche und von der gleichen Temperatur.

Die beiden jüngeren Brüder Ullstein sind mir fremd geblieben. Rudolf, dem jüngsten, bin ich nur ein paarmal flüchtig in der Druckerei begegnet; Hermann, dem die Zeitschriften — die Berliner Illustrierte, die Modenwelt, später auch Die Dame — unterstanden, habe ich gesellschaftlich bei Monty Jacobs getroffen, ohne eine persönliche Beziehung zu ihm gewinnen zu können.

Es gehörte zur Tragödie der Brüder Ullstein, daß sie mit der Vossischen Zeitung ein Instrument der besten Tradition erwarben, wie sie es für sich und ihr Unternehmen gebraucht hätten, und daß sie dieses Instrument, da es in vielem veraltet und unwirksam geworden war, als Ganzes zerstören mußten, um ihm neue Wirkungskräfte zu schaffen. Sie behielten die alte Redaktion bei; sie durchsetzten sie mit neuen Kräften, hinter denen bald verschwand, was früher im Vordergrund gestanden hatte, ohne daß ein Neues von ebenso solider Art an seine Stelle getreten wäre. Die Vossische Zeitung wurde energisch ausgebaut; sie bekam „das große Abendblatt“ mit zwölf Seiten Text; das Publikum aber hatte sich inzwischen an das Berliner Tageblatt, den Lokalanzeiger, die Nacht-

ausgabe, das Acht-Uhr-Abendblatt gewöhnt. Es kaufte die Vossische nicht, um so weniger, als sie ihr altes Gesicht nicht aufgeben, ein entschieden neues nicht finden konnte. Die alte bürgerliche Bildungsatmosphäre wurde zum Teil beibehalten, zum Teil in eine neue, moderne umgewandelt; für die gab es aber bereits andere Organe, denen die Abonnenten aus Gewohnheit treu blieben. Der alte Leserkreis der Voss empfand die neue Welt als fremd, zog sich zurück und ging nicht mehr mit. Was die Vossische Zeitung bis dahin getragen hatte, war trotz allem ihr konservatives Fundament gewesen; das hätte sie, flugbewahrt, weitergetragen, selbst wenn darüber Neues errichtet wurde, das notwendig geworden war. Die sich langsam wandelnde Redaktion aber beseitigte gerade diese konservativen Elemente, über denen der Verlag zu gleicher Zeit seine Buchunternehmungen erfolgreich entwickelte. Es entstand ein Seitenstück zum Tageblatt, mit mannigfachen Einschlägen von der V. Z. her — es entstand ein Gebilde, für das in einer sich unterirdisch bereits immer stärker zum Konservativen wandelnden Zeit kein Boden mehr war. Solange der Krieg dauerte, wurde dies von dem allgemeinen Nachrichten hunger und dem Lesebedürfnis jener Zeit verdeckt; nach 1918 wurde es von Jahr zu Jahr deutlicher. Und als gegen Ende der zwanziger Jahre die Zeit kam, in der sich die Ablösung der Leser vom Glauben an den Inhalt der Zeitung vollzog, als die Massen wie bisher liberale Zeitungen kauften, abonnierten, lasen und dann absolut antiliberal wählten, als wir bei uns das gleiche Phänomen erlebten wie zwanzig Jahre später England bei den Labour-party-Wahlen nach 1945 — da starben die Wurzeln der Vossischen Zeitung nach fast zweieinhalb Jahrhunderten endgültig ab. Sie hat noch bis 1934 fortgelebt: sie war schon lange

vorher tot, in ihrer Politik wie in dem, was sie geistig brachte. Monty Jacobs, ihr letzter Feuilletonredakteur, hat eine Menge wertvoller Beiträge gedruckt, hat selbst in seinen Kritiken Vorzügliches geleistet; es konnte nicht mehr wirken, weil dazwischen vollkommen Zeitfremdes stand, Dinge, die die mögliche Wirkung des anderen paralyisierten und aufhoben. Die letzten zwanzig Jahre der Boffischen Zeitung haben ungezählte Millionen verschlungen; sie waren ein vergeblicher Versuch, zu retten, was nicht mehr zu retten war.

Im August 1915 wurde ich aus dem Hause Ullstein heraus eingezogen und kam zuerst nach Lille, dann nach Serbien. Der Verlag zahlte das Gehalt zunächst weiter; nach einiger Zeit begannen die monatlichen Kürzungen, so daß Ende 1917 etwa nur noch hundert Mark monatlich übriggeblieben waren. Franz Ullstein gab mir nach Lille einen Brief an Paul Oscar Höder mit, der dort als Hauptmann die Liller Kriegszeitung herausgab; er bat ihn in diesem Schreiben, etwas für mich zu tun, mich wenn möglich in seine Redaktion anzufordern. Das war zunächst nicht möglich; als es in den Bereich des vielleicht zu Verwirklichenden trat, war ich bereits nach Serbien abtransportiert, und die Liller Zeit lag hinter mir. Um die Kriegsjahre zu erleichtern, bekamen wir vom Hause Ullstein jede Woche ein Feldpostpäckchen mit Zigarren. Als ich mich beim „Doktor“ bedankte, schrieb er, er wäre unschuldig an diesen Sendungen — die kämen von der Liebesgabenzentrale. Zugleich schickte er privatim eine Sendung: die käme nun wirklich von ihm — aber den Dank hätte er schon im voraus bekommen.

Ober-Ost

1916 führte das militärische Schicksal mich aus dem südlichen Serbien nordwärts nach Wilna: die Presse-Abteilung Ober-Ost hatte mich angefordert, ich sollte in Wilna unter dem Leutnant Wallenberg die Wilnaer Zeitung machen, ein Blatt zugleich für die Bevölkerung und die Besatzungstruppen. Ernst Wallenberg kannte ich vom Hause Ullstein her sehr gut. Er war Zahnarzt gewesen, hatte aber eine ausgesprochene Zeitungsphantasie und war bei Ullstein angestellt, nur um „Ideen zu haben“. Auf zwanzig unbrauchbare kam eine ausgezeichnete, wie die der Tausend Worte Englisch, und machte ihn immer von neuem unentbehrlich. Jetzt hatte ihn der Hauptmann Vertkau, der in Ober-Ost die Presseabteilung leitete, nach Wilna berufen; er hatte gleichzeitig mich angefordert, damit wir, unter der Oberhoheit der Pressestelle IV, die der Rittmeister Stille betreute, das neue Blättchen in die Welt setzten.

Wallenberg, dessen Sohn Hans zwanzig Jahre später als amerikanischer Captain die Münchener „Neue Zeitung“ in der Amerikanischen Zone des besetzten Deutschland leitete, war ein kleiner, rundlich energischer Mann mit vortrefflichen organisatorischen Talenten und einer impulsiven menschlichen Aktivität. Ich habe es oft erlebt, daß er, wenn ein alter Mann einen schweren Karren eine steile Straße nicht emporbrachte, zusprang, trotz seiner Leutnantsuniform zupackte und nicht ruhte, bis er Mann und Karre über den Berg gebracht hatte. Er hatte für die Wilnaer Zeitung eine jüdische Druckerei im Bahnhofsviertel belegt, als Druckereileiter unsern vorzüglichen gemeinsamen Freund Stocky aus der alten Vossischen Zeitung berufen und baute nun, als ich da war, in acht Tagen

einen Betrieb auf, der imstande war, zunächst im Flachdruck die 3000 Exemplare täglich, mit denen wir beginnen sollten, zu liefern.

Unser gemeinsamer Vorgesetzter war wie gesagt der Rittmeister Stille, im Zivil Kommerzienrat Hermann Stille, Besitzer des Verlages Georg Stille, in dem unter anderem die Preussischen Jahrbücher Hans Delbrücks erschienen, der den gesamten Bahnhofsbuchhandel und jetzt im Kriege auch die Feldbuchhandlungen unter seiner geschäftlichen Obhut hatte. Er war infolgedessen, wie Wallenberg bewundernd feststellte, Einkommens-, nicht nur Besitzmillionär. Er war ein schlanker, eleganter Mann mit einem fröhlichen, merkwürdig mecklenburgisch wirkenden Gesicht mit einer vergnügten Knollennase, die ihn freilich nicht hinderte, als Vorgesetzter gelegentlich höchst vorgelegt zu sein. Wir haben davon allerdings kaum je etwas zu spüren bekommen; denn Hermann Stille war einer der wenigen Reserveoffiziere, denen ich begegnet bin, die die Verkleidung in die Uniform nicht ernst, sondern eben als vorübergehende Verkleidung nahmen. Er war viel zu klug und viel zu überlegen, um in sich den Rittmeister, in mir den Landsturmmann zu sehen: das überließ er Leutnants und anderen Leuten. Er wußte, daß wir alle nur Rollen in einer Tragikomödie spielten. Wenn er in seiner Pressestelle, die durchaus ein Etappenbetrieb war, eine Gesellschaft gab, lud er Monty Jacobs und mich ebenso wie seine Offiziere ein. Sonntags war ich oft sein Tischgast, zum tiefen Staunen der anderen Geladenen. Denn er war geschäftsklug genug zu wissen, daß er später, wenn wir beide die Uniform ausgezogen hatten, wieder der Kommerzienrat und Verleger Stille sein würde und ich the man connected with the press. So machte er sich oft das Vergnügen, an schönen Sommer-

abenden, wenn wir beide in dem hölzernen Operettentheater im Botanischen Garten waren, in der Pause draußen auf dem Vorplatz Arm in Arm mit mir zu promenieren — wobei freilich zugleich eine offenkundige gegenseitige Sympathie mitsprach. Ich mochte den lebenslustigen, weltläufigen Mann gern, der sein Amt mit souveräner Überlegenheit verwaltete. Als mich bei einer Dienstreise in Berlin die Nachricht traf, daß mein jüngster Bruder gefallen sei, und ich gerne nach Wiesbaden zu meiner Mutter fahren wollte, rief ich ihn von Berlin aus an und bat um Urlaub.

Stille sagte: „Aber selbstverständlich, Fechter, selbstverständlich. Bloß sagen Sie mir, mein Lieber, wie soll ich denn das machen?“

Er hatte keine Ahnung vom Dienstbetrieb. Ich riet ihm, sich an unsern guten Unteroffizier Neumann zu wenden; der würde alles vorbereiten und ihm vorlegen. Er atmete erleichtert auf: „Gut — das werde ich machen,“ und dann klappte es auch vorzüglich.

1918 im Sommer — ich hatte Wilna im Frühjahr verlassen — begegnete ich ihm noch einmal in einer Premiere des Kleinen Theaters Unter den Linden. Er war in Uniform, ich im Abendanzug. Wir begrüßten uns freudig, dann betrachtete er mich prüfend: „Mensch, Sie sehen ja so anständig aus! Ich hätte gar nicht gedacht, daß Ihnen Zivill so gut stehen könnte.“

Ich mußte an ein klassisches Wort seines Freundes Kunheim denken, der, ein Schwiegersohn des Geheimrats Arnhold und Rittmeister wie Stille, eines Sonntags mit Wallenberg und mir gemeinsam bei Stille gefrühstückt hatte. Wir standen nach dem Essen rauchend am Fenster zusammen und unterhielten uns. Auf einmal sagte Kunheim, nachdem er mich eine Weile schweigend

gemustert hatte: „Wissen — mit dem Kopf können sie auch machen, was Sie wollen: der paßt auf keine Uniform.“ Mir blieb nichts übrig, als ernsthaft die Hacken zusammenzunehmen und förmlich zu erwidern: „Zu Befehl, Herr Rittmeister.“ Stille, dem ich nachher die Bemerkung erzählte, lachte herzlich; er hatte viel Sinn für Komik, und als er kaum fünfzigjährig bald nach dem Kriege starb, habe ich seinen frühen Tod ehrlich bedauert: unter den Berliner Verlegern war seine Gestalt eine der originellsten und unterhaltsamsten gewesen.

Bliebender Gewinn der zweieinhalb Jahre Wilna war meine Freundschaft mit Monty Jacobs. Er war von Hause aus Engländer, obwohl in Stettin geboren; er hatte sich 1914 bei Kriegsausbruch als Freiwilliger beim II. Garde-Feldartillerieregiment in Potsdam gemeldet und war angenommen worden, hatte dann sein Naturalisationsgesuch eingereicht und war zuletzt, als dieses Gesuch nicht rechtzeitig durch die lange Reihe der damaligen deutschen Vaterländer hindurchkam, wie seine anderen Landsleute in der Hausvoigtei — Einzelzelle mit Eckloset — eingesperrt worden. Da saß er vier Wochen, dann kam die Naturalisation; das Regiment hatte ihm die Stelle über den Termin hinaus offen gehalten, und die Kaserne nahm ihn auf. Anfang 1915 kam er an die Front, in die Gegend zwischen Maas und Mosel, und da saß er nun, brachte es zum Gefreiten, und da er weder die vorschriftsmäßige Religion noch die vorschriftsmäßige Nationalität besaß, blieb es bei den Knöpfen. Er kam fast ein Jahr lang nicht weiter.

Wir hatten uns schon angefreundet, als er nach dem Übergang der alten Vossischen Zeitung zu Ullsteins an Stelle Cloessers neben Klaar die Theaterkritik übernahm. Er war ein großer, breiter, stattlicher Mensch mit einer

sehr männlich aufrechten, zugleich empfindlichen und warmherzigen Seele. Wir hatten von Anbeginn Sympathie füreinander, und als am 1. August 1914 die Bössische Zeitung aus der Breiten Straße in das Wlsteinhaus in der Kochstraße übersiedelte, eröffnete ich ihm in meinem Zimmer mir gegenüber an meinem Schreibtisch eine Freistatt, wo er, wenn er im Hause war, sitzen und arbeiten konnte. In den letzten Tagen des Friedens und den ersten des Krieges stellten wir uns der Lokalredaktion zur Verfügung und schrieben Straßenbilder und Zeitstimmungen. Dann wurde er Soldat, dreiviertel Jahre später ich ebenfalls, und dann hörten wir wenig mehr voneinander. Bis ich eines Tages im Polnischen Theater in Wilna, in der Lutnia, einen lehmfleckigen Artilleriegefreiten auf mich zukommen sah und wir uns beglückt in die Arme sanken. Ihm war das Gefreitendasein von mehr als einem Jahr lästig geworden; er hatte sich an seinen Freund, den Major Kaemmerer, Hindenburgs Personalschef, gewendet und mit dessen Hilfe erreicht, daß er zur Wilnaer Zeitung kommandiert wurde. Er wollte dort nicht bleiben: „Ein Kriegsfreiwilliger gehört nicht in die Etappe,“ sagte er. Er wollte durch Wallenbergs Vermittlung nur die Unteroffizierstreffen erwerben und sich dann sofort wieder zu einem Regiment an die Front melden. „Ich habe mir nun lange genug mein Essen selbst geholt,“ sagte er; „jetzt ist es genug.“

Er blieb denn auch nur etwa zwei Monate, bis Wallenberg seine Beförderung durchgesetzt hatte; diese Wochen aber gehören zu den lebendigsten der Wilnaer Jahre. Von Kowno, wo Sudermanns späterer Schwiegersohn, der Hauptmann Frenz, so etwas wie eine Intellektuellen-Zentrale geschaffen hatte, indem er Maler, Schriftsteller, Schauspieler aus präferen Situationen heraus anfor-

derte — von Kowno kam des öfteren Herbert Eulenberg herüber, den ebenfalls Frenß, mit dem er befreundet war, dorthin gerettet hatte. Eulenberg hatte, in Münster eingezogen, vergeblich versucht, einen Ausgleich zwischen seiner rheinischen Dichterromantik und den Gewohnheiten des preußischen Militärs zu finden. Schließlich hatte Frenß mit Ludendorff gesprochen, und der hatte ihn sozusagen als Ober-Öst-Feuilletonisten nach Kowno kommen lassen. In einer für die Annalen der Beziehungen zwischen Geist und Militarismus denkwürdigen Unterredung hatte Ludendorff dem Gefreiten Eulenberg erklärt, Militär müsse nun einmal bestimmte Regeln innehalten; das sei für Menschen von seiner, Eulenbergs, Art sicher nicht leicht. Man wolle trotzdem einen Versuch wagen; wenn es nicht ginge, müsse man sich eben wieder trennen. Daraufhin war Eulenberg der Presse-Abteilung attachiert; Frenß hatte ihn unter seinen Schutz genommen, wie er Schmidt-Rottluff und Arnold Zweig, Magnus Zeller und manchen anderen noch betreute, und nun fuhr Eulenberg nach Riga und Mitau, Bialystock und Libau, um für die vielen Zeitungen des besetzten Gebietes Städtebilder und Menschenschilderungen, kleine Geschichten und Szenen aus der Geschichte zu schreiben.

Auf diesen Reisen kam er des öfteren auch nach Wilna. Ich kannte ihn von Berlin, von seiner Mitarbeit an der Bössischen Zeitung; Monty lernte ihn jetzt kennen. Zuweilen begleitete ihn der Unteroffizier Hermann Struck, der Maler und Radierer, und so ergab sich ein lebendiger Kreis und manche Stunde einer Heiterkeit, die wunderbar zu Krieg und Uniform passen wollte. Eulenberg war ein mehr als mittelgroßer, breiter Mann mit einem runden Gesicht, hellen, immer etwas erstaunten Augen und einer Neigung zu unmilitärisch langem, nach hinten in

den Nacken fallenden Haarwuchs. Er hatte eine laute, tönende, ein wenig romantisch volle Stimme; er hatte ein Vergnügen am Durcheinander des Lebens und erzählte mit Behagen jedem, was ein anderer über ihn geäußert hatte: er inszenierte seine Komödien bereits in der Wirklichkeit. Er trank gerne ein gutes Glas Wein und bekannte laut und vernehmlich seine Fremdheit gegenüber allem, was Militär hieß. Er ironisierte mit spürbarem Vergnügen die Umgangsformen mit den Vorgesetzten und empfand sich offenbar in der Stille kraft seiner dichterischen Begabung als den Besonderen, Überlegenden. Man spürte auch immer noch den Kern seiner ursprünglichen großen Begabung, um dessentwillen die Zeit unrecht tat, über dem Autor der „Schattenbilder“ den Dichter der „Belinde“ und des „Münchhausen“ zu vergessen. Die Schattenbilder aus Ober-Ost fertigte er mit souveräner Flüchtigkeit: es kam ihm gar nicht darauf an, den Zaren statt Nikolaus Alexander zu nennen und mit Jahreszahlen ein selbst für militärische Zeitungen geradezu frivoles Spiel zu treiben. Er hat trotzdem neben reinen Tagesleistungen eine Menge reizender lebendiger Stadt- und Landschaftsbilder geschaffen, die es verdienten, nicht vergessen zu werden.

Eines Sonntags waren wir, Monty, Eulenberg, ein junger Unteroffizier Ballentin, ein Neffe des Schauspielers Ballentin, und ich hinausgewandert in den Wald von Sakret, in dessen ehemaligem Jagdschloß Tolstoj's „Krieg und Frieden“ einsetzt, der Zar Alexander Napoleons Übergang über den Njemen erfährt. Es war herrliches Wetter, wir waren bester Laune, legten uns schließlich auf dem hohen Ufer über der Wilja, die unten im Tal in großen Bogen vorüberfloß, ins Gras und begannen ein Wettbichten. Zuerst jeder einzeln, dann, da das langweilig

wurde, gemeinsam. Ein Sonett auf die Wilja sollte entstehen; jeder mußte einen Vers beisteuern. Eulenberg als berufsmäßiger Dichter hatte den Vortritt. Mit künstlich bebender Stimme begann er: „Die Wilja fließt im braunen Abendscheine“ — worauf sich zunächst eine endlose Debatte über die Zulässigkeit des Farbwortes braun erhob. Schließlich wurde es genehmigt, Monty lieferte den zweiten Vers, und so ging es unter Wizen und Gelächter bis zum Abschluß des Sonetts. Der Unteroffizier Wallentin als der Jüngste mußte Protokoll führen und das Dpus im Entstehen aufzeichnen. Das Ergebnis wäre wert gewesen, den Hymnen von Mickiewicz an seinen Heimatstrom und die Wilja angereicht zu werden.

Neben Eulenberg kam durch Monty noch ein Dritter in unseren engeren Kreis, der Hauptmann Litten von der M.E.D. 5, der Wilnaer Militär-Eisenbahndirektion. Er war seines Zeichens Professor des Strafrechts an der Universität Königsberg. Die Familie stammte aus Elbing; Littens Vater hatte in Kahlberg, dem Seebad auf der Frischen Nehrung, in dem wir als Kinder oft die Ferien verbracht hatten, eine hölzerne Villa im Walde besessen, von der mir der Name Litten schon seit frühesten Jahren vertraut war. Nun trat der Sohn auf, Gerichtsoffizier bei der M.E.D., ein stattlicher, breiter Mann, entfernter Vetter von Monty, mit einem runden, abwartend energischen Gesicht und einem etwas aggressiv vorgeschobenen Kopf, ein klarer, kühler, ausgezeichnet formulierender Jurist, der gegen Wallenberg ein durchaus unberechtigtes Vorurteil, dagegen für mich, vielleicht von der Elbinger Landsmannschaft her, ein ausgesprochenes Faible hatte. Er kam oft, wenn er wußte, daß Wallenberg nicht da war, auf die Redaktion und führte stundenlang gescheite Gespräche mit mir. Als ich Anfang April 1918

Wilna verließ, um in Berlin in die Norddeutsche Allgemeine Zeitung Reimar Hobblings einzutreten, war er, da Wallenberg schon ausgeschieden war, der einzige, der mir das Geleit gab. Er kam an den Bahnhof und überbrachte mir, als letzte Gabe, für die Reise ein Kistchen mit fünfzig Zigarren, was für die Zeit von 1918 bereits ein höchst kostbares Geschenk war und den tiefen Neid der mitfahrenden Landsr erregte, der denn natürlich auch nicht ohne Konsequenzen blieb, obwohl ich in einem Nicht-raucherabteil saß.

Schon im Mai 1916 hatte Monty Jacobs die Unteroffizierstreffen bekommen. Zwei Wochen später zog er ab, zum Feldartillerieregiment Nummer 101, bei dem sein Freund Bill Bleichröder als der melancholischste Stabsarzt der preussischen Armee wirkte. Etwa ein Jahr später tauchte Monty wieder in Wilna auf, um sich neu einzukleiden. Er war zum Leutnant befördert worden, nachdem man ihn vorher schon zum Vizewachtmeister ernannt hatte. Er brachte das Manuscript eines Buches über Ibsen mit, das er im Unterstand geschrieben hatte. Sein Material war eine Zigarrenkiste voll von Reclamheften gewesen. Seine ostpreussischen Kanoniere hatten die dauernde Schreiberei des Herrn Wachtmeisters mit dem gesunden Mißtrauen betrachtet, mit dem das Volk aller nicht handwerklichen Tätigkeit nicht mit Unrecht zu begegnen pflegt.

Am Abend feierten wir den Leutnant Jacobs im Offizierskasino in Wilna: Wallenberg, Litten, Monty Jacobs und der Landsturmmann Fechter. Als die ersten Gläser Wein gefüllt waren, ergriff Monty das seine: „Paul, kommen Sie her, ich muß protestieren!“ Und wir tranken vor den mißbilligenden Blicken der Herren Offiziere an den anderen Tischen Brüderschaft — als ob wir

spät noch das Faktum bekräftigen wollten, daß wir beide einmal im A.L.B., im Akademisch-Literarischen Verein an der Universität Berlin, aktiv gewesen waren. Monty war einst gleichzeitig mit Franz Ullstein eingetreten; sein Leibbursch war Hjalmar Schacht gewesen. Zu meiner Zeit vertrat Franz Schulz die Literatur, der spätere Germanist der Straßburger und der Frankfurter Universität; dann kam noch Wolfgang Liepe, der Kieler Germanist, und dann endete die Geschlechterfolge des alten kleinen Verbandes.

Monty Jacobs ist von der Front noch des öfteren nach Wilna gekommen, zuweilen allein, zuweilen begleitet von dem Stabsarzt Bleichröder, der sich beim Regiment, dem gleichen Artillerieregiment, in dem Monty wirkte, tödlich langweilte. Er litt unter ausgesprochenem Kasinohaß, der sich überall entwickelte, wo Stäbe monate- und jahrelang, womöglich an derselben Stelle, mit den gleichen Menschen zu hausen gezwungen waren. Er war ein ausgesprochener Melancholiker; es kam vor, daß er, wenn ich allein war, bei mir gegen Mittag auf der Wilnaer Zeitung auftauchte, seine verbeulte Feldmütze auf den Haken hängte, sich auf das alte Sofa legte und erklärte: „Hier gehe ich jetzt nicht mehr weg.“

Ich ließ ihn dann ruhig liegen und erledigte meine Arbeit. Er stöhnte gelegentlich, wunderte sich, daß ich es fertig bekäme, den Stumpfsinn tagaus, tagein mitzumachen, und ließ sich am Ende durch viel gutes Zureden bewegen, aufzustehen und zu einem Teller Feldküchensuppe mit ins Quartier hinüberzukommen.

Einmal war er eine Zeitlang auf Urlaub in dem Offiziersgenesungsheim, das Frau von Eichhorn, die Gattin des Generals, in Antokol eingerichtet hatte. Böse Zungen behaupteten, sie wäre nur nach Wilna gekommen,

um den alten Beherrscher des A. D. R., der mangels anderer militärischer Beschäftigung ein nach ihrer Meinung allzu reges Interesse für das Theater Wilnas entfaltete, unter Kontrolle zu haben. In Antokol führte sie jedenfalls ein strenges Regiment, duldete keine frontmäßig salopp gewordenen Manieren, etwa daß ihr die Herren zur erneuten Füllung mit Tee nur die Obertassen hinüberreichten und die Untertassen für sich behielten. Bleichröder liebte sie und hatte Freude an ihrer energischen Art, zumal er selbst kaum den Willen aufbrachte, viel Energie zu entfalten.

Eines Tages, als Bleichröder wieder einmal als Ur- lauber in Antokol war, erkrankte Wallenberg. Er hatte einen Anfall von akuten Magenschmerzen, krümmte sich in seinem Bett, stöhnte, wand sich, und kein Mittel half.

Monty, tatkräftig wie immer, rief das Offiziers- genesungsheim Antokol an und bat seinen Freund Will, doch einmal herüberzukommen und nach dem Kranken zu sehen. Bleichröder wollte zuerst nicht, schließlich gab er nach und kam, in seinem verwitterten Mantel und mit der alten Mütze, die seinem schmalen Gesicht mit dem grauen Spitzbart eine ferne Ähnlichkeit mit den Zügen des Grafen Dord, des Kommandeurs von Wilna-Suwalki, gab. Monty brachte ihn zu dem Patienten. Bleichröder setzte sich auf die Bettkante, entblößte den Leib des Kranken, befühlte ihn, behorchte ihn auch einmal und erhob sich dann wortlos wieder. Monty, beteiligt und eifrig, erkundigte sich nach dem Ergebnis der Untersuchung, fragte, um was es sich handle.

„Magenkrämpfe, Erkältung, vielleicht ein Magen- geschwür?“

Bleichröder sah ihn melancholisch abweisend an: „Er soll nicht so viel fressen,“ war seine ganze Antwort. Monty,

froh, daß es sich jedenfalls nicht um etwas Ernstes handelte, lachte, der Patient wandte sich indigniert zur Wand, und Monty, auch in der Uniform kultureller Verpflichtungen bewußt, fragte den traurigen Stabsarzt freundlich, ob er sich nach der Untersuchung vielleicht die Hände waschen wollte. Bleichröder aber, offenbar in einem ganz tiefen Wellental seiner Welt- und Menschen- und Selbstverachtung versunken, warf nur einen kurzen Blick auf seine Hände und erwiderte: „Soll er sich doch seinen Bauch waschen!“ Worauf er seine alte Mütze aufstülpte und wortlos wieder das Haus verließ.

Bleichröder, dessen Berliner Behausung in Pankow stand und der im Gegensatz zu Bismarcks Zweig der Familie zu den „armen Bleichröders“ gehörte — sie wurden nur auf etwa sieben Millionen geschätzt —, der Stabsarzt Bill Bleichröder, der übrigens menschlich ein reizender Mann voll Wärme, innerer Freundlichkeit und anständigster Haltung zum Leben war, hatte wie gesagt eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Grafen Nord von Wartenburg, dem Chef der Verwaltung von Wilna-Suwalki. Diese Ähnlichkeit beruhte nicht nur auf der verwandten Barttracht, zumal der Spitzbart des Grafen Nord wesentlich lockerer und undisziplinierter war als der des Stabsarztes Bleichröder, sondern auf der gleichen Mißachtung militärischer Außerlichkeiten und Uniformeleganz. Die Mütze des Grafen Nord war noch viel verbeulter als die des anderen, und der graue, lange Umhängetragen, mit dem man ihm oft in den Straßen Wilnas begegnete, wäre von Vertretern jüngerer militärischer Generationen längst mit tiefster Verachtung beiseitegetan worden. Der Graf Nord, in seiner Jugend Freund Diltheys und ein Mann profunden gelehrten Wissens, trug den seinen weiter; er war über die Eitel-

seiten der Menschen wie über ihr Urtheil genau so erhaben wie der melancholische Stabsarzt aus Pankow.

Monty Jacobs sollte eines Tages auch seine persönliche Bekanntschaft machen. Wir schrieben für die Wilnaer Zeitung abwechselnd Schilderungen der Architekturen der Stadt oder Bilder ihres seltsamen Lebens, und eines Tages hatte Monty sich die alte Universität Wilna vorgenommen. Er schilderte den Bau mit dem verschneiten Arkadenhof; er berichtete von dem Studenten Adam Mickiewicz, vom Aufstand der polnischen Jugend 1830 und gab so ein lebendig anschauliches Bild aus dem versunkenen Leben der Stadt. Der Aufsatz mußte natürlich der politischen Zensur vorgelegt werden, und die verbot ihn prompt: Wilna wäre eine litauische Stadt, es hätte nie eine polnische Universität gegeben — die Arbeit wäre höchst gefährlich und untragbar. Wir fluchten zuerst, dann lachten wir. Zwei Tage später aber wurde der Verfasser des Artikels zu dem Chef der Verwaltung Wilna-Suwalki befohlen. Der Gefreite Jacobs, eines schweren Anpiffs gewärtig, setzte sich seinen Artilleristenhelm mit dem blanken runden Knopf oben auf, nahm Haltung an und begab sich nicht ohne Neugier in die Höhle des Gestrengen. Man brachte ihn zum Grafen Dord. Statt eines Anpiffs entspann sich eine sehr lebendige Unterhaltung: der Chef der Verwaltung wollte wissen, woher der Gefreite Jacobs das interessante Material für seinen Aufsatz hatte. Monty mußte berichten; der Graf Dord nickte, notierte und bedankte sich. Er hielt dabei den Fahnenabzug des so schwer infrimierten Artikels in den Händen; zuweilen sah er durch seine Brille darauf nieder, las ein Stückchen; zuletzt hob er das Gesicht zu dem vor ihm stehenden langen Gefreiten und sagte: „Gedruckt kann das, was Sie geschrieben haben, ja nun nicht werden: die Herren von der Zensur

müssen auch etwas zu tun haben, und ich mag da nicht hineinreden. Aber heben Sie den Aufsatz gut auf; vielleicht können Sie ihn anderswo veröffentlichen. Diesen Abzug hier behalte ich." Damit war die Audienz zu Ende, und der Befreite Jacobs konnte heimkehren, um uns von diesem dienstlichen Erlebnis zu berichten.

Der Graf Nord hat des öfteren die gleiche Souveränität und Überlegenheit bewiesen. Er war ein sehr kluger und ein gelehrter Mann; an der Tafel seines Kasinos war er gefürchtet, und niemand saß gern neben ihm, weil er eine besondere Freude daran hatte, den Herren Hauptleuten und Majoren ihre Unwissenheit zum Bewußtsein zu bringen. Er stellte die gefährlichsten Fragen und freute sich, wenn das Opfer versuchte, sich mit irgendeinem halbrecherischen Unsinn herauszuwinden. Einmal geriet er dabei an den Unrechten: ein jüngerer Herr in der kleidsamen Tracht der Militärbeamten — man pflegte sie etwas überheblich wegen des vorherrschenden grünen Tons der Uniform Parkwächter zu nennen — saß neben ihm. Graf Nord brachte das Gespräch auf das Zeremoniell am Hof der Margarethe von Parma und erkundigte sich freundlich bei seinem Nachbarn nach irgendwelchen Einzelheiten der Etikette von Brüssel und Mecheln. Er muß ein sehr erstauntes Gesicht gemacht haben, als sein Partner nicht nur ganz präzise Antworten gab und eine genaue Kenntnis der Materie entwickelte, sondern darüber hinaus den Herrn Grafen durch bescheidene Anfragen seinerseits in eine leise Verlegenheit brachte. Das Schicksal hatte es gefügt, daß in der kleidsamen Parkwächteruniform ein Privatdozent der Universität Marburg, der Doktor Haepfe steckte, dessen Sondergebiet diese Zeit war, und daß der Chef der Verwaltung daher diesmal keine Gelegenheit fand, sich an den Wissenslücken des Partners

zu ergözen und für Augenblicke sein isolirtes Dasein in einer für ihn wesensmäßig sehr fremden Welt zu vergessen.

Graf Dord hat übrigens aus diesem isolirten Dasein heraus in Wilna mehr als einmal Gutes und Vernünftiges verwirklicht. Ein solcher Fall mag hier verzeichnet sein; er drang zu uns nur in Erzählungen anderer Beteiligter, hat sich aber wohl im wesentlichen so abgespielt, wie er berichtet wurde. Es gab in Wilna eine große jüdische Druckerei, ihr Inhaber hieß Romm. Sie war eines der größten, wenn nicht das größte Unternehmen der Stadt, was schon daraus hervorging, daß die kleineren Druckereien den Rommschen Besitz an Setzmaterial als eine geradezu legitime Quelle der Ergänzung des ihrigen ansahen. Sie ließen durch Setzer, die bei Romm arbeiteten, aus den dortigen Setzkästen entleihen, was in den ihren gerade fehlte, ohne natürlich jemals an Zurückgeben zu denken. Diese Diebstähle nahmen schließlich einen derartigen Umfang an, daß die Rommsche Druckerei sich entschloß, in Leipzig, von wo sie ihr hebräisches Letternmaterial bezog, eine eigene, etwas verkürzte Regellänge für ihre Lettern zu bestellen. Sie war dadurch zwar gezwungen, Schließrahmen und alles übrige Arbeitsgerät ebenfalls auf diese verkürzte Regellänge umzustellen: die einmaligen Kosten aber, die das verursachte, waren gering im Vergleich zu dem Dauerverlust, den sie durch die ständigen Lettern Diebstähle erlitt. Die hörten nach dieser Gewaltmaßregel natürlich auf; die Lettern auf den verkürzten Regeln waren, weil zu kurz, für jede andere Druckerei unverwendbar; wo solch ein Buchstabe zwischen Lettern mit normaler Regelhöhe stand, ergab sich im Druck ein Loch. Da der tragende Regel kürzer war als die der Nachbarn, konnte die Type nicht drucken, blieb unter

der Ebene der Buchseite und fiel aus. Es war ein Radikalmittel; aber es half.

In dieser Rommschen Druckerei nun war die berühmte, große sechsunddreißigbändige Talmudausgabe gedruckt worden, soweit sie bereits vollendet war. Gelehrte aus aller Welt hatten nach den Manuscripten und Drucken der Vatikanischen und anderer Bibliotheken den Text geschaffen. Man hatte ihn gesetzt, stereotypiert und die Platten der einzelnen Bände sorgfältig verpackt und geordnet aufbewahrt. Nun brachte der Krieg die Zeit der wachsenden Metallknappheit; es wurde überall gesammelt, und eines Tages wurden auch die Druckereien des besetzten Gebietes herangezogen und auf Material revidiert, das sie für die Munitionserzeugung abliefern konnten. Der in Wilna mit der Angelegenheit betraute Hauptmann machte sich auf den Weg. Er kam auch zu Romm, fand das Lager der stereotypierten Platten der Talmudausgabe, war beglückt über den Reichtum dieses Fundes und legte sofort Beschlagnahme auf die ganze Herrlichkeit. Das Wilnaer Rabbinat, ja die ganze Judenschaft der Stadt, soweit sie am geistigen Leben der Nation Anteil nahm, war entsetzt. Die Vernichtung der Talmudplatten war ein Schlag, von dem sie nicht wußten, wie sie ihn tragen sollten. Sie zerbrachen sich die Köpfe, sie sann auf Abhilfe, und schließlich kam ein kluger Mann auf den Einfall, er wollte den Chef der Verwaltung um seine Intervention bitten. Sie hatten gehört, er sei nicht nur streng, er sei auch gerecht und sei ein gelehrter Mann: mehr als hinauswerfen konnte er sie nicht, und einen Versuch war die Sache schließlich wert.

Eine Abordnung machte sich also auf und bat um eine Audienz beim Grafen Yord — und siehe da, sie hatte Erfolg: sie drang bis zu ihm vor. Sie legte ihm mit

vielen Worten den Fall dar, beschwor den Chef der Verwaltung mit beweglicher Rede. Der Graf Nord saß schweigend da, betrachtete die redenden, gestikulierenden, vollbärtigen Männer durch seine funkelnde Brille — und dann sagte er, sie würden Bescheid bekommen, und entließ sie. Worauf er sich seine verbeulte, alte Feldmütze aufsetzte, seinen alten, grauen Kragenmantel umnahm und zu Romm ging. Er ließ sich die Sache ganz genau zeigen, besah sich eingehend die Bibliothek der stereotypierten Platten, die eine Menge hoher Regale bis unter die Decke füllten — und dann ging er hin und verfügte, daß es sich bei dem Rommschen Talmud um ein Kulturunternehmen handele, das nicht nur für das Judentum, sondern für die ganze europäische geistige Welt von hohem Wert sei, daß eine Zerstörung einen schweren Verlust bedeuten würde — und daß das Plattenmaterial daher nicht unter die jetzige Sammelverfügung fallen dürfe.

Der Hauptmann war sehr traurig; die Wilnaer Juden segneten den Grafen Nord, und die Rommsche Talmudausgabe blieb durch die kluge Überlegenheit des Herrenhaus-Nord, wie man ihn damals noch allgemein nannte, vor der Zerstörung bewahrt.

Der Graf Nord von Wartenburg war nicht der einzige in Wilna, der schwierige Fragen mit solcher Überlegenheit behandelte und löste. Der alte General Hermann von Eichhorn hatte die gleiche Souveränität und bewies sie aufs wichtigste in einem Fall, über den alle, die an ihm teilhatten, herzhast gelacht haben. Außer der Wilnaer Zeitung, die Wallenberg mit uns für das Militär und die Bevölkerung gleichzeitig herstellte, gab es in Wilna ein zweites deutsches, nur für das Heer bestimmtes Blatt, die „Zeitung der zehnten Armee“. Der Leutnant Urbach leitete sie; seine Helfer waren der Gefreite Brammer, der

später beim Kapp-Putsch für den Verlag Otto Stolberg die Broschüre mit dem verteidigenden Bericht über das Verhalten der Reichsregierung und ihre Flucht nach Stuttgart schrieb, und der Kanonier Wöhrle. Oscar Wöhrle war, bevor er nach Wilna kam, im Westen Artillerist gewesen und infolgedessen etwas schwerhörig; in seiner schwäbischen Heimat hatte er sich nicht nur als Schriftsteller und Lyriker, sondern auch als Mitglied der sozialdemokratischen Partei betätigt. Das hatte ihn den Militärbehörden verdächtig gemacht, und sie hatten ihn und seine Post unter Zensur gestellt. Wöhrle bekam keinen Brief ausgehändigt, den die Postzensur nicht lange und ausführlich geprüft hatte.

Bei Privatbriefen wäre das noch gegangen; da Wöhrle aber als Redakteur seiner Zeitung auch dienstliche Schreiben oft unter seiner Privatadresse erhielt, ergaben sich Unzuträglichkeiten, die unangenehm wurden. Die Presseabteilung in Kowno z. B. versandte eine Nachrichtenkorrespondenz; Wöhrle bekam sie, da sie an ihn persönlich ging und die Postzensur seine Briefe zuweilen bis zu acht Tagen unerledigt liegen ließ, oft mit so viel Verspätung, daß er sie nicht mehr benutzen konnte. Dieses ärgerte ihn — er sann auf Abhilfe, und eines Tages setzte er sich hin und schrieb einen Feldpostbrief: „An den Kanonier Wöhrle bei der Zeitung der X. Armee.“ In den Umschlag aber steckte er folgendes Schreiben: „Sehr geehrte Herren von der Postzensur! Ich weiß, daß Sie meine Post lesen und habe auch nichts dagegen, zumal mir das nichts helfen würde. Wogegen ich aber etwas habe, das ist die Tatsache, daß Sie zu diesem Lesen meiner Post eine so lange Zeit brauchen. Meine Post gehört auf meinen Schreibtisch und nicht auf den Ihrigen; denn es sind sehr oft Briefe dabei, die ich dienstlich brauche, und die

veralten und sinnlos werden, wenn Sie Ihre Arbeit in diesem Tempo erledigen. Ich ersuche Sie also, in Zukunft meine Post etwas schneller zu prüfen. Hochachtungsvoll Kanonier Wöhrle."

Diesen Brief übergab er wie gesagt, an sich selbst adressiert, der Feldpost. Der Zensuroffizier auf der Poststelle öffnete ihn wie jeden Brief an den Kanonier Wöhrle, las ihn und schäumte. Er hängte sich sofort an das Telephon, rief den Leutnant Urbach als den Vorgesetzten Wöhrles an, trug den Fall vor und verlangte exemplarische Bestrafung des Verbrechers. Er sprach von militärischer Achtungsverletzung, von Kriegsgericht und allen erdenkbaren Möglichkeiten: er ließ erkennen, daß der Brief des Kanoniers Wöhrle an den Kanonier Wöhrle geseffen hatte.

Der Leutnant Urbach war in schwerer Verlegenheit. Gewiß, Wöhrle hatte die heilige Subordination schwer verletzt — wenn er auch an sich selbst geschrieben hatte. Er mußte ihn bestrafen — aber er brauchte ihn dringend für die Herstellung seiner Zeitung. Er wußte auch nicht, welche Weiterungen sich ergeben konnten, wenn die gereizten Löwen von der Postzensur den Fall weiter verfolgten und ihrerseits weitergaben. Er war in schrecklicher Verlegenheit; aber schließlich kam ihm ein rettender Gedanke: er setzte seinen Helm auf und ging ins A. D. R., um dem alten Eichhorn die Sache vorzutragen. Der war die höchste Instanz in Wilna; er erfuhr dann wenigstens, wie diese Instanz über Wöhrles Vergehen dachte und was für eine Strafe sie mindestens voraussetzte.

Der alte General Eichhorn, ein breiter, kräftiger Mann mit einem runden, kurzgeschorenen weißhaarigen Schädel und einem runden, vollen Gesicht, aus dem das Monokel die latenten Züge einer überlegen wohlwollenden Ge-

scheitheit wirkungsvoll herausholte — der alte Eichhorn empfing den behelmten Leutnant Urbach, und der begann, nach kurzer Duvertüre den Fall Wöhrle vorzutragen. Als er den Inhalt des Briefes berichtete, den Wöhrle an die Herren der Postzensur geschrieben hatte, brach Eichhorn in ein schallendes Gelächter aus: „Das ist großartig — das geschieht den Kerlen recht! Der Wöhrle hat das ausgezeichnet gemacht! Warum arbeiten die Burschen nicht besser? Dazu sind sie ja da!“

Der Leutnant stimmte pflichtgemäß und innerlich etwas erleichtert in die Heiterkeit des hohen Vorgesetzten ein, gab dann aber bescheiden zu bedenken, daß die Herren von der Zensur eine strenge Bestrafung des Übeltäters verlangt hätten. Eichhorn nickte und lachte weiter: „Natürlich müssen Sie ihn verknäcken. Acht Tage strengen Arrest: das ist der Spaß wert.“

Der Leutnant Urbach nickte; aber dann gab er zu bedenken, daß er den Kanonier Wöhrle leider nicht entbehren könne. Wenn er ihn acht Tage einsperre, wisse er nicht, wie er die nächste Nummer der Armeezeitung fertigstellen sollte.

Der alte Eichhorn nickte wieder, so daß sein Monokel funkelte: „Sie sollen ihn ja auch nicht einsperren,“ sagte er lachend. „Sie sollen ihn nur verknäcken. Geben Sie ihm acht Tage Hausarrest, und lassen Sie ihn arbeiten wie sonst. Er hat doch genau genommen einen Brief an sich, nicht an einen Vorgesetzten geschrieben.“

Wieder neigte der Leutnant sorgenvoll das Haupt: „Gewiß, Erzellenz; aber der Wöhrle hat so viel Außendienst; ich muß ihn hierhin und dorthin schicken. Wenn er Hausarrest hat—“

„Herrgott, Mann!“ sagte der alte Eichhorn lachend; „dann verknäcken Sie ihn und geben Sie ihm gleichzeitig

einen Dauerausweis für freies Herumlaufen draußen. Ihre Zeitung ist schließlich wichtiger, als daß der Wöhrle tatsächlich brummt. Außerdem ist der Wig so gut, daß er schon darum ruhig frei ausgehen kann."

Der Leutnant Urbach erhob sich tief erleichtert, bedankte sich bei Seiner Erzellenz und ging. Und so kam es, daß ein Fall offener Auflehnung eines simplen Kanoniers gegen den Schlendrian einiger seiner Vorgesetzten von dem obersten Führer der Armee, zu der er gehörte, mit überlegener Heiterkeit gebilligt und die Konsequenzen, die sich aus der militärischen Ordnung nun einmal ergeben mußten, so abgelenkt wurden, daß der Übeltäter, weil er mit Wig und Geist gehandelt hatte, von ihnen überhaupt nicht mehr getroffen wurde.

Etwas über zwei Jahre habe ich in Wilna verbracht. Ende 1917 begann der Kreis abzubröckeln. Bertkau, der Leiter der Presseabteilung in Kowno, mußte seinen Posten verlassen und ging nach Brüssel. Bald darauf folgte ihm Wallenberg, der an Bertkau seine Hauptstütze gehabt hatte. Zu der Pressestelle in Wilna war der Leutnant Hildebrand Gurlitt kommandiert, der jüngste Sohn von Cornelius Gurlitt. Die Leitung der Wilnaer Zeitung übernahm der junge Leutnant Preuß, der mir noch das E.K. II. überreichte, das Wallenberg trotz meines Sträubens für mich durchgesetzt hatte: er war der Ansicht, daß ich es schon aus äußeren Gründen brauchte. Wer fast drei Jahre Militärdienst gemacht hatte und weder Gefreiter geworden war noch das E.K. bekommen hatte, gegen den mußte etwas Ehrenrühriges vorliegen, und diesen Verdacht wollte er zerstreuen. Ich wehrte mich, so gut es ging; die Auszeichnung war mir wegen der anderen Leute im Betrieb unangenehm — ich mußte aber stillhalten. Während des Krieges habe ich es, wo ich

konnte, vermieden, das Band zu tragen, erst im November 1918 habe ich es vorgeholt und an meinen Zivilanzügen angelegt, weil damals alles dagegen war.

Reimar Hobbing und Hugo Stinnes

Ende 1917 zerfiel die Welt von Wilna, und es war ganz sinnvoll, daß ich im November einen Brief von Reimar Hobbing erhielt mit der Anfrage, ob ich nicht Lust hätte, zu ihm zu kommen und das Feuilleton der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung zu übernehmen. Er hatte das alte offiziöse Blatt im Sommer 1917 gekauft; er wollte es ausbauen, hatte den Hofprediger Doebling, von dem er in seinem Buchverlag einen Band Predigten herausgebracht hatte, gefragt, ob er nicht einen vernünftigen Feuilletonredakteur für ihn wisse, und Doebling hatte ihm geraten, sich an mich zu wenden. Dieses tat Hobbing, und so fuhr ich nach Berlin, um den Fall des näheren mit ihm zu besprechen. Ich informierte ihn und wanderte zwei Tage später nach der stillen Großbeerenstraße, auf deren westlicher Seite, im Erdgeschoß eines älteren Hauses, der Verleger Reimar Hobbing seinen Sitz und seine Wohnung hatte.

Es lohnte sich, diesem Manne zu begegnen. Man traf einen Riesen, eine breite, hohe Gestalt mit einem mächtigen Schädel, einem freundlich-flugen, nordwestdeutschen Gesicht, einen Menschen, der geladen mit Energien wie eine ungeheure Lokomotive vor einem stand und nur auf den Moment zu warten schien, in dem die Bremsen gelöst wurden und er losbrausen konnte. Man hörte es dem tiefen, starken Atmen Hobbings an, wie sehr der ganze Mann auf die Möglichkeit tätiger Auswirkung seiner

Kräfte wartete. Es war seltsam, dreißig Jahre später, einem ebenso riesigen jüngeren Neffen von ihm als Leiter der Berliner Neuen Zeitung, des amerikanischen Blattes, zu begegnen: Enno Reimar Hobbing und Hans Wallenberg, der Sohn meines Wilnaer Leutnants, waren die Vertreter der nächsten Generation, die nach dem zweiten Weltkrieg von der Gegenseite her das Erbe der Vorfahren übernahm und fortsetzte.

Reimar Hobbing stammte aus dem Oldenburgischen. Er war beim Norddeutschen Lloyd als Pressechef tätig gewesen und hatte sich schon vor dem Kriege dem Buchverlag zugewandt. Sein Name wurde in eingeweiheten Kreisen mit einer Art scheuer Hochachtung genannt: er galt als der Erfinder des „risikolosen Geschäftes“, wie man damals sagte, und genoß, da er diese Erfindung mit ausgezeichnetem Erfolg angewandt und auf ihrer Grundlage ein Vermögen erworben hatte, ein Ansehen, das ihn bald in die vorderste Reihe der großen Berliner Verleger rückte.

Die Geschichte von Reimar Hobbings „risikolosem Geschäft“ wanderte zu jener Zeit mit vielen amüsanten Details durch die interessierten Buchhandels- und Zeitungskreise. Hobbing hatte einen Einfall gehabt und hatte ihn vorsichtig und systematisch ausgebaut, mit so viel Überlegung und Berechnung aller Möglichkeiten, daß das Ganze ein Musterbeispiel bester lücken- und in der Tat risikoloser Kalkulation wurde.

Hobbing war Buchhändler, Verleger; so sann er auf ein Verlagsunternehmen, das unter Umständen mit einem Schlage die Grundlage für ein Vermögen schaffen konnte. Er hielt Ausschau nach einem geeigneten Verlagsobjekt und kam schließlich auf die Sämtlichen Werke Friedrichs des Großen mit den Illustrationen von Menzel. Buch-

händlerisch war das keine besonders zugkräftige Idee; so mußte man sie unterbauen, bis sie nicht nur zugkräftig geworden war, sondern die Garantie eines großen Erfolges bot.

Reimar Hobbing ließ zu diesem Zweck eine Kartothek des Berliner Hofes und all der Kreise anlegen, die mit ihm zusammenhingen. Dann engagierte er einen lebendigen jungen Kunsthistoriker, den Doktor Fritz Vollert, und gab ihm den Auftrag, eine zweite Kartothek herzustellen, nämlich ein Verzeichnis der deutschen Millionäre (das Ganze spielte sich wie gesagt vor 1914 ab). Zuerst wurden in einem Zimmer die ganz großen Vermögen registriert, deren Millionenbesitz in die dreistelligen Zahlen anstieg; dann kamen die bescheidenen Reichtümer dran, die sich zwischen zehn und hundert Millionen bewegten, und schließlich die Kleinen von den Meinen, die sich unterhalb der Zehnergrenze hielten. Sie machten am meisten Arbeit; denn ihrer waren viele; gerade darum waren sie für Reimar Hobbing mindestens so wichtig wie die großen zwei- oder gar dreistelligen Millionensummen, deren es entsprechend weniger gab.

Der Doktor Vollert, froh, einmal nichts von Ghirlan-dajo oder Mabase hören zu müssen, entledigte sich seines Auftrages offenbar zur Zufriedenheit seines Verlegers; denn er saß noch lange nach 1918 als Vertreter Hobbings in Kopenhagen und war ein Wohltäter der Menschheit, indem er gelegentlich Seife und Rasiercreme und alle die Kostbarkeiten nach Berlin schickte, die es dort zu jener Zeit nicht gab. Hobbing aber, als er seine Verzeichnisse fertig hatte, engagierte eine Anzahl Herren mit guten Namen und guten Manieren, ehemalige Offiziere, Männer vom Adel, und schickte sie nun mit Subskriptionslisten aus. Die Unterzeichner bestellten die große Pracht-

ausgabe der Werke Friedrichs des Großen mit den Illustrationen von Menzel, die im Verlag Reimar Hobbing in Berlin erscheinen sollte. Die erste Subskribentenliste brachte ein besonders geeigneter Sendbote zu Wilhelm dem Zweiten selber — und der Kaiser bestellte, seiner Verpflichtungen gegen den großen Ahnherrn bewußt, nicht nur ein Exemplar, sondern eine ganze Menge. Mit diesem Anfang wurden nun die weiteren Kreise des Hofes durchwandert, und da das Vorbild von Majestät verpflichtete, so bestellte jeder, dem die Listen vorgelegt wurden, mindestens auch ein Exemplar der Sämtlichen Werke des großen Königs — vom Hofmarschall bis zu den kleinen und kleinsten Hoflieferanten, die man alle ebenfalls in die Kartothek aufgenommen hatte.

Dann aber begann erst die eigentliche Arbeit, das Aufsuchen der über das ganze Reich verstreuten Millionäre. Wieder wurden Herren der Gesellschaft eingesetzt neben berufsmäßigen Buchhandlungsreisenden — und das Geschäft nahm seinen Fortgang. Name um Name, Bestellung um Bestellung glitt in die Listen des Verlages Reimar Hobbing: Tausende und Tausende von Exemplaren der Sämtlichen Werke Friedrichs des Großen wurden bestellt — zu einer Zeit, da noch keine Zeile gesetzt, kein Klischee angefertigt, kein Bogen Papier bereitgelegt war. Reimar Hobbing machte ein Riesengeschäft ohne Risiko: er konnte genau vorher sagen, wie groß die Auflage werden mußte; er brauchte nicht zu fürchten, daß er den Alten Fritz nachher würde verramschen müssen.

Immerhin: ein Gefahrenpunkt war da. Hobbing bot das geplante Erzeugnis seinen Subskribenten direkt an, ohne den Umweg über den Sortimentsbuchhandel zu nehmen und den am Gewinn zu beteiligen. Er steckte den

Gewinn allein ein und das für sein Gefühl mit Recht: eine Idee wie die dieses risikolosen Geschäfts verdiente Belohnung. Die Tatsache aber, daß der Verlag Hobbing die Werke Friedrichs des Großen in einer Prachtausgabe herausbrachte, konnte nicht verborgen bleiben. Die Buchhandlungsreisenden schwärmten, die Sortimenter horchten neugierig auf: es drohte die Gefahr, daß sie sich übergangen fühlten und dies Gefühl den Verlag Hobbing bei seinen anderen Unternehmungen entgelten ließen. Das war nicht angenehm und mußte vermieden werden. Reimar Hobbing beschloß daher, eine zweite, erheblich kleinere Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen herauszubringen, die er (in nicht zu großer Auflage) dem Sortimentsbuchhandel übergab. Das wirkte beruhigend: die angebliche große Prachtausgabe auf Subskription war wohl nur ein Gerede gewesen: bei dem sagenhaften Hobbingschen Friedrich dem Großen hatte es sich offenbar nur um diese Ausgabe, die auch mit Illustrationen Menzels geschmückt war, gehandelt. Die Gefahr des Aufruhrs der Sortimenter war gebannt, und Reimar Hobbing konnte nun an die Herstellung seines Verlagswerkes gehen, das, wie gesagt, bevor eine Zeile gesetzt oder gedruckt wurde, bis auf das letzte Exemplar verkauft war, und zwar nicht zum Buchhändler, sondern zum Ladenpreis, was immerhin ein Unterschied ist.

Aus diesem flugen, sorgfältig durchgeführten Geschäft war das Vermögen entstanden, mit dem Reimar Hobbing dann 1917 die Norddeutsche Allgemeine Zeitung erwarb. Sie war das offiziöse Blatt der Wilhelmstraße und infolgedessen beim Publikum völlig unbekannt; ihre Auflage — sie betrug etwa 10000 Stück — wanderte in die Büros der Ämter, wurde als Einwickelpapier des großen Formates wegen gern mitgenommen. Gelesen wurde sie überhaupt

nicht, fast genau so wenig wie der Reichsanzeiger, das Blatt, in dem die Gesetze und Verordnungen der Reichsregierung publiziert wurden. Eduard Pliehsch und ich haben 1918 zuweilen gewettet, welches der beiden Blätter weniger gelesen würde, und haben Experimente angestellt, um das herauszubekommen. Pliehsch, der damals noch bei Bode am Kaiser-Friedrich-Museum saß, schrieb aus irgendeinem unerfindlichen Grunde Kunstkritiken für den Reichsanzeiger; ich tat dasselbe für die Norddeutsche Allgemeine. Ein Widerhall aus dem Publikum kam nie, weder bei ihm noch bei mir. Wir versuchten die waghalsigsten Behauptungen, stellten allerhand wilde Thesen und Kunsttheorien auf: niemand protestierte, niemand reagierte. Es war damals noch möglich, in zwei (dem Format nach) großen Berliner Blättern ohne jedes Echo und ohne jede Beachtung zu schreiben, was einem einfiel, und nirgends die sonst doch immer auf der Lauer liegende deutsche Protestiersucht zu reizen.

Reimar Hobbing hatte diese Existenz der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung im luftleeren Raum des Schweigens wohl von vornherein gesehen. Er hatte das Blatt nicht eben teuer erworben und wollte nun wie jeder Verleger, der eine Zeitung kauft oder eine neue gründet, ein großes, vielgelesenes Organ und mindestens so etwas wie eine deutsche Times daraus machen. Er gebrauchte diese Formel schon bei unsrer ersten Unterhaltung; ich kannte sie bereits von den Gesprächen mit den Brüdern Ullstein beim Anlauf der alten Bössischen Zeitung. Die sollte auch durchaus den Aufstieg zu einer deutschen Times erleben, und es gelang ihr auch nicht. Es muß da doch wohl ein Unterschied in der Psychologie der Nationen bestehen: die Deutschen haben offenbar nie so viel vom bloßen Zeitungslesen gehalten wie die Engländer.

Unser erstes Gespräch verlief, wie es nicht anders sein konnte, im wesentlichen informatorisch. Reimar Hobbing bewilligte ohne zu handeln, was ich an Gehalt forderte, versicherte, daß jede Reklamation beim Heer ohne weiteres durchgehen würde, da sie ja vom Auswärtigen Amt käme, dem die Norddeutsche Allgemeine unterstände. Ich berichtete über meine Beziehungen zum Hause Ullstein, über die Notwendigkeit, falls ich zu ihm käme, die Summe abzugelten, die der Verlag Ullstein seit 1915 weiter an mich als Gehalt gezahlt hätte; ich sagte ihm schließlich, daß ich selbstverständlich Bernhard und Franz Ullstein Mitteilung von seinem Angebot gemacht hätte und noch heute mit beiden darüber sprechen würde. Er war einverstanden.

Nach einer Stunde verließ ich ihn und ging zu Georg Bernhard, um ihm zu berichten, was ich mit Hobbing verhandelt hatte. Bernhard als Verlagsdirektor war vor allem an der Summe interessiert, die Hobbing mir geboten hatte. Als ich sie nannte, sagte er nach kurzem Überlegen: „Das zahlen wir Ihnen sofort auch, wenn Sie wieder zu uns kommen.“ Ich zog die Schultern hoch: „Sie wissen, ich komme gern; aber wie ist es mit der Reklamation? Hobbing sagt, er könne mich über das A. A. reklamieren. Auch risikolos.“

Bernhard schüttelte den Kopf: „Reklamieren kann ich Sie nicht und will ich Sie nicht: die Verantwortung übernehme ich nicht. Ich habe vor einem Vierteljahr den armen Doktor Benjamin reklamiert; er lag mit einer Trainabteilung irgendwo in einem Dorf im Osten und verbrauchte nutzlos seine Zeit und seine Kraft. Als unsere Reklamation eintraf, wurde er sofort noch einmal gemustert, f. v. geschrieben und an die Front geschickt. Vier Wochen später ist er gefallen — das riskiere ich nicht noch einmal.“

Ich sah ihn nachdenkend an: „Hobbing meint, er könne garantieren, daß es bei ihm ohne Panne geht.“

Bernhard nickte: „Möglich. Ich kann es nicht. Und Sie können nicht warten?“

Ich schüttelte den Kopf: „Das Haus Ullstein zahlt mir monatlich noch etwa hundert Mark. Was ich sonst hatte, ist verbraucht. Es geht nicht mehr. Die Wohnungsmiete allein kostet fünfundneunzig Mark im Monat. Es ist eine Zwangslage.“

Wir beschlossen, das Weitere dem Schicksal zu überlassen. Konnte Hobbing mich reklamieren — gut; so hieß das, daß mein Weg mich zu ihm führen sollte. Konnte er es nicht, so blieb mir der Rückweg in die Kochstraße und ein Wiederbeginn bei der alten Voß offen.

Ich meldete Hobbing das Ergebnis der Unterhaltung und fuhr nach Wilna zurück. Vier Wochen später machte er mir Mitteilung von der erfolgten Reklamation des Auswärtigen Amtes und bat, daß ich mich von der Verwaltung Wilna-Suwalki lösen möchte. Ich sprach mit Stille und dem Leutnant Preuß; es dauerte aber noch bis in den März, bis ich „in Marsch gesetzt wurde“. Da mein Ersatzbataillon in Saarburg bei Trier lag, kam ich zu Hobbing auf dem Umweg über das Rheinland, was noch einige Tage mehr kostete.

Hobbing hatte, während er mit mir verhandelte, als zweiten Mann und Theaterkritiker für die Norddeutsche Allgemeine Otto Flake engagiert. Flake, den ich von Dresden her kannte — er redigierte damals das Feuilleton des Leipziger Tageblattes — und dessen langer, überlebensgroßer Gestalt ich auf der Voß oft wieder begegnet bin, Flake schrieb jede Woche einen Brandbrief nach Wilna und bat mich, mein Kommen möglichst zu be-

schleunigen: er brauche mich als Stütze und Hilfe. Als ich in der zweiten Hälfte des März endlich eintraf, fand ich ihn nicht mehr vor: er war mit einem Sonderauftrag des Blattes in die Schweiz gegangen und kehrte nicht mehr zu Hobbing zurück. Ich mußte allein die Redaktion übernehmen: als einzige Hilfe hatte ich für wissenschaftliche Nachrichten und Theaterkritik den Hofrat Arthur Rehbein, Ag vom Rhin, wie er sich nannte. Wir waren ein etwas sonderbares Gespann, haben uns aber trotzdem gut vertragen.

Leiter des Blattes war Otto Stollberg, der später selbst einen Buchverlag begründete, ein mittelgroßer, rundlicher Mann von freundlicher Unbetheiligkeit oder unbetheiligter Freundlichkeit. Die anderen waren wie überall: die einzigen, die eigene Züge hatten, waren Oscar Müller, der Außenpolitiker und spätere Presseschef Josef Wirths, und Georg Schünemann, der Musikkritiker. Oscar Müller war einer der wenigen Berliner Journalisten mit Format und Überlegenheit: er war ein Herr, freundlich, ohne jemals die Distanz aufzugeben, flug, ohne sich je zu banalem Fleiß und der üblichen Tüchtigkeit herabzulassen. Der elegante, stattliche Mann mit dem runden, lebendigen Gesicht war Alemanne, Badener; seine leicht österreichisch wirkenden Züge paßten vortrefflich zu seiner Haltung zum Leben, der er auch später, als er im Ruhestand lebte, mit Laft und Grazie treu geblieben ist. Es war jedesmal eine Freude, ihm zu begegnen, weil jedes Treffen sich in der zugleich persönlichen und entpersönlichten Atmosphäre geformter Menschen abspielte. Der Herr Staatssekretär holte im Winter 1948 mit der gleichen Überlegenheit Holz aus dem Grunewald, mit der er früher Minister und Staatssekretäre empfangen hatte.

Von sehr anderer Art war Georg Schünemann, der die Musik betreute. War Oscar Müller ausgesprochen elegant, so trat Schünemann tagein, tagaus in dem gleichen alten Gehrock in die Erscheinung, an dem oft ein Knopf zu fehlen pflegte. Er hatte es nicht leicht; er mußte nicht nur für sich, sondern auch für die Familie seiner Eltern sorgen und tat das mit Humor und guter Laune, ohne sich durch sein zwangsweise bescheidenes Äußeres stören zu lassen. Er hatte ein sehr berlinisches, schmales Gesicht, das eigentlich wenig vom Musiker besaß; er freute sich, wenn er Operetten besuchen mußte, an den Beinen der Sängerinnen ebenso wie an den Stimmen und sprach gern von den „Dessouchens“, die es jeweils auf der Bühne zu sehen gab. Nach der Revolution erhielt er Anfang 1919 zwei Berufungen auf Lehrstühle der Musikgeschichte. Ich riet ihm, in Berlin zu bleiben; denn er sei Berliner und gehöre hierher. Das sah er ein und blieb, nahm den Ruf an die Berliner Universität und gleichzeitig den an die Hochschule für Musik an und wurde nun der Professor Schünemann. Er tat uns einen letzten großen Dienst, indem er uns als seinen Nachfolger in der Musikkritik Walter Schrenk brachte; dann zog er sich mehr und mehr in seine Ämter und in das bürgerliche Dasein zurück. Es fehlte nie mehr ein Knopf an seinem Rock; aber der fröhliche Georg Schünemann verschwand langsam im Hintergrund. Ein frühes Magenleiden kam hinzu, und so verwehten die Reste von Boheme, die während seiner Zeit bei der Norddeutschen noch ferne über ihm geleuchtet hatten.

Als Georg Schünemann das Hobbingblatt verließ, hieß es bereits nicht mehr Norddeutsche Allgemeine Zeitung, sondern nur noch Deutsche Allgemeine Zeitung. Das war

so geschehen: Am 9. November 1918 wählte eine Anzahl linksradikaler Journalisten ihre Zeit gekommen und besetzte mit Hilfe von Scharen irgendwo aufgegriffener Soldaten die Redaktionen, um nun ihrerseits die zeitgemäße Weiterführung vor allem der „reaktionären Organe“ zu übernehmen. So erging es dem Berliner Lokalanzeiger, so erging es auch der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung. Als wir am späten Samstagnachmittag das Sonntagsblatt fertigstellten, erschien Herr Felix Stössinger und ein fast blinder Schriftsteller, begleitet von Soldaten mit aufgepflanzten Seitengewehren, erklärte uns, Herr Hobbing sei eine Größe von gestern, noch dazu eine gefallene, und jetzt bestimmten sie hier. Wir besahen uns die neuen Herren, überlegten ein bißchen, setzten uns auf unsere Schreibtische und sahen zu. Zuerst durfte niemand sein Zimmer verlassen; allmählich lockerten sich die Bande frommer Scheu, und ich begab mich — die Redaktion befand sich damals in zwei Etagen eines Hauses in der Kochstraße nahe der Wilhelmstraße, die Druckerei lag in der Wilhelmstraße selbst — hinüber zu Fritz Reineck, dem Chef vom Dienst, mit dem ich bereits mehrere Jahre bei der alten und dann bei der Ullsteinvoß zusammengearbeitet hatte. Reineck saß an seinem Schreibtisch; rechts und links neben der Tür stand je ein ehemaliger Infanterist ohne Kofarde, aber mit drohend emporragendem Seitengewehr.

Ich setzte mich zu Reineck auf den Tisch: „Was sagst du nun?“

Er lachte. „Ist doch viel bequemer so,“ sagte er, „wenn die anderen unsere Arbeit machen. Ich habe nichts dagegen. — Hast du Hunger?“ fragte er plötzlich.

Hunger hatte man 1918 immer. „Hast du etwas zu essen?“ fragte ich diplomatisch zurück.

„Aber ja,“ erwiderte er gleichmütig, sein Monokel ein-
klemmend und unten die rechte Lüre seines Schreib-
tisches öffnend. Er holte ein ganzes Kommißbrot heraus,
schnitt ein dickes Stück ab und reichte es mir. „Hier ist
Butter,“ sagte er, als handle es sich um etwas ganz
Selbstverständliches. „Nimm ordentlich!“

Ich strich, mühsam zwischen natürlicher Gier und künst-
licher Bescheidenheit einen Ausgleich suchend, meine
Schnitte. Den beiden Soldaten neben der Lüre quollen
die Augen aus dem Kopf. Reined strich sich langsam,
genießend ebenfalls ein Stück Brot; dann wandte er
sich zu den Männern an der Lüre: „Haben eure Führer
auch denn schon was zu essen gegeben?“

Sie schüttelten beide energisch die Köpfe: „Nischt —
seit heute früh schieben wir Kohldampf.“

Reined grinste: „Dürft ihr denn da von eurem Posten
an der Lüre weg?“ erkundigte er sich spöttisch.

„Klar,“ sagte der kleinere der beiden, „die haben uns
gar nischt zu sagen.“

„Denn kommt her und macht euch jeder 'ne Stulle
zurecht,“ sagte Reined ruhig, schnitt zwei dicke Stücke
Kommißbrot ab, legte mit dem Messer auf jedes ein
Stück Butter und reichte jedem der Soldaten eins. Die
Gewehre mit den aufgepflanzten Bajonetten klirrten
in die Ecken; die Männer ergriffen gierig das dar-
gebotene Essen, verstrichen die Butter mit ihren
Taschenmessern und aßen mit der Hast Hungernder, zu-
gleich mit einer Hoffnung in den Augen, daß vielleicht
am Ende...

Reined sah diese Hoffnung und schnitt stumm zwei
weitere dicke Scheiben von seinem Brot: „Butter gibt's
keine mehr; die muß morgen noch reichen. Aber Brot
könnt ihr noch haben, wenn ihr wollt.“

Die beiden griffen eilig zu. Dann sagte der eine, nachdem er den Rest der ersten Schnitte hinuntergeschluckt hatte: „Hätten wir gewußt, daß ihr so anständige Kerle seid, wir wären nie mit denen da gegangen.“

„Nee,“ bestätigte der andere. „Aber wo sollten wir denn hin? Wir kriegen doch nicht mehr zu fressen.“

Reinedick nickte: „Das kommt davon, wenn man Revolution macht,“ sagte er lachend. „Merkt es euch fürs nächste Mal. Die andern da haben immer zu fressen; den Kohldampf lassen sie euch.“ Und dann gab er jedem der Männer noch eine Zigarette und wandte sich zu mir: „In zwei Tagen ist der Spuk ja doch wieder vorbei. Warten wir es in Ruhe ab!“

Und er behielt recht. Am Sonntagmorgen erschien die Norddeutsche Allgemeine Zeitung mit dem schönen Titel „Die Internationale“, im übrigen aber bis auf ein blutrünstiges Einschiesel auf der ersten Seite so, wie wir sie umbrochen hatten. Am Montag erschien sie gar nicht. Die Setzerei, im Einvernehmen mit der Redaktion, streifte: es wurde nichts gesetzt, was die neuen Herren lieferten. Am Dienstag das gleiche: wir saßen an unsern Schreibischen, die Setzer an ihren Setzmaschinen — gearbeitet wurde nicht. Gegen Mittag zog die „Besatzung“ ab, die beiden Soldaten mit herzlichen Händedrücken. Am nächsten Morgen kam die erste Nummer der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ heraus. Den Namen hat das Blatt dann behalten bis zum Untergang der alten Berliner Presse in den Apriltagen von 1945. Herr Hobbing war nicht mehr eine Größe von vorgestern, im Gegenteil: er erwies sich in der nächsten Zeit lebendiger und aktiver denn je zuvor.

Persönlich erlebte ich diese seine Lebendigkeit auf sehr amüsante Weise. Er kam oft zu mir in mein Büro, setzte

sich hin, holte tief Atem und begann, Thesen und Pläne zu entwickeln, mit denen ich nicht immer einverstanden sein konnte. Wie viele gescheite Menschen und Verleger hatte auch er vom Publikum eine Vorstellung, die den Erfordernissen der Zeitung nicht völlig entsprach. Er sah nicht, daß der Erfolg der sozialdemokratischen und der liberalen Blätter darauf beruhte, daß sie ihren Lesern Literatur und Aufsätze mit Ansprüchen vorgesetzt hatten, so daß der Leser — etwa bei der Frankfurter Zeitung — sich geschmeichelt vorkam, daß man ihm Verständnis für so hohe, schwierige Beiträge zutraute. Hobbing wollte aus der Deutschen Allgemeinen Zeitung die deutsche Times machen; mir aber trug er des öfteren vor, ich müßte bei allem, was ich ins Blatt brächte, mir als Leser den Postschaffner von Stallupönen vorstellen. Ich widersprach: ich müßte auch an den Postschaffner von Stallupönen denken, aber nicht nur. Die Deutsche Allgemeine Zeitung wäre ein Berliner Blatt und ein Blatt des guten Bürgertums, schon infolge ihres Abonnementspreises: das dürfte ich auch niemals vergessen.

Hobbing wollte das nicht wahrhaben. Ihm schwebten offenbar amerikanische Massenwirkungen vor, die mit dem Ideal einer deutschen Times wieder nicht ganz zu vereinigen waren.

Eines Tages kam er von neuem zu mir. Seine rastlose Energie, die durch den zeitbedingten Papiermangel des Blattes sich im Großen nicht auswirken konnte, griff zum Ersatz nach kleineren Problemen. Er setzte sich neben meinen Schreibtisch, sprach dies und das, bis er auf einmal begann: „Sagen Sie, Herr Fechter, das Geld, das Ihnen der Doktor Ullstein, nachdem Sie eingezogen waren, weitergezahlt hat, das Geld hat er Ihnen doch aus zwei Gründen gegeben?“

Ich wußte nicht, wo er hinauswollte, nickte und schwieg.

Er fuhr fort: „Die eine Hälfte hat er Ihnen gezahlt, weil Sie über drei Jahre bei ihm waren, die andere aber, damit Sie nach Schluß des Krieges wieder zu ihm zurückkämen, nicht?“

Ich erkannte, daß ihn das Problem der Regelung der „moralischen Hypothek“ beschäftigte, die sich aus der Fortzahlung wenn auch nur eines abnehmenden Teiles des ehemaligen Gehalts für mich gegenüber dem Hause Ullstein ergeben hatte. Als ich seinerzeit in seinen Verlag übertrat, hatten wir uns dahin geeinigt, daß er die aufgelaufene Summe, es waren im ganzen zwischen sieben- tausend und achttausend Mark, an das Haus Ullstein zurückzahlen müsse. Die eine Hälfte wollte er von vorne- herein tragen, die andere sollte ich ihm schuldig bleiben und eventuell zurückzahlen, wenn ich einmal wieder aus seinem Betrieb ausscheiden sollte.

Diese Regelung schien ihm offenbar nicht sinnvoll genug, um endgültig zu sein. Er war weiter um die Frage herumgegangen und hatte schließlich einen Weg zu einer Lösung von höherer Gerechtigkeit gefunden.

„Es ist recht und billig,“ spann er seinen Faden weiter, „daß ich die eine Hälfte jener moralischen Hypothek auf mich nehme und trage, nämlich die, die der Doktor Ullstein Ihnen dafür gezahlt hat, daß Sie wieder zu ihm kommen. Sie sind nicht zu ihm — Sie sind zu mir gekommen: also ist es gerecht, daß ich diese Summe über- nehme.“

Ich nickte und wartete, er war noch nicht am Ende. Und er fuhr fort: „Ich kann aber nicht einsehen, daß Sie die andere Hälfte tragen sollen — die Summe, die er Ihnen gezahlt hat, weil Sie bei ihm waren. Denn er hat

dies Geld doch nur gezahlt, weil Sie bei ihm gewesen sind; sonst hätte er nichts gezahlt. Ich habe mir das genau überlegt: diese Summe muß er übernehmen. Ich gehe gleich zu ihm und mache ihm das klar."

Ich lachte: "Versuchen Sie es, Herr Hobbing, und grüßen Sie Doktor Ullstein von mir."

Er erhob sich zu seiner Riesengröße und ging. Nach einer Stunde etwa war er wieder da, strahlend und befriedigt: "Die Sache ist in Ordnung."

Er setzte sich und erzählte. Er war tatsächlich zu Franz Ullstein gegangen und hatte ihm seine Erwägungen genau so vorgetragen, wie er sie mir auseinandergesetzt hatte. Franz Ullstein hätte schweigend zugehört. Als Hobbing fertig war, hätte er erst etwas gelacht, ihn, Hobbing, dann schwer beschimpft, weil er mich aus dem Ullsteinbetrieb fortgeholt hätte. Danach hätte er ein Weilchen überlegt und zuletzt gesagt: "Also weil es der Doktor Fechter ist, soll es so sein, wie Sie vorschlagen. Ich übernehme die Summe."

Reimar Hobbing strahlte über seinen Einfall wie über seinen Erfolg, und ich war meine Schulden bei ihm los, wenn sie wohl auch nur eine platonische Verpflichtung geblieben wären. Denn der Verleger Reimar Hobbing und seine auf Auswirkung wartende Energie sollte nie zu wirklicher Entfaltung kommen. Seine vielen Pläne und Hoffnungen sollten nicht Realität werden: seine von der Zeit ständig gehemmten Kräfte verzehrten sich und ihn mit. Schon in dem ersten Jahr der steigenden Inflation starb Reimar Hobbing, noch ehe er etwas vom Aufstieg seines Blattes erlebt hatte. Es war fast ein wenig tragisch, daß sein vorzeitiger Tod der Deutschen Allgemeinen Zeitung die erste, wirklich weit ausgreifende und wirksame Reklame brachte.

Wenige Monate nach dem Ende Reimar Hobblings verkauften nämlich seine Erben das Blatt und die Druckerei in der Wilhelmstraße an Hugo Stinnes, dem damals halb Deutschland gehörte und dessen Name der bekannteste und populärste jener wilden Zeit war. Die Nachricht von dem Verkauf ging teils mit, teils ohne Kommentar durch alle Zeitungen nicht nur Deutschlands: mit einem Schläge war für ein paar Tage die Deutsche Allgemeine Zeitung in aller Munde. Damit aber war sie ein Begriff, etwas geworden, das man kennen mußte und seitdem kannte. Jeder kaufte sie schon aus Neugier wenigstens einmal. Die Auflage, die unter Reimar Hobbling kaum die Höhe von 20000 Stück erreicht hatte, begann zu steigen: der Bann war gebrochen.

Für mich persönlich klang die Ara Hobbling mit einer beruflichen Niederlage aus: der Verlag kündigte mir — es war noch zu Lebzeiten Hobblings — die Stellung als Feuilletonredakteur und behielt mich nur als Theater- und Kunstreferent im Verband der Zeitung. Ich erreichte damit, was ich längst ersehnt hatte, ich konnte schreiben, brauchte aber nicht zu redigieren. Als Begründung für die Kündigung gab Otto Stollberg, den ich befragte, grinsend „Mangel an Gemüt“ an. Ich hatte offenbar doch dem Postschaffner in Stallupönen zuviel an geistiger Anstrengung zugemutet. Wir lachten beide ausgiebig über diese Motivierung, die noch dadurch in ihrer Komik verstärkt wurde, daß zu meinem Nachfolger in der Redaktion Will Vesper, der Herausgeber der „Ernte“ und weit bekannte Lyriker, berufen wurde.

Da Vesper und ich bald gute Freunde wurden, haben auch wir uns noch oft über diese berufliche Anerkennung seiner Gemütswerte amüsiert, obwohl sie von Hobbling aus gesehen nicht ganz unbegründet war. Vesper unter-

nahm in der That den Versuch eines Feuilletons mit Gemüthswerten. Er verzichtete, wenn auch nicht grundsätzlich, so doch in sehr vielen Fällen auf Beiträge von Lebenden und druckte ausgewählte Abschnitte von Autoren der Vergangenheit, hauptsächlich der Romantik. Für den Verlag hatte das den Vorteil größerer Billigkeit: er brauchte keine Honorare zu zahlen. Für die Buchhaltung ergaben sich oft erheiternde Mißverständnisse, wenn die jungen Damen der Honorarabteilung in die Redaktion herunterkamen, die Adressen von Doktor Büchner und Herrn Wackenroder erfahren und wissen wollten, wieviel Honorar der Herr von Eichendorff oder die Frau Brentano bekommen sollten. Gewöhnlich schlossen diese Erkundigungen mit der etwas achselzuckenden Bemerkung: „Ach so — das' wieder 'n Loter.“

In der Ara Stinnes nahm die Deutsche Allgemeine Zeitung nach außen hin bald einen größeren Aufschwung. Leitender Mann wurde der Kapitän zur See Hans Humann, der den Durchbruch der „Goeben“ und der „Breslau“ nach Konstantinopel mitgemacht hatte und infolge seiner Freundschaft mit Enver am Eintritt der Türkei in den Krieg nicht ganz unbeteiligt gewesen war. Bald nach seinem Eintritt in die Leitung des Blattes wurde eine Reihe neuer Kräfte engagiert; in Frankfurt am Main wurde eine eigene süddeutsche Ausgabe eingerichtet (mit eigener direkter Drahtverbindung nach Berlin). Es entstand eine Menge von illustrierten und nicht illustrierten Beilagen; Wilhelm Valentiner redigirte ein wöchentlich erscheinendes Kunstblatt der D.A.Z. mit sehr schönen Abbildungen; Siegfried Hartmann, ein Sohn meines alten Musikkritikers Ludwig Hartmann von den Dresdner Neuesten Nachrichten, betreute eine große

technische Beilage: das Blatt wuchs und wandelte sich und nahm zu an Ansehen und Bedeutung.

Als Chefredakteur hatte Hugo Stinnes den Professor Paul Lensch herangeholt, den ehemaligen führenden Mann der sächsischen Sozialdemokratie, der lange die Leipziger Volkszeitung geleitet hatte und auf Grund seiner dortigen Leitartikel als der Erfinder des sogenannten „Sauherdentons“ galt. Nach der Revolution von 1918 war er als Professor der Geschichte an die Berliner Universität berufen worden und hatte mit seinem Buch „Vier Jahre Weltrevolution“ einen weit ausgreifenden Erfolg errungen. Stinnes versprach sich wohl von der Erscheinung eines ehemaligen Sozialdemokraten an der Spitze eines ausgesprochen nationalen Blattes eine breitere innerpolitische Wirkung. Wenn sie sich nicht so ergab, wie er es gewünscht hatte, lag es wohl daran, daß Lensch, als er zur D.A.Z. kam, wie das Blatt allmählich abgekürzt allgemein genannt wurde, ein kranker Mann war und daß wir im Grunde nur noch seinen Abstieg und das Ende seiner Tragödie miterlebten.

Lensch war ein nicht eben großer, schmaler Mann mit einem lebendig ausgeprägten Gesicht, dem aber trotz aller Schärfe der Züge eigentlich das Bestimmte, klar Eindeutige fehlte. Es war etwas Flackerndes in seinen Augen und in aller Lust an der Verbtheit, ja Grobheit etwas Schwankendes, Unentschlossenes. Er griff gerne an, aber er hielt nicht durch; wenn man sich ihm entgegenstellte, wich er zurück und gab nach. Er beherrschte ausgezeichnet seine Sondergebiete, Politik oder Geschichte der europäischen Arbeiterbewegung: er war ein Fremdling in den Bezirken, die außerhalb seines Bereichs lagen.

Zum fünfzigsten Geburtstag Stefan Georges hatte das Feuilleton der D.A.Z. einen großen Aufsatz gebracht. In

der nächsten allgemeinen Konferenz stellte Lensch die Frage, ob das denn nötig gewesen wäre, über so einen Lyriker — wie hieß er doch? Georg oder so — einen so langen Aufsatz zu bringen? Carl Haensel, der damals das Feuilleton leitete, ging sofort zum Gegenangriff über: „Ja, Herr Professor, wenn Sie nicht einmal wissen, wer Stefan George ist, dann tun Sie mir leid — mehr kann ich nicht sagen.“ Lensch nahm die Grobheit lachend hin: Ob man den Mann wirklich kennen müsse? Und auf die bejahende Antwort fragte er, ob Haensel ihm vielleicht etwas von Stefan George leihen könnte.

Von Zeit zu Zeit gab es in der Ära Lensch Palastrevolutionen der politischen Redakteure, die dann in Scharen die Arbeit niederlegten und oft nicht zum Wiederaufnehmen und Bleiben zu bewegen waren. Von Zeit zu Zeit ließ Lensch auch seiner Abneigung gegen irgendein Mitglied der Redaktion freien Lauf und erklärte, er würde den Betreffenden hinaus. Das Feuilleton redigierte als erster Nachfolger Will Vespers Otto Gysae, der Dichter der „Schwestern Hellwege“. Gysae konnte zu Lensch keine Beziehung finden; so übernahm ich, wenn es nötig war, die Regelung strittiger Fälle. Einmal — die Redaktion befand sich seit langem schon in der Wilhelmstraße, in dem Hause neben der Druckerei — einmal bat Lensch mich zu sich und erklärte mir, er würde den Doktor Paul Kemmer, der mit uns im Feuilleton saß, hinauswerfen. Ich lachte und erwiderte: „Das werden Sie nicht tun, Herr Professor, denn den brauchen wir, und außerdem — was haben Sie gegen Kemmer?“ Darauf erfolgte die klassische Antwort: „Ich kann Männer mit weißen Spitzbärten auf den Tod nicht leiden.“ Ich sah Lensch zuerst etwas fassungslos an, dann fragte ich: „Sagen Sie mal, Professor Lensch, soll der Mann sich vielleicht Ihretwegen

seinen Bart abnehmen lassen? Das glauben Sie doch selbst nicht." Er schwieg eine Weile und sprach von etwas anderem: von Hinauswerfen war nicht mehr die Rede. Fast wörtlich ebenso ging es einige Wochen später mit dem Tanzkritiker Fritz Böhme: es war, als ob plötzlich hemmungslos irgendeine Abneigung in Lensch aufbrach und einen Ausweg suchte, um ebenso schnell wieder zu versinken.

Das alles aber war wohl schon Folge und Symptom der Krankheit, die seit Jahren in ihm saß. Er hatte keine natürliche Beziehung mehr zum Leben, stand fremd, isoliert, oft verständnislos vor der Welt der anderen. Wir waren eines Abends Gäste in seiner schönen, großen Wohnung in der Kneesebeckstraße an der Ecke der Hardenbergstraße in Charlottenburg. Humann war zugegen, Fritz Klein, ein paar der Politiker. Lensch hatte eine freundlich liebenswürdige, warmherzige Frau; der Abend war trotzdem furchtbar. Es ergab sich nicht die leiseste Beziehung zu dem Herrn des Hauses, der in sich gebunden darsaß, gelegentlich sprach, gelegentlich schwieg. Alles löste sich in Atome. Keiner kam in Kontakt mit den anderen; eine frierende, zerfallende Einsamkeit lag trotz aller Bemühungen von Frau Lensch und Humann über dem Ganzen. Es war, als ob alle schon das drohende Unheil spürten, das über der Familie hing und das dann im nächsten Jahr in einer zwiefachen Katastrophe ausbrach.

Lensch ging im Sommer auf Urlaub an die See. Seine Frau begleitete ihn. Eines Tages saß er am Strande, während Frau Lensch noch badete. Sie war eine gute Schwimmerin, die See war verhältnismäßig ruhig. Frau Lensch schwamm weiter und weiter hinaus; er folgte vom Ufer aus mit seinen Blicken der farbigen Badekappe. Auf einmal ging die kleine farbige Kappe

unter. Lensch spähte scharf hinüber: sie tauchte noch einmal auf, ein Arm, Hände griffen suchend in die Luft — dann versank alles. Als er ein Boot und Hilfe mobil gemacht hatte, war die Tragödie längst vorüber; man konnte nach vielem Suchen nur noch die Leute bergen.

Dieser Schlag gab Lensch den Rest. Er fuhr nach Berlin, wenn er auch die Redaktion mied, und bald darauf mußte er sich in eine Anstalt begeben. Die Aufregungen hatten die Krankheit, die seit langem in ihm am Werk war, zu offenem Ausbruch gebracht. Er lebte noch ein paar Monate im Dämmer dahin, ehe er 1926 starb. Seines einzigen Sohnes, der nun auf einmal allein stand, nahm sich August Winnig an, der früher mit Paul Lensch befreundet gewesen war.

Für Hugo Stinnes war die D.A.Z. ein Unternehmen neben tausend anderen, die damals, in der Zeit, als er der erste und einzige Milliardär Deutschlands war, zu seinen Sachwerten gehörten. Er tauchte nur sehr selten in dem Hause in der Wilhelmstraße auf; wenn ich mich recht entsinne, bin ich ihm nur einmal flüchtig dort begegnet, das zweite Mal auf der Abendgesellschaft bei dem Reichspräsidenten Ebert, als der seinen ersten und einzigen gesellschaftsbildenden Versuch unternahm. Stinnes war ein kräftiger breiter Mann von ausgeprägt keltischem Typus. Der kurze Vollbart, der sein Gesicht verhüllend rahmte, war kohlschwarz und das Haupthaar und der Schnurrbart ebenfalls. Gesprochen habe ich ihn nie. Als sich mir der Zugang zum Kreis seiner Familie auf tat, war Hugo Stinnes wie Ebert bereits vor der Zeit in einem Sanatorium an der Joachimsthaler Straße gestorben. Mein Schwager Otto Schramm, selbst Arzt, Chirurg und lange August

Biers Assistent, mußte sich bald darauf im gleichen Sanatorium den Blinddarm herausnehmen lassen. Als er gerade aus der Narke erwacht war und noch etwas verdoßt in die Welt sah, trat die amtierende Schwester an sein Bett, maß die Temperatur, ordnete die Decken und fragte dann freundlich interessiert: „Wissen Sie auch, Herr Doktor, daß Sie in einem historischen Bett liegen? In diesem Bett hier sind Ebert und Stinnes gestorben.“ Schramm erzählte diese Geschichte gern als wertvollen Beitrag zur Schwesternpsychologie sowie zur seelischen Aufmunterung operierter Patienten.

Die Ara Stinnes währte demnach nicht allzu lange: ihr Ende riß die D.A.Z. mit in den Strudel der Veränderungen, die sich mit dem Ausklang des Jahres 1923 für den Riesenkomplex des Hauses ergaben. Die Firma Stinnes besaß unzählige Betriebe und Werke; als mit dem Ende der Billionenzeit der Inflation und mit dem Beginn der Rentenmark die große Geldverknappung einsetzte, stand sie vor dem Problem der Löhnung und Gehaltszahlung für die Millionen Angehöriger dieser Betriebe — und dies Problem war so gut wie unlösbar. Es begann das große Abstoßen der während der Inflation erworbenen Werke, oft unter Verlusten: das Haus Stinnes, bisher Inbegriff des größten deutschen Reichtums, durchlief einen Schrumpfprozeß, der im Kern Gesundung bedeutete, nach außen hin, für die Augen des Publikums aber fast wie Zusammenbruch erschien.

Zu den Objekten, die bei der Konzentration des Stinnes'schen Besitzes abgegeben werden mußten, gehörte auch die Deutsche Allgemeine Zeitung. Die Familie trennte sich sehr ungern von ihr, zumal die Witwe von Hugo Stinnes an dem Blatt als einem für sie wesentlichen Erbe ihres Mannes hing; die Verhältnisse aber

waren stärker, und so mußte der Verkauf erfolgen. Er bekam eine stark politische Färbung: ein Konsortium, bestehend aus August Weber, dem Schwager des Historikers Hermann Onken, aus Herrn Salinger, dem Mitinhaber der damals in Zeitungskreisen sehr bekannten Papierfirma Salinger und Leppmann, und einigen anderen, erwarben das Blatt. Die Druckerei wurde von ihm abgetrennt; die D.A.Z. mußte mit ihr einen Druckvertrag abschließen, der so angelegt war, daß er auf die Dauer tödlich wirken mußte. Hinter dem Konsortium des Ankaufs nämlich stand die preussische Regierung, der das Blatt als Organ einer scharfen nationalen Opposition unbequem geworden war: auf diese Weise hoffte man, es mit der Zeit still und unauffällig beseitigen zu können. Der Plan war klug angelegt; von Vierteljahr zu Vierteljahr stiegen die Druckkosten; von Monat zu Monat wurde die Situation der D.A.Z. aussichtsloser, und die Zerstörung wäre gelungen, wenn nicht im kritischen Moment Fritz Klein, außenpolitischer Redakteur des Blattes und später sein erfolgreichster Leiter, eingesprungen wäre und die Katastrophe verhindert hätte.

Fritz Klein war eine der merkwürdigsten und begabtesten Erscheinungen des letzten deutschen Journalismus vor dem Zusammenbruch. Er stammte aus Siebenbürgen, war der Sohn eines deutschen Geistlichen. Sein Bruder Karl Kurt Klein hat die ausgezeichnete Geschichte der auslandsdeutschen Literatur für das Bibliographische Institut in Leipzig geschrieben. Fritz Klein hatte als junger Offizier im österreichischen Heer den Krieg mit durchlebt, hatte dann studiert und sein Doktorexamen gemacht. Über eine kurze Tätigkeit in der Redaktion des Berliner Lokalanzeigers war er zur D.A.Z. gekommen und hier in die außenpolitische Redaktion eingetreten.

Er war ein im Grunde verschlossener Mann mit einem stark siebenbürgisch wirkenden, schmalen Kopf, hatte dunkles Haar, etwas melancholische, große dunkle Augen unter schweren schwarzen Augenbrauen, eine kaum mittelgroße, aber sehr militärisch aufrecht gehaltene Gestalt mit einem kräftig gebauten Oberkörper und schmalen Hüften. So tauchte der junge Fritz Klein während der Ara Lensch in der Deutschen Allgemeinen Zeitung auf, setzte sich rasch durch und wurde, kaum siebenundzwanzig Jahre alt, als Lensch zusammenbrach, sein Nachfolger.

Kleins großer Aufstieg ergab sich im wesentlichen von der der D.A.Z. drohenden wirtschaftlichen Katastrophe aus. Klein hatte als Mann des Südostens und aus Balkanerfahrungen seiner jungen Jahre erheblich mehr an politischem Instinkt als die meisten seiner Altersgenossen; er hatte zugleich einen zähen politischen Ehrgeiz, träumte wohl von einer Stellung im Auswärtigen Amt und weiter von einem Ministerposten. Er war früh schon in Beziehungen zu Stresemann gekommen, der seine Begabung schätzte, und diese Beziehung setzte er, als die Lage kritisch wurde, zur Rettung der Deutschen Allgemeinen Zeitung ein. Er begab sich zu Stresemann und schilderte ihm die Situation; er machte ihm klar, was für einen Verlust es für die Reichsregierung bedeuten würde, wenn es der Preußenregierung gelänge, die D.A.Z., eine der stärksten publizistischen Stützen der Reichspolitik in Berlin, zu zerstören. Stresemann erkannte die Berechtigung der Argumente Kleins an — und dann schickte er ein Telegramm nach Baden-Baden, wo Albert Bögler, damals einer der wichtigsten Männer der Schwerindustrie, sich zur Kur aufhielt, meldete seinen Besuch an und fuhr mit Klein zu Bögler. Gemeinsam machten sie nun wiederum diesem die Notwendigkeit klar, gegen die sozialdemokratische

Regierung Preußens die wichtige Waffe des Blattes in der Hand zu behalten. Bögler schloß sich ihrer Betrachtung an, und als Klein nach Berlin zurückkehrte, konnte er melden, daß die D.A.Z. gerettet sei. Ein Konsortium aus der westlichen Industrie mit Albert Bögler an der Spitze, dem sich die Schifffahrt mit der Hapag unter dem ehemaligen Reichskanzler Cuno und die Danatbank unter Jacob Goldschmidt anschlossen, erwarb das Blatt, erwarb in der Ritterstraße die Grevensche Druckerei und die notwendigen Büroräume — und wenig später erfolgte der Umzug in das neue eigene Haus zu den neuen eigenen Maschinen: die Katastrophe war abgewehrt.

Von diesem Tage an war Fritz Klein der führende Mann im Hause. Er war siebenundzwanzig Jahre alt, Chefredakteur, hatte wesentlichen Einfluß auch auf den Verlag: nun begann er, seine Position systematisch auch nach außen hin aufzubauen. Er schrieb jeden Montag seinen Leitartikel, stellte sich betont neben und gegen die beiden Protagonisten der liberalen Presse, Theodor Wolff im Berliner Tageblatt und Georg Bernhard in der Vossischen Zeitung — und setzte sich durch. Sein anfangs etwas zähes, schwerflüssiges Schreiben wurde lebendiger, freier; man begann, ihn zu lesen, und wenig später gelang es ihm, sich zum Vorsitzenden des Vereins Berliner Presse wählen zu lassen. Die Suggestion, die von ihm ausging, bewährte sich auch nach draußen.

Diese Suggestion war sehr merkwürdig. Sie war nicht eigentlich in ihm, sie war um ihn. Er hatte etwas von der Gabe, die die Fee in Hoffmanns Märchen von Klein-Zaches ihrem Schützling mitgibt; man rechnete alles Gute, Brauchbare, Wirkende, Wertvolle, das in Kleins Umgebung geschah, ohne weiteres ihm zu. Für das Publikum machte Doktor Klein die D.A.Z. ganz allein;

alles, was sie an Wesentlichem brachte, kam von ihm. Seinen Namen kannten die Leser; die Namen der anderen Mitarbeiter kannten sie nicht. Ich sagte einmal im Scherz zu Humann, der dies Faktum leugnen wollte, es würde mich gar nicht wundern, wenn das Publikum auch meinen Namen für ein Pseudonym von Fritz Klein nehmen und behaupten würde, er schreibe die Kunst- und Theaterkritiken. Er wäre mit dieser Gabe eben der geborene Chefredakteur, der alles auf sich konzentriere und mit Recht von „seinem“ Blatt sprechen könne. Der Aufstieg der D.N.Z. beruhte zum großen Teil auf diesem Geschenk des Schicksals, das Klein souverän nutzte. Er war kein Mann, der Talente um sich sammelte: sein Talent genügte ihm; die anderen neben ihm konnten ruhig bescheidener veranlagt sein. Er liebte Selbstständigkeit und Eigenart im Umkreis seines persönlichen Ressorts nicht besonders, gewährte Freiheit nur da, wo er persönlich keinen direkten Ehrgeiz hatte, vor allem im Feuilleton. Die Frau Lensch hatte viel Kräfte auf diesem Gebiet verbraucht, da der Umgang mit ihm den meisten zu bedrückend gewesen war. Will Vesper war bald nach Beginn der Stinneszeit gegangen; Otto Gysae hatte es auch nicht viel länger als zwei Jahre ausgehalten. Dann war Erich Everth gekommen, der das Buch über Conrad Ferdinand Meyer schrieb und auch bald nach einer der üblichen Palastrevolutionen nach Leipzig gegangen war; ihm folgte August Heinrich Kober, der nach wenigen Jahren Pressechef beim Zirkus Sarraani wurde, die Welt bereiste und Romane aus der Zirkus- und Varietewelt schrieb, nachdem er einmal mit einer Geschichte der religiösen Dichtung begonnen hatte. Um diesem ewigen Wechseln ein Ende zu machen, schlug ich Lensch vor, Carl Haensel zum Chef des Feuilletons zu machen. Von

ihm wußte ich, daß er Lensch und seinen Launen gewachsen war, und die beiden sind denn auch sehr gut miteinander fertig geworden.

Dann kam Fritz Klein — und Klein und Haensel reimten sich nicht aufeinander. Haensel zog überlegen die Konsequenz und legte sein Amt nieder, worauf das eintrat, was ich lange gefürchtet hatte: Klein bat mich, das Feuilleton auch offiziell wieder zu übernehmen. Ich wehrte energisch ab: ich wäre froh gewesen, als man mir damals wegen Gemütslosigkeit gekündigt hätte; ich dachte nicht daran, wieder mit der langweiligen Redaktionsarbeit anzufangen. Er aber blieb zäh: de facto hätte ich doch während der ganzen Zeit die eigentliche Leitung gehabt, so sollte ich sie jetzt endlich auch offiziell übernehmen. Ich lehnte nochmals ab; da griff er zum Finanziellen, bis ich schwach wurde und nachgab. Ich stellte noch die Bedingung, daß ich die sinnlosen Konferenzen nicht mitzumachen brauchte, sondern jeweils direkt mit ihm verhandeln könnte. Er war einverstanden, und ich übernahm, wenn auch nicht gern, von neuem den Posten, den ich vor fünf Jahren aufgegeben hatte. Ich habe es nicht bereut: die Jahre der Arbeit mit Klein waren beruflich die angenehmste und lebendigste Zeit meiner ganzen Laufbahn, ganz abgesehen davon, daß ich in der ständigen Verührung mit ihm menschlich die merkwürdigsten und aufschlußreichsten Erfahrungen gemacht habe. Vor allem später, nach seinem Sturz.

Amerikafahrt

Ende März 1927 bat Klein mich eines Tages zu sich hinunter. Als ich in sein riesiges, grüngestrichenes, seltsam zwischen Fabrikraum und elegantem Büro schwanzendes Arbeitszimmer trat, saß er an seinem Schreibtisch, sah mich versonnen an und sagte: „Doktor Fechter, Sie müssen nach Amerika fahren.“

Ich lachte: „Muß es gleich sein?“

Er nickte: „Am nächsten Mittwoch — heute ist Freitag. Bis Mittwoch nachmittag muß alles gerichtet sein.“

Ich war ein bißchen fassungslos. „Wollen Sie mir nicht freundlich sagen, wieso, warum, weshalb? Ich verstehe nichts.“

Er nickte und berichtete: es handelte sich um eine Einladung der Hapag, die Jungfernfahrt ihres ersten neu erbauten Schiffes, der „New York“, mitzumachen. Wilhelm Cuno, der ehemalige Reichskanzler des Ruhrkampfes, seit 1926 wieder Chef der Hapag, saß im Aufsichtsrat der D.A.Z. und wollte zu dieser ersten Reise des neuen Schiffes als Gäste eine Reihe von Männern der Presse mitnehmen. Er hatte Klein persönlich eingeladen; der konnte oder wollte aus allerhand Gründen die Fahrt nicht mitmachen und bat nun mich, ihn zu vertreten. Ich sei der einzige, der dafür in Frage käme.

Ich überlegte ein paar Minuten, dann sagte ich zu, unter der Bedingung, daß die D.A.Z. mir heute noch die zur Equipierung notwendigen Mittel zur Verfügung stellte. Klein telephonierte mit dem Verlagsdirektor Wolters, ich begab mich an die Kasse, holte das Geld, und nun folgten ein paar Tage, die selbst für einen durch lange Erziehung des Journalismus Gegangenen einigermaßen eindrucksvoll waren.

Der erste Weg galt dem Schneider Clemenß Unter den Linden, der in den Jahren nach der Inflation begonnen hatte, meinen 1923 durch Einbrecher total entleerten Kleiderschrank wenigstens wieder mit dem Notwendigsten zu versehen. Herr Clemenß und sein trefflicher erster Zuschneider, mein Elbinger Landsmann Diszewski, machten zuerst bedenkliche Gesichter; dann aber nickten sie und gingen ans Werk, während ich weiterzog und Kabinenkoffer, Reisedecken, Frackhemden, Schuhe — alles, was ich brauchte, heranschaffte. Ich fuhr ja nicht als Privatmann, sondern sogar als ein zwiefacher Vertreter nach New York: einmal sollte ich die D.A.Z repräsentieren, sodann ihren verhinderten Chefredakteur Friß Klein.

Klein hatte mir gesagt, daß für die Fahrt auch einige Kabinenplätze Erster Klasse zum Verkauf freigegeben wären. Ich rief meine Schwester an, redete ihr gut zu, die Reise mitzumachen, und hatte den Erfolg, daß sie sich entschloß, einen dieser freigegebenen Kabinenplätze zu belegen. Da sie Verwandte ihres Mannes in New York hatte, ergab sich auf diese Weise für drüben manche nützliche Beziehung und Information.

Am Dienstagabend kamen mit dem üblichen blauen Anzug und dem Frack von Clemenß die letzten Stücke für die Reise: es hatte geklappt, ich war bereit. Am Mittwoch fuhr ich mit Klein, der wenigstens der Abfahrt des Schiffes persönlich beiwohnen wollte, nach Hamburg. Wir stiegen im Esplanade ab, gingen abends in den Alcazar, wo wir, wenn wir uns sonst auch wesentlich als Zuschauer betätigten, ein paar netten Mädchen Zwanzigmarksheine in die dünnen Seidenstrümpfe praktizierten — und begaben uns am nächsten Morgen nach Cuxhaven, wo die „New York“ blank und neu am Pier lag und uns aufnahm.

Gefribbel, Durcheinander, Fragen, Suchen treppauf, treppab — dann löste sich mit der traditionellen Musik das Schiff vom Ufer. Grüßen, Winken, Rufen — die Fahrt begann und damit jene seltsame Mischung von Vergnügen und Arbeit, die solch eine Gastreise für die Teilnehmer immer zu bedeuten pflegt.

Meine Rabine hatte ich leicht gefunden; denn es ergab sich überraschenderweise, daß ich oder wenigstens mein Name bei den meisten Stewards, soweit sie Hamburger waren und Sinn für Humor hatten, bekannt und sogar populär war. Ich hatte seit Jahren jede Woche einen „Berliner Brief“ für das Feuilleton des Hamburger Fremdenblattes geschrieben; die Leute hatten diese Briefe offenbar nicht ohne Vergnügen gelesen, und jetzt machte es ihnen Spaß, den Autor unter ihre Betreuungsobjekte zu bekommen. Ich verdanke diesen Harmlosigkeiten eine Reihe hübscher Gespräche auf dem Schiff, die mir manchen Einblick, manchen interessanten Aufschluß über sonst unsichtbar Bleibendes gebracht haben.

Am Abend lagen wir kurze Zeit vor Southampton; am nächsten Morgen wurde Boulogne angelaufen, und die Arbeit begann: gemeinsames Frühstück mit den Gästen von den französischen Stadt- und Hafenbehörden, die nach der „New York“ herüberkamen. Tischordnung nach diskretem Erkunden der Sprachkenntnisse der deutschen Teilnehmer der Fahrt: wer französisch sprach, mußte einen oder zwei Boulogner auf sich nehmen.

Als leitender Mann des Ganzen erwies sich bei dieser Gelegenheit zum erstenmal der Geheimrat Wilhelm Cuno, der ehemalige Reichskanzler, der wenige Jahre zuvor den Ruhrkampf auf sich genommen hatte. Ein großer, schlanker, ausgezeichnet aussehender Mann von etwa fünfzig Jahren, blond, elegant, mit einem zurückhaltend freund-

lichen, beinahe bewußt unpersönlichen Gesicht. Mit natürlicher Sicherheit gab er jedem Kreis den Mittelpunkt; man empfand wohlthuend die Souveränität des Gesellschaftlichen, wenn man sich auch zuweilen fragte, wie dieser verbindliche Mann sich im politischen Kampf seiner Amtszeit ausgenommen haben mochte. Ich mußte des öfteren an eine Frage denken, die Antonius Kroeller mir 1923 bei meinem Besuch in Holland in St. Hubertus eines Abends halb scherzend, halb ernsthaft vorgelegt hatte. „Der Geheimrat Cuno ist ein reizender Mann, einer der feinsten und gewandtesten Leute unter all den vielen, die ich kenne. Aber sagen Sie mir bitte eines: warum haben die Deutschen gerade den Geheimrat Cuno in dieser Zeit zu ihrem Kanzler gemacht?“

Ich konnte ihm diese Frage damals auch nicht beantworten; aber sie ist mir in den zehn Tagen der Überfahrt nach Amerika mehr als einmal eingefallen. Der Geheimrat Cuno war hervorragend als Mann der Papag; es konnte keinen besseren für ein Unternehmen wie diese Fahrt geben: die Vorstellung vom Reichskanzler Cuno aber blieb wie hinter einem Schleier, gewann keine Wirklichkeit, bei aller Hochachtung, die man täglich für den Mann und die souveräne Art empfand, mit der er seine Aufgabe löste.

Diese Aufgabe war kompliziert genug. Er hatte Männer des journalistischen Berufes an Bord, aus allen Alters- und Lebensschichten, lebendige, interessierte Leute sehr verschiedenen Herkommens und sehr verschiedener Lebensart. Da war der alte Heinrich Rippler, der Mann der Täglichen Rundschau, würdig, grauhaarig, ein Stück bester Geschichte des Berliner Zeitungswesens, gutes Bürgertum mit allen Vorzügen und allen Begrenzungen dieses Standes. Da war Ripplers Freund Paul Becker

von der Deutschen Tageszeitung, konservativ-agrarisch bestimmter Leitartikler und Politiker, der die Betrachtungsweise seines Blattes unsichtbar ständig mit sich herumtrug. Da war Emil Factor, Chefredakteur und Theaterkritiker des Berliner Börsen-Couriers, ein reizender Mann mit Humor und Wärme, der sein Prager Deutsch so vor sich hin brummelte, daß auch der Bestgesinnte nur bei gespanntester Aufmerksamkeit wenigstens einen gewissen Prozentsatz dessen verstand, was er sagen wollte. Da war Julius Elbau von der Bössischen Zeitung, Politiker mit melancholischem Augenaufschlag und einer Neigung zu wohlgesetzten längeren Ausführungen. Da war der Admiral Vollerthun, ein alter, gewichtiger Herr vom Marinetypus mit allerhand offakulten Neigungen — und alle diese Männer kamen jeder aus einer anderen Welt, sollten nun zusammen mit den ebenfalls geladenen amerikanischen Gästen der Hapag, die die Fahrt mitmachten, wenigstens für Tage zu einer Art gesellschaftlicher Einheit verschmelzen — obwohl die meisten von ihnen kaum ein Wort Englisch sprachen, geschweige denn verstanden. Die Aufgabe des Geheimrats Cuno war wirklich nicht leicht.

Einer der wenigen, die sie mit lösen halfen, war der Kapitän zur See Erich von Müller, den Nachkriegsschicksal unter diese bunt zusammengewürfelte Gesellschaft gebracht hatte. Er war zu der Zeit, da Richnowsky Botschafter in London war, als junger Marineattaché drüben gewesen, war dann während des Krieges zu Herrn von Kühlmann in den Haag gekommen und hatte bei den Holländern durch seine energische Zuverlässigkeit einen ausgezeichneten Ruf hinterlassen, der noch in Gesprächen viel späterer Jahre immer wieder aufklang. Nach dem Ende des Krieges war er auf der Suche nach neuer Be-

schäftigung in das Nachrichtenbüro der Telegrafien-Union geraten und nahm jetzt als deren Vertreter an der Reise teil. Seine Frau, eine lebendige, kluge Amerikanerin, begleitete ihn, um zum erstenmal seit 1918 ihre Familie drüben aufzusuchen. Mit Erich von Müller und seiner Gattin ergab sich bald ein lebendiger Kontakt: sie waren der wesentliche menschliche Gewinn der Reise, und noch viele Jahre hindurch sind wir einander oft im Hause meiner Schwester an der Heerstraße begegnet.

Ein Seitenstück zu dem schlanken, großen Erich von Müller mit seinem energischen, offenen Gesicht war der Graf Rebern. Er kam, wenn ich mich recht entsinne, irgendwo aus dem Umkreis des Reichsschatzamtes her und war mit seiner schmalen, leicht vom Alter angerührten Figur und dem klugen, beherrschten Gesicht so etwas wie die Vermittlung zwischen dem Geheimrat Cuno und dem Kapitän zur See von Müller: bester Typus des deutschen Adels und unauffälligste gesellschaftliche Repräsentation. Eines Morgens nach dem bordüblichen Nachfrühstückspaziergang um das Promenadendeck stand ich in belanglos freundlicher Unterhaltung neben Graf Rebern, als ein anderer der Schiffsgäste hinzutrat. Er hatte nichts von der beherrschten Aristokratie Reberns, war mittelgroß, breit, mit einem dicken, massiven Schädel, einem wenig durchgeformten, derben Gesicht mit ein paar hellen, leicht alkoholisch feuchten Augen. Er sprach den Grafen Rebern auf irgendein wirtschaftlich-finanzielles Thema an, und es entwickelte sich eine Unterhaltung, bei der das primitive Gesicht des Jüngeren Züge von einer gespannten Intelligenz bekam, die das Derbe, Stille der Erscheinung erheblich milderten.

Dieser Mann mit dem aggressiv breiten Schädel und den hellen, ein wenig schwimmenden Augen war Walter

Fund, Handelsredakteur der Berliner Börsenzeitung, Ostpreuße, Insterburger von Geburt, von dessen kommenden Schicksalen damals noch niemand etwas ahnen konnte. Er war der Typus des Journalisten, der immer wieder dazu führte, daß die Gesellschaft die Männer dieses Berufes nicht mit Unrecht mit einigem Unbehagen betrachtete. Er war zugleich — das Gespräch bewies es — in seinem Fach ein Mann von Fähigkeiten und Intelligenz, der immerhin von dieser Intelligenz aus ein Unrecht auf seine damalige Stellung besaß.

Der Verlust dieser damaligen Stellung, so erzählt eine in jenen Jahren des öfteren zitierte Anekdote, ist für Walter Fund's weiteres Schicksal entscheidend geworden, und der Mann, der, ohne es zu wollen oder zu ahnen, diesen Verlust herbeiführte, war Fritz Klein. Es war ein paar Jahre nach dieser Amerikafahrt: die D.A.Z. wuchs, blühte und gedieh. Die Besitzer, von Bögler und der Hapag bis zu Jacob Goldschmidt, dem Herrn der Danatbank, waren zufrieden und froh des damaligen rettenden Ankaufs, und eines schönen Tages bei einer Besprechung der geschäftlichen Lage im Hause der D.A.Z., an der auch Fritz Klein teilnahm, äußerte einer dieser Verantwortlichen, es wäre doch sehr schön, wenn man, da alles so gut ginge, noch ein zweites Blatt in Berlin erwerben könne. Ob diese Möglichkeit nicht bestünde? Dabei sah er Klein erwartungsvoll und fragend an.

Und Klein besann sich nicht lange: gewiß, diese Möglichkeit bestünde. Es gäbe wohl noch ein Blatt, das unter Umständen zu haben wäre.

Welches Blatt das wäre?

Das wäre die Berliner Börsenzeitung, erwiderte Klein. Er hätte kürzlich ein längeres Gespräch mit dem Wirtschaftsredakteur Walter Fund gehabt, und der hätte ihm

vorgeklagt, wie schlecht es der B.B.Z. ginge, und daß der Besitzer nicht übel Lust habe, sie abzustößen.

Das wäre ja ausgezeichnet und eine sehr interessante Mitteilung — die Herren sind wohl einverstanden, wenn wir in den nächsten Tagen einmal direkt sondieren?

Die Herren waren einverstanden, und an einem der nächsten Tage wanderte ein Beauftragter zu dem Besitzer der Börsenzeitung und fragte ihn, ob er geneigt sei, sein Blatt zu verkaufen, und zu welchem Preise. Es ginge doch nur noch so so, und er würde ja wohl froh sein, es loszuwerden.

Der Besitzer der B.B.Z. fiel aus allen Wolken und fragte den Besucher zornig, was er da für Unsinn rede, und wie er dazu käme, ihm so unziemliche Anträge zu stellen. Der Beauftragte nahm den Protest für eine Finte mit geschäftlichem Hintergrund, wiederholte seine Anfrage und seine Behauptung, daß die geschäftliche Lage des Blattes einen Verkauf durchaus rechtfertigen würde.

Mit der Anfrage, ob er verkaufen wolle, hätte der Besitzer des Blattes sich abgefunden; die Behauptung aber, daß seine Zeitung ein schlechtes Geschäft sei, ärgerte ihn, und er verlangte energisch zu wissen, auf welchem Wege der Besucher zu so haarsträubend falschen und geschäftsschädigenden Informationen gekommen sei.

Und da fiel es dem Beauftragten verhängnisvollerweise ein, mit offenen Karten zu spielen. Vielleicht hoffte er, damit die Position des andern zu erschüttern; er sagte jedenfalls: „Die Tatsache, daß Ihr Blatt nicht besonders geht, hat Ihr Handelsredakteur Herr Fund ohne Vorbehalt unserm Doktor Klein mitgeteilt. Sie werden zugeben, daß unsere Informationen in keiner Weise leichtfertig und auf Umwegen erworben sind.“

Dem Besitzer der Berliner Börsenzeitung blieb zuerst die Luft fort: er verabschiedete den Beauftragten, ohne von seiner Verkaufsverweigerung auch nur ein Wort zurückzunehmen — und dann, als er allein war, ließ er sich seinen Börsenredakteur Herrn Fund kommen. Die Unterhaltung zwischen den beiden war erheblich lauter als die zwischen dem Beauftragten und dem Besitzer. Ihr Endergebnis war, daß der Handelsredakteur Walter Fund, weil er versucht hätte, das Blatt heimtückisch einem andern Besitzer zuzuschieben und zugleich seinen Ruf als Geschäftsunternehmen empfindlich zu schädigen, unter Auszahlung des schuldigen Gehalts fristlos entlassen wurde. Das ginge denn doch erheblich über das zu entschuldigende Maß an Leichtsinns im Reden hinaus.

So verlor, wenn anders die Anekdote die Wahrheit berichtet, der Handelsredakteur Walter Fund die Position, auf Grund deren er noch im Jahre 1927 zu der Reise nach Amerika eingeladen worden war. Er bekam eine große, eine begreifliche Wut auf den Besitzer der B.B.Z., auf Fritz Klein, auf die ganze Welt und sann darüber nach, wie er dieser Wut Luft machen könnte. Es war Ende der zwanziger Jahre: was tat damals ein Mensch, wenn er eine Wut hatte und ein Ventil für sie suchte? Er ging hin und trat in die NSDAP ein — er wurde ein Anhänger Hitlers, ein Pg und begann so die Laufbahn, die so unheilvoll in Nürnberg für ihn enden sollte.

Als die „New York“ sich den amerikanischen Hoheitsgewässern näherte — 1927 herrschte drüben noch die nur durch die speak easies gemilderte Prohibition —, sollten die Räume, in denen die Alkoholvorräte des Schiffes lagen, plombiert werden. Die geladenen Gäste der Reise wohnten auch in New York weiter in ihren Kabinen an Bord; Fund aber erklärte, er denke nicht daran, wegen

der blödsinnigen amerikanischen Geseze eine Woche lang nüchtern zu Bett zu gehen, und sammelte in seiner Kabine Vorräte für die Zeit, da die „New York“ im Hudson am Pier liegen sollte. Er ließ sich von den Stewards Kognak und Burgunder und alle möglichen anderen Erzeugnisse in seine Kabine bringen, verstaute sie unter der Matratze und harnte in Seelenruhe der Dinge, die da kommen sollten. Er tat das alles ganz öffentlich; dem Geheimrat Cuno als dem Verantwortlichen für das, was auf dem Schiff geschah, standen die Haare zu Berge. Aber Fund hatte Glück; die Stewards hielten dicht, und er konnte nachher mit berechtigtem Stolz von sich sagen, er wäre auch während seines ganzen Aufenthalts im trockengelegten Amerika niemals trocken zu Bett gegangen.

Nach dieser Amerikafahrt habe ich ihn nur noch einmal von weitem gesehen im Frack, leicht schwankend, mit den schwimmenden Augen, die er schon immer hatte. Als ich wieder einmal von der Partei schwer beschossen wurde, so daß vielleicht nur Goebbels selbst, da die Hauptangriffe aus dem Propagandaministerium kamen, etwas dagegen machen konnte, wandte sich der Bürgermeister Windler meinetwegen an ihn: Fund wisse ja, wie schlecht er, Windler, mit Goebbels stehe; daher käme er meinetwegen zu ihm. Fund ging sofort zu Goebbels, in Erinnerung an die Amerikafahrt, wie er sagte, und weil wir beide aus dem Osten stammten. Goebbels versuchte auch, Abhilfe zu schaffen; aber es gelang selbst ihm nicht. Erst der Rechtsanwalt Doktor Carl Langbehn verschaffte mir wieder etwas Ruhe.

Die Ankunft in New York mit dem herrlichen Morgenblick auf die gelblichweißen Häufertürme von Manhattan, der erste Zusammenstoß mit der wilden Lärmstadt, der Aufenthalt im 16. Stock des Ambassador-Hotels mit dem

Blick auf Brooklyn und die Brooklyn-Bridge — das alles gehört nicht hierher und ebensowenig die Landschaft um New York und Washington, obwohl sie zu den großartigsten Erlebnissen nicht nur dieser Reise zählt. Es geht hier um Menschen und Bilder von Menschen, und die brachten nur noch die Stunden in Washington in der deutschen Botschaft beim Freiherrn von Malzahn. Wir fuhren von New York mittags hinüber, verbrachten den Abend und am nächsten Tag die Stunden des Frühstücks mit ihm und erlebten einen Mann, dessen Mischung aus Überlegenheit und einer sehr einfachen, fast ländlichen Psychologie sein Wesen fast plastisch sichtbar werden ließ.

Wie üblich unterhielt der Botschafter, ein nicht eben großer, breiter, kräftiger Mann, sich beim Empfang zwanglos bald mit diesem, bald mit jenem der Gäste, bei jedem auf Grund vorher ihm unterbreiteter Informationen nach Möglichkeit sein Sondergebiet herankholend. Da es sich bei diesen Gästen im wesentlichen um Männer der Politik und der Wirtschaft handelte, war das verhältnismäßig einfach. Der einzige, der Unordnung in die Sache brachte, war ich mit meinem hier im Grunde unzulässigen Sonderfach. Es gab denn auch insofern eine kleine Panne, als Malzahn mich in ein Gespräch über östliche Wirtschaftsformen zog. Ich machte gute Miene zum schwierigen Spiel, leitete von mir aus auf die Landwirtschaft und die Vorzüge der Latifundien im Osten über und tat so mein Möglichstes, um dem Gespräch wenigstens den Schein eines sachlichen Fundamentes zu geben. Er sah mich zuweilen etwas erstaunt an, als erwarde er von mir andere und vor allem tiefere Informationen: ich konnte ihm nicht helfen und hielt mich, so gut ich konnte, oben. Nach einem

Weilchen zog er Factor ins Gespräch, und ich erholte mich von den Strapazen der ungewohnten Kletterpartie.

Der Abend ging weiter; ich hatte den kleinen Zwischenfall über Whisky und Zigaretten schon halb vergessen, da trat Malzahn auf einmal zu mir heran und sagte laut und vernehmlich: „Nun sagen Sie einmal, Herr Fechter — was macht die Kletterstange?“ Er hatte, offenbar von einem Beobachter unserer ersten Unterhaltung informiert, seinen Irrtum erkannt und wollte mir nun ein Pflaster versehen. Ich verstand ihn, lachte und sagte: „An der hab ich mich vorhin schon nach Kräften betätigt, Erzellenz.“ Er lachte ebenfalls, und dann wollte er über meine Romane informiert werden, von denen er sich tatsächlich rasch die Titel eingepägt hatte. Das Ganze war belanglos: es zeigte den Mann und seine Rücksicht auf Kleinigkeiten, auch da, wo der Partner, wie ich in diesem Fall, für ihn unwichtig war, eben weil meine Arbeit völlig abseits von seinem Lebens- und Wirkensgebiet lag.

Zwei Tage später traf ich ihn in New York am frühen Vormittag in der Halle des Ambassador-Hotels wieder. Er trug einen weiten, eigentlich einen zu weiten Mantel, der merkwürdig asymmetrisch auf der einen Seite etwas tiefer herabhängend, ihn umgab und seiner Erscheinung von weitem etwas von einem Agrarier aus den inneren Bezirken von Mecklenburg-Strelitz verlieh. Er muß wohl meine leichte Verwunderung empfunden haben, obwohl ich natürlich jedes auch entfernte Mustern seines Aufzugs vermied; denn auf einmal sagte er: „Sie sind erstaunt, daß ich so herumlaufe; aber es geht nicht anders. Ich habe heute vormittag eine Reihe wichtiger Besprechungen.“

Die Logik dieser Anmerkung war nicht ganz zwingend. Man hätte meinen können, ein deutscher Botschafter müsse gerade zu wichtigen Besprechungen in einem etwas anderen Aufzug erscheinen. Wieder machte er meinen Gedankengang sichtlich mit und lachte: „Sie haben vollkommen recht; aber sehen Sie einmal.“ Er ging etwas zur Seite, ich folgte: er öffnete seinen Mantel und ließ mich einen Blick in seine innere Konstruktion tun. Diese bestand im wesentlichen aus Taschen, zwei unten, eine oben — und in jeder Tasche steckte, sorgfältig ihrem Format angepaßt, eine in Seidenpapier gehüllte Flasche. Er schlug die andere Seite seines Mantels kurz auf — dieselbe Aufteilung.

„Alles Kognak,“ sagte er sachlich heiter und schloß seinen Mantel wieder, „guter, französischer Kognak. Für jeden Teilnehmer der Unterhaltung eine Flasche. Es ist anstrengend, aber Sie glauben nicht, wieviel das hilft. Die armen Leute sind so ausgedörrt — und so dankbar. Es ist schamlos, daß man so etwas ausnützt; aber in der Politik ist nun einmal jedes Mittel recht. Auf Wiedersehen, Herr Fechter; lassen Sie es sich gut gehn.“

Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Bei einem seiner Besuche in Europa ist der Freiherr von Malzahn, als er von Berlin nach München flog, über dem Thüringer Wald mit dem brennenden Flugzeug abgestürzt und verbrannt.

Die Rückfahrt von Amerika nach Deutschland habe ich nicht mit der New York, sondern mit der von Westindien kommenden „Reliance“ gemacht, die vierundzwanzig Stunden später abfuhr. Die New York habe ich nicht mehr betreten; das schöne Schiff wurde im zweiten Weltkrieg im Kieler Hafen versenkt, das Wrack 1948 gehoben und zum Verschrotten nach England gebracht.

Franz von Papen

Das war 1927, in der Zeit, da die Lage des Landes immer schwieriger, der Kampf gegen Krise und Arbeitslosigkeit auf allen Gebieten immer aussichtsloser zu werden begann. Amerika hatte noch seine prosperity; das Leben war sehr teuer in New York und Washington; in Deutschland aber fraß der Wurm weiter und weiter und die Not stieg unsichtbar und sichtbar immer höher. Es kamen die Jahre, da im Sommer im Victoria-Park auf dem Kreuzberg die langen Holzbänke zu beiden Seiten der ebenso langen Tische schon morgens um 9 Uhr von jungen, kräftigen Männern besetzt waren, die bei gutem Wetter stundenlang dort saßen und Skat spielten. Hinter ihnen standen ein oder zwei Reihen weiterer, die sich ebenso stundenlang damit beschäftigten, den Spielenden zuzuschauen und bei Gelegenheit einmal einen abzulösen. Es kam die Zeit der Notverordnungen, die durch erzwungene Preisherabsetzungen versuchten, den ins Stocken geratenen Ablauf des wirtschaftlichen Lebens wieder in Gang zu bringen; sie reichten bis in die seltsamsten Gebiete, etwa wenn Romane, die bis dahin acht Mark fünfzig pro Band gekostet hatten, auf Grund einer solchen Brünings-Verordnung für sieben Mark zwanzig abgegeben werden mußten. Es waren böse Jahre des Versumpfens und Stagnierens auf allen Gebieten, und hinter ihnen stieg immer drohender der Schatten der Zukunft auf, die wachsende Macht der Hitlerwelt, der immer neue Scharen Hoffnungsloser aus allen Schichten der Nation zustrebten.

Auch die Zeitungen bekamen diesen langsamen Einfrierungsprozeß zu spüren. Die Menschen sparten, mußten sparen: sie lasen einer das Blatt des anderen mit, statt

selbst eines für sich zu halten oder zu kaufen. Die D.A.Z. hielt ihre Auflage, die damals etwa 50 bis 60000 betrug; geschäftlich begann sie ebenso zu stagnieren wie die anderen Blätter. Und so kam es, daß sie wieder einmal den Besitzer wechselte, daß das Konsortium aus Industrie, Schifffahrt, Bank, dem sie seit Kleins Rettungsfahrt zu Böglers gehörte, sie bereitwillig abgab, als der junge Hugo Stinnes den Wunsch äußerte, diesen Teil vom einstigen Besitz des Vaters zurückzuerwerben. Er hatte diesen Wunsch aus familiären, nicht aus geschäftlichen Gründen: er wollte die D.A.Z. seiner Mutter zum sechzigsten Geburtstag schenken, weil die den Verlust des Blattes nie ganz verwunden hatte. Es war direkt wohl kein allzu teures Geschenk; man erzählte, daß der neue Besitzer das Aktienpaket des Kaufobjekts ohne einen Pfennig Barzahlung ausgehändigt erhalten hätte — allerdings gegen die Verpflichtung der Übernahme aller Lasten, die auf dem Grundstück und dem Werk ruhten. Und das waren damals keine geringen Lasten.

Außerlich blieb auch nach dem Besitzwechsel alles beim alten. Im Feuilleton war Bruno Erich Werner mehr und mehr mein Helfer geworden; Roman und Beilage betreute der alte Doktor Paul Kemmer. Maxim Ziese kämpfte für Hebung des Films: im Grunde drohte mehr die Gewohnheit als die Aufgabe neuer Auseinandersetzung mit neuen Aufgaben der Zeit. Theater, Kunst, Musik versackten langsam ebenso wie die Wirtschaft; im Staatstheater blieben an jedem Abend ganze Reihen im Parkett leer, im Deutschen Theater war es nicht anders: der Kontakt zwischen Bühne und Publikum war ebenso am Erliegen wie die Beziehung der Menschen zu Kunst und Literatur überhaupt. Die Zeit sonderte sich und ihre Kräfte mehr und mehr von diesen Gebieten, wandte ihre Energie

den exakten Wissenschaften und der Politik zu. Von dem leidenschaftlichen Anteil an allem Geistigen, der noch die Jahre um 1900 erfüllt hatte, war nichts mehr zu spüren — und auch bei der Zeitung arbeiteten wir nur noch mit halber Kraft: es gab links keine Gegner mehr, rechts noch keinen; das Leben vollzog sich ein bißchen wie in einem Raum voll verdünnter Luft.

Wie ein erster weckender Schlag wirkte im Jahre 1932 der plötzliche Tod von Walter Schrenk, dem Musikkritiker der D. A. Z., der bei einem Autozusammenstoß tödlich verunglückte. Um ein halb sieben hatte ich mich von ihm verabschiedet; um halb zehn stand ich im Westend-Krankenhaus an der Bahre des Toten. Ein Stück lebendigsten, strahlendsten Lebens war aus unserm Kreis gerissen; das Schicksal hatte den von uns dahingerafft, der am stärksten und unmittelbarsten den wirkenden Kräften der Zeit, dem Neuen, Modernen im besten Sinne verbunden war. Wir empfanden den Schlag und den Verlust — und empfanden noch etwas anderes, Fremdes, Ungekanntes; wir erlebten es, als wir den Toten auf dem alten Friedhof am Hallischen Tor bestatteten. Es fand eine sehr schöne und würdige Trauerfeier statt, eine Totenklage ohne Lüge — dafür aber mit etwas bisher Unerlebtem. Ein sehr bekannter Geiger, den Schrenk geschätzt und oft lobend herausgestellt hatte, erklärte sich unaufgefordert bereit, bei dieser Totenfeier zu spielen — aber unter der Bedingung, daß sein Name in den Berichten nicht genannt würde und daß man es ihm ermöglichen sollte, hinter einer Wand von Blattpflanzen un gesehen zu bleiben. Er wollte dem Toten gerne einen letzten Gruß mitgeben: er wußte, daß dessen offenes Bekenntnis zu allem Modernsten ihn bei der heraufsteigenden Partei verhaßt und unmöglich gemacht hatte. Der Geiger selbst

stand dieser Partei nahe; er wollte Konflikte und Disfussionen vermeiden — so machte er sich unsichtbar. Es war im Februar 1932: zum ersten Male streifte das Herannahende uns mit unheimlicher Realität. Wir empfingen eine erste Ahnung von dem, was uns allen bevorstand, uns alle bedrohte.

Klein mit seinem lebendigen politischen Instinkt stand dem Kommenden sehr kritisch, sehr ablehnend gegenüber, wenn er es auch zugleich als die stärkste politische Realität der Zeit überall in die Rechnung stellte. Er war sehr skeptisch gegenüber den Möglichkeiten einer vernünftigen Entwicklung des Nationalsozialismus, vor allem in der Judenfrage; er ahnte noch nicht, daß er das erste und wesentlichste politische Opfer der beginnenden Auseinandersetzung mit der Hitlerbewegung werden sollte.

Es kam der Winter 1932, kam der 30. Januar, die Machtübernahme durch die Partei und den Kanzler Adolf Hitler: es war wie ein Vorzeichen, daß schon damals beim Durchsetzen der Berufung Hitlers zum Reichskanzler Herr von Papen eine viel wesentlichere Rolle gespielt zu haben scheint, als bisher in das allgemeine geschichtliche Bewußtsein eingedrungen ist.

Herr von Papen war seit langem eine Gestalt des politischen Lebens, um die Legende und Anekdote einen seltsam schillernden Schleier gewoben hatten. Ihm war in Amerika die berühmte Geschichte mit der Aktenmappe begegnet, die er irgendwo liegen ließ, obwohl sie allerhand äußerst kompromittierende Quittungen über Summen enthielt, die Herr von Papen — es war kurz vor Amerikas Eintritt in den ersten Weltkrieg — drüben im Auftrag der deutschen Regierung verausgabt hatte, um Sabotageakte in der amerikanischen Rüstungsindustrie in Szene zu setzen. Dann tauchte er in unsern näheren Um-

kreis auf; er war ein Duzfreund Hans Humanns, man sah ihn zuweilen mit ihm in der Halle des Esplanade, wenn er auch den politischen Abenden Humanns in diesem Hotel fernblieb. Fritz Klein stand dem Phänomen Papen mit äußerster Skepsis gegenüber; er bekämpfte jede Kandidatur Papens mit rücksichtsloser Schärfe, so daß auf seiten Franz von Papens nur bitterster Haß die Antwort sein konnte.

Einmal, ich glaube, es war 1932 oder 33, Papen war durch seine Kulturaktionen damals für viele noch eine Hoffnung, legte der General von Schleicher uns nahe, doch einmal eine Unterredung mit Papen herbeizuführen und ihm die Notwendigkeit klarzumachen, weitere Aktionen in dem bisherigen Sinne zu unternehmen und so etwas gegen die wachsende Depression im Reiche zu tun. Es war noch vor der Zeit, da Edgar J. Jung in nähere Beziehung zu Franz von Papen trat und der Autor seiner Reden wurde. Unsere Skepsis gegen Papen, die nachher auf Grund von Jungs Erfahrungen mit ihm erheblich zunahm, bewegte sich noch in Grenzen, die solch eine Unterhaltung noch sinnvoll erscheinen lassen konnte. Wir gingen also auf Schleichers Anregung ein, ersuchten um eine Unterredung, begaben uns eines schönen Nachmittags gegen drei Uhr in die Neue (damals Neue) Reichskanzlei — den Anbau, den Risch und Jost Siedler dem alten Barockpalais in der Wilhelmstraße nach der Voßstraße zu angefügt hatten — und wurden von Franz von Papen in dem großen Arbeitszimmer mit dem Balkon empfangen, von dem Hitler später so oft zu der Menge unten auf dem Wilhelmplatz gesprochen hat.

Herr von Papen war immer einer der bestangezogenen, elegantesten Männer seiner Generation. Mittelgroß, eher schmal als kräftig, mit einem sehr auf Profil gestellten,

schmalen Schädel mit jenem Rassepferd Zug, wie man ihn beim westlichen Adel des öfteren findet: ein langes, schmales Gesicht, das ständig etwas wie einen leichten Zug von Erstaunen zeigte und zugleich von Abwesenheit aus der jeweiligen Situation; Augen, die nur halb aktiv blickten, etwas flach und unpersönlich wirkten und den Partner niemals aufzunehmen schienen. Man empfand auch sie als Deforation in dem zugleich ausgeprägten und eigentlich wesenlosen Gesicht. Man versuchte vergeblich, sich den Mann vorzustellen, der hinter dieser gut geformten, gut gepflegten Fassade lebte, weil sein Gesicht im wesentlichen Maske, Fassade, nicht Ausdruck, sondern Hülle, Deckmantel war.

Wir waren unser drei aus dem Kreis des ehemaligen Juni-Klubs, die wir zu Herrn von Papen gingen. Er placierte uns um den Tisch vor dem breiten Mauerpfeiler zwischen den Fenstern der Ostwand, und dann begann die Unterhaltung. Zunächst vom Aktuellen, der Politik und den Ereignissen der jüngsten Lage, dann, von einem von uns gelenkt, das Thema aufgreifend, das der General von Schleicher uns ans Herz gelegt hatte — die Notwendigkeit der Betonung des Kulturellen.

Und nun begab sich etwas sehr Merkwürdiges. Franz von Papen hörte dem Sprecher ein Weilchen zu, mit einem unbeteiligten Blick der flach und parallel eingestellten Augen; dann griff er plötzlich mit der Rechten in die rechte Seitentasche seines dunkelgrauen, beneidenswert geschnittenen Straßenanzuges und holte einen Brief heraus. Er entfaltete ihn und begann zu berichten, daß er gestern gerade dieses sehr interessante Schreiben aus dem Westen des Reiches erhalten habe, das in unmittelbarer Beziehung zu dem Thema stehe, das uns hier beschäftige. Und dann fing er an vorzulesen, hier eine Stelle,

dort eine Stelle — die alle nicht das Mindeste mit dem Gegenstand unserer Unterhaltung zu tun hatten.

Eine Weile hörten wir zu; dann versuchte der eine der beiden energiegeübten Sprecher dem Gespräch eine Wendung zu geben, die zum Thema zurückführen konnte; aber Herr von Papen ließ sich nicht beirren, er hielt eisern an seinem Brief fest. Er ließ den andern höflich ausreden, dann sagte er: „Zarwohl, ganz recht, das entspricht genau dem, was der Absender dieses Briefes schreibt — hören Sie nur.“ Und er nahm eine andere Stelle vor und begann wiederum vorzulesen, Sätze, die kaum etwas mit dem Inhalt unseres vorgesehenen Gespräches zu tun hatten.

Die Unterhaltung dauerte fast eine Stunde. Sie war von Herrn von Papens Seite ein Musterbeispiel konsequenten Vermeidens der Verührung des ursprünglich in Aussicht genommenen Themas durch zähes Festhalten an einem völlig abgelegenen Gegenstand, der von Anbeginn zum Zweck der Verhinderung des offenbar von ihm als nicht angenehm empfundenen Gespräches in die Tasche gesteckt worden war. Was er uns vorlas, waren durchaus private Dinge, die uns nicht das Mindeste angingen, ja, uns fast zwangen, nicht recht hinzuhören. Er führte uns ein Beispiel seiner diplomatischen Praxis vor: auf diese Weise konnte man in der Tat, wenn der Partner nicht sehr viel Energie einsetzte, eine ganze Menge unerwünschter Erörterungen zum mindesten hinausschieben. Diese Erfahrung war der Gewinn der Unterhaltung — und die persönliche Kenntnis Herrn von Papens, der bald im weiteren Schicksal der D.A.Z. und damit auch in meinem äußeren Leben eine nicht unwesentliche Rolle spielen sollte.

Die ersten Monate des Dritten Reiches waren vorüber. Im Mai begannen die ersten außenpolitischen Schachzüge

des neuen Regimes — zunächst gegen Österreich. Hitler zog die Schraube gegen Wien fester an; die Wiener wehrten sich, der Anschluß begann wieder einmal Problem zu werden. Der Gegensatz gerade zu Österreich bewegte die Gemüter aufs heftigste: der „Bruderzwist“ war das politische Gesprächsthema des Tages — und schließlich setzte Fritz Klein, dessen österreichisches Herz die Vorgänge natürlich besonders nah berührten, sich an den Schreibtisch und schrieb einen sehr besorgten, sehr beteiligten Leitartikel, in dem er dringend vor dem Bruderzwist mit Österreich warnte und Hitler eine Politik mit anderen Mitteln als viel nützlicher und erspriesslicher nahelegte.

Der Aufsatz erschien wie alle Leitartikel Kleins in der Montagabend-Ausgabe der D.A.Z. Selten aber, vielleicht nie hat ein anderer politischer Aufsatz eine derartige Wirkung gehabt wie dieser. Hitler las ihn noch am Montagabend und bekam einen Wutanfall von stärkster Qualität. Er brüllte und tobte, gab Göring den Befehl, sofort mit ein paar Abteilungen der SA die Druckmaschinen in der Ritterstraße zu zerstören, und hätte den unglücklichen Verfasser am liebsten sofort persönlich zur Strecke gebracht. Göring, an Temperamentsausbrüche Hitlers gewöhnt, befolgte den Zerstörungsbefehl nicht, sondern begnügte sich damit, zunächst einmal die ominöse Nummer der D.A.Z. zu konfiszieren, das Blatt auf unbestimmte Zeit zu verbieten, Klein den Paß abnehmen zu lassen, damit er nicht ins Ausland fliehen konnte, und dann abzuwarten, bis der Zorn des Gewaltigen sich wieder gelegt hatte. Das pflegte in solchen Fällen erfahrungsgemäß ziemlich schnell zu gehen.

Ich war an diesem Montagabend im Theater — in einer Premiere des sogenannten Kleinen Hauses des Staatstheaters in der Nürnberger Straße — und erfuhr

dort die Katastrophe. Ihr ganzer Umfang und alle ihre Konsequenzen enthüllten sich erst in den nächsten Tagen, als neben Hitler die anderen Akteure auf den Plan traten.

Man bot Klein die Stellung als Vertreter der D.A.Z. in Amerika an. Er lehnte sie ab mit der Begründung: „Ich lasse mich nicht zum Emigranten machen.“ Er hatte um so mehr recht mit dieser Ablehnung, als er durchaus annehmen konnte, daß Hitler, nachdem seine erste blinde Wut verraucht sein würde, nicht das Mindeste gegen seine Rückkehr auf den alten Platz und sein Verbleiben als Chefredakteur bei der D.A.Z. würde einzuwenden haben.

An diesem Punkt hat dann wohl das Spiel gegen ihn eingesetzt. Der Posten, den er bisher eingenommen hatte, war bereits in den ersten Tagen des Konflikts und des Verbots neu besetzt worden: es galt also zu verhindern, daß Hitler keinen Einspruch gegen Kleins Rückkehr auf diesen Chefredakteurposten erhob oder sich womöglich gar mit dieser Rückkehr einverstanden erklärte. Das gelang — wie und auf welchen Wegen, ist Geheimnis geblieben. Das Endergebnis war nur dies, daß der Dr. Fritz Klein endgültig aus dem Verband der D.A.Z. ausschied und nicht wiederkam.

Ich bin dann noch fast ein halbes Jahr bei der D.A.Z. geblieben. Erst im Oktober schied auch ich aus, um ein neues wunderliches Kapitel beruflicher Existenz zu beginnen — wiederum mit Fritz Klein.

Die „Deutsche Zukunft“

Fritz Klein saß inzwischen untätig den Sommer über in seiner Bierzechnzimmerwohnung am Lützowplatz. „Sie stammt noch aus der Bonzenzeit,“ pflegte er halb ent-

schuldigend, halb sich selbst ironisierend zu sagen; der Verlag hatte den größten Teil der Kosten dieser Wohnung getragen, damit Klein dort die politischen Abende der D.A.Z. veranstalten konnte. Wenn er an einem solchen Abend Männer wie Brüning und den Prälaten Kaas, den ehemaligen Reichskanzler Luther und die führenden Gestalten des Auswärtigen Amtes zusammen mit Parlamentariern und befreundeten Zeitungsleuten bei sich empfing, war dort die Atmosphäre und der Hintergrund gegeben, die sein Ehrgeiz sich erträumte. Wenn er dort Landsleute aus Siebenbürgen aufnahm, war er nicht nur für sie, sondern auch für sich selbst der Gesandte seiner Heimat beim Deutschen Reich und sah wohl im Geist eine weitere Laufbahn vor sich, zu der dies alles nur Vorspiel war.

Nun stand diese Riesenwohnung leer und ihr Mieter vor dem Problem, wie er seinem Leben eine neue Basis schaffen könnte. Durch vorsichtiges Sondieren bei der Umgebung Görings gelang es ihm, eine Äußerung Hitlers zu erreichen, die ihm wieder einen Weg in den Beruf auftrat: „Ich habe nicht die Absicht, den Doktor Klein wirtschaftlich zu ruinieren,“ hatte Hitler dem Mittelsmann auf seine Frage erklärt. Von diesem Wort aus ergab sich die Möglichkeit, ein eigenes Blatt zu planen und vorzubereiten, und von dieser Keimzelle aus entstand ein Vierteljahr später die „Deutsche Zukunft“, deren erster Leitartikel mit der altgewohnten Anfangssignatur F. K. mit dem Satz begann: „Zusammen mit Paul Fechter habe ich dieses Blatt begründet . . .“

Die erste Nummer der Deutschen Zukunft erschien Mitte Oktober in Leipzig, gedruckt beim Bibliographischen Institut, das damit für ein paar Jahre das neue Zentrum unserer Tätigkeit wurde. Ich sage unserer, denn allein hätte Klein solch eine Wochenzeitung nicht herausbringen

können; der einzige Mann aus der D.A.Z., dessen Mitarbeit wenigstens einige Aussicht auf Erfolg bot und der vor allem finanziell die Möglichkeit hatte, die Unsicherheit eines neuen Anfangs auf sich zu nehmen, war ich. Klein hatte mich bald nach seinem Fortgang aus der Ritterstraße gefragt, ob er auf meine Hilfe rechnen könne; er hatte mich gebeten, mit ihm zu gehen, und da ich inzwischen fünfzehn Jahre bei der D.A.Z. zugebracht hatte und ein begreifliches Bedürfnis nach Abwechslung verspürte, hatte ich ja gesagt. Ich zeichnete damals zusammen mit Eugen Diesel als Mitherausgeber der Deutschen Rundschau, die zur gleichen Zeit in den Verlag des Bibliographischen Instituts übernommen wurde: das war ein gewisser Rückhalt, und das Weitere mußte man abwarten. Tageszeitungsmachen war auch unter dem erst beginnenden Dritten Reich keine reine Freude mehr; vielleicht ging es mit einer Wochenzeitung besser, zumal meine menschliche Beziehung zu Klein im wesentlichen auf der ausgezeichneten, fruchtbaren Zusammenarbeit beruhte, die mir jede Selbständigkeit, jede Auswirkung von Einfällen und neuen Ideen ermöglichte und auch für die Zukunft verhieß.

Der einzige dunkle und etwas gefährliche Punkt unserer Zusammenarbeit waren die finanziellen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten Kleins. Ich wußte, daß er nichts besaß, wußte, daß er auch in den guten Zeiten der D.A.Z. des öfteren in Geldschwierigkeiten größeren und kleineren Ausmaßes gewesen war. Ich erwartete eine Zeit voll Überraschungen und Unsicherheit: was dann kam, hat diese Erwartungen in reichstem Ausmaß erfüllt und übertroffen.

Die Zeit des Arbeitens an der Deutschen Zukunft und des nahen Zusammenwirkens mit Klein war die

lebendigste, unbürokratischste und unbürgerlichste Zeit meiner ganzen redaktionellen Tätigkeit. Jedem ordentlichen Mann aber hätten bei einem näheren Einblick in unsern finanziellen Betrieb die Haare zu Berge gestanden; mir selber standen sie auch des öfteren zu Berge. Innerhalb der dauernd zunehmenden Durchsetzung allen Lebens mit staatlichen Ordnungen und Verordnungen jedoch war es eine Wohltat, im Bereich des angeblich Wesentlichsten, des Finanziellen, so de improviso aus dem Unvorhergesehenen zu leben, daß oft eine Regelung für länger als Tage unmöglich war.

Klein hatte mit dem Bibliographischen Institut einen Druckvertrag abgeschlossen, dessen Kosten zum großen Teil wohl durch Inserate des Verlages in der neuen Wochenschrift abgegolten wurden. Was er an barem Geld für das Unternehmen mitbrachte, war so gut wie nichts. Er hatte offenbar die Idee zugrunde gelegt: wenn er mit mir ein Blatt aufmachte, wenn die beiden bekanntesten Namen der D.A.Z. die Zeitung verließen und ein eigenes Organ begründeten, so würden ihnen von den 130000 Abonnenten, die die D.A.Z. bei seinem Sturz hatte, mindestens 65000 folgen, so daß er sich nicht die geringsten Sorgen um Geld zu machen brauchte. Der Mann, der in politischen Dingen von klarer Sachlichkeit und Unsentimentalität war, war in allen übrigen ein Träumer, ein Kind, ein Mensch, der aus Hoffnungen, aus dem Morgen, nie aus dem Heute lebte.

Als in Leipzig die Maschinen mit der ersten Nummer der Deutschen Zukunft anliefen, sandte er seiner Mutter ein Telegramm nach Kronstadt, meldete ihr den neuen Eintritt des Sohnes in die Geschichte. Er erwartete, daß am nächsten Morgen die Welt nur von seinem Blättchen sprechen würde; es fiel der Welt aber gar nicht ein. Wir

hatten, glaube ich, 6000 Exemplare gedruckt; wir setzten kaum die Hälfte ab. Die Leser der D.N.Z. kamen nicht in Scharen gelaufen; sie blieben bei ihrer Zeitung, die ihnen natürlich auch nichts davon mitteilte, daß Fritz Klein und Paul Fechter die längst erwartete „Deutsche Zukunft“ gegründet hätten.

Es war nichts mit dem von Klein erhofften, großen Anfangserfolg. Um den zu erzielen, hätte er Kapital in die Propaganda und vor allem in den Vertrieb stecken müssen: er hatte keins. Wir konnten nur hoffen, daß es sich herumsprechen würde, wie schön unser neues Blatt wäre, und daß wir so lange würden aushalten können, bis Inserate und Abonnements uns das Geld scheffelweise ins Haus brachten.

Bis es so weit war, ging es bei der Deutschen Zukunft zu, wie es wohl noch nie in einem deutschen Organ für Politik und Kultur zugegangen ist. Wir lebten buchstäblich aus der Hand in den Mund; das heißt, Klein tat das; ich lebte aus meiner Tasche in den Mund. Ich sagte ihm, da er doch nichts zahlen könnte, sehr bald, daß ich ihm für das erste Jahr mein Gehalt stunden würde: vom 1. Oktober 1934 ab aber müßte er zahlen. Er war beglückt; nur gewöhnte er sich während dieser Zeit so an diesen angenehmen Zustand, daß er naturgemäß bestrebt war, ihn auch über den von mir angeetzten Endtermin hinaus zu verlängern.

Jeden Mittwoch früh um acht fuhren wir — im Winter mit der Eisenbahn, sommers in Kleins kleinem Wagen — nach Leipzig, ließen dort das Notwendige setzen, umbrachten das Blatt und fuhren gewöhnlich schon im Besitz der neuen Nummer zurück. Mittag aßen wir in der Kantine des Bibliographischen Instituts; Abendessen gab es bei der Rückkehr in Berlin oder, wenn

wir im Wagen fuhren, ebenso wie das Frühstück in Wittenberg.

Gemessen an den Zuständen, die sich unter dem wachsenden Druck des Propagandaministeriums bei den Berliner Zeitungen ergeben hatten und immer mehr ergaben, war die Arbeit an der Deutschen Zukunft und die Art ihrer Herstellung eine Wohltat. Man kümmerte sich kaum um uns; was galt schon eine Wochenschrift, zumal wir sie bewußt in der Hauptsache nicht auf Politik, sondern auf Kunst, Wissenschaft, Theater, Literatur, Film angelegt hatten. Wir wollten so ungefährlich wie möglich wirken, um dadurch gedeckt das Niveau halten zu können, was in den Tagesblättern, vor allem den Berliner, immer rascher unmöglich wurde. Wir konnten Mitarbeiter beschäftigen, die in Berlin schon untragbar waren; wir konnten Themen berühren, die für die Tagespresse längst ausfielen. Man ließ uns gewähren — wer las uns schon? Drei- oder viertausend Leute, noch dazu größtenteils Intellektuelle, Gebildete. Was machte das aus?

Etwas aufmerksamer begann man uns zu lesen, als wir im Frühjahr 1934 auf Witten Hermann Rauschnings, des Danziger Senatspräsidenten, es übernahmen, für ihn in Danzig als Gegengewicht gegen das ihn bereits heftig bekämpfende Parteiblatt das „Danziger Tageblatt“ einzurichten und zu kontrollieren. Da wurde man etwas wacher und begann uns mit Mißtrauen zu betrachten. Wir wurden in die „Schwarze Liste“ der Partei aufgenommen, und Rauschning hatte nicht unrecht, wenn er uns für die Tage unseres Danziger Aufenthalts jeweils ein ständig fahrbereites Auto in der Nähe der Redaktion zur Verfügung hielt: sollte er verhaftet werden, so sollten wir beiden sofort aufbrechen und über die grüne Grenze das

gefährliche Gebiet des Freistaates verlassen. Es ist nicht dazu gekommen; der Sturz Rauschnings vollzog sich ohne Verhaftung. Für uns aber bekam das Leben durch die allwöchentlichen Fahrten nach Danzig noch mehr Unbürgerlichkeit und Bürofreiheit — wenn auch die finanziellen Probleme noch schwieriger zu lösen waren.

Beruflich war das Leben jetzt phantastisch geworden. Mittwoch früh fuhren wir, da es Sommer war, meist im Wagen, nach Leipzig, erledigten dort die neue Nummer der Deutschen Zukunft, waren abends wieder in Berlin, nahmen nachts um halb zwölf am Zoologischen Garten den Danziger Schlafwagenzug und kamen früh in Danzig an. Donnerstag, Freitag blieben wir in Danzig, bereiteten vor allem eine gewichtige Sonntagsnummer des Danziger Tageblatts vor, lieferten Ideen und Vorschläge für weitere Nummern und waren Sonnabend, zuweilen auch erst Sonntag wieder in Berlin, um an die Arbeit für die nächstfolgende Nummer der Deutschen Zukunft zu gehen. In der folgenden Woche der gleiche Ablauf: Klein hatte nicht unrecht, als er eines Tages melancholisch ernsthaft bemerkte: „Wenn wir jetzt noch ein Blatt in Saarbrücken hätten, könnten wir von einer wohlauisgefüllten Arbeitswoche sprechen.“

Die Episode des Danziger Tageblattes dauerte nicht lange. Noch im Jahr 1934 verschwand das Blatt zugleich mit Hermann Rauschnig von der Bildfläche. Es war schön gewesen, jede Woche die herrliche alte Stadt zu erleben, nach der Arbeit bei Lauterbacher in einer gepflegten Umwelt ausgezeichnet zu Abend zu essen; es war zuletzt gut, daß das Zwischenspiel nicht allzu lange dauerte. Vielseitigkeit und Abwechslung haben ihre Reize; die Gefahr des Zerfallens in Fragmente lauert gar zu dicht hinter ihnen. Und der Deutschen Zukunft bekam es

nicht schlecht, daß wir uns wieder mehr um sie und um die Deutsche Rundschau kümmerten.

Die Entwicklung der „Zukunft“ vollzog sich langsam und organisch. Die Zahl der Abonnenten stieg auf fünf-, auf sechstausend. Die Form der Wochenzeitung, über die nachher in den Seminaren der zeitungswissenschaftlichen Institute eine Reihe ganz aufschlußreicher Arbeiten erschienen ist, schälte sich immer reiner und sinnvoller, zuweilen uns selbst überraschend, heraus. Wir mußten nur Geduld haben — und haben können.

Klein hatte seine Vierzehn-Zimmerwohnung am Lützowplatz schon Anfang 1934 aufgegeben und eine neue, kleinere am Landwehrkanal gemietet; sie hatte nur zwölf Zimmer. Als ich in Lachen ausbrach, erklärte er mir ernsthaft, es sei eine große Verbilligung: er habe mit der Miete zugleich die Büromiete für drei Räume erlegt. Ich erwiderte, bei unserm Betrieb könne man mit einem Büroraum bequem auskommen; er schwieg. Vielleicht brauchte er das Fortleben der Illusion einer kommenden großen Karriere; er war ein Mensch der Illusionen und bei allem politischen Wirklichkeitsinn des völligen Verkennens der Realität. Vielleicht standen auch in seiner Lebensnähe Menschen, für die er die große Szene seines Daseins aufbauen mußte. Ich bin bei seiner Verschlossenheit selbst mir gegenüber niemals dahintergekommen.

Um diese Zeit fuhr ich einmal mit ihm morgens im D-Zug nach Leipzig. Wir frühstückten im Speisewagen, er saß mir gegenüber. Bei der Unterhaltung sah ich in seine Augen, und auf einmal durchfuhr mich klar und hart die Erkenntnis: „Du lebst ja nicht lange.“ Es war nur ein Moment — die Einsicht blieb und war durch Überlegungen nicht fortzudiskutieren. Es war wie ein Augenblick der Hellsicht; ich habe rund zehn Jahre später noch einmal

einen ähnlichen erlebt, der allerdings keine Vorahnung, sondern plötzliches Wissen um ein Ereignis war, das sich wenige Tage vorher in weiter räumlicher Entfernung abgespielt hatte.

Bald nach diesem Erlebnis, es war im Frühjahr 1936, teilte Klein mir mit, er habe sich beim Heer zu einer Übung gemeldet. Er war vom Kriege her k. k. österreichischer Oberleutnant; man wolle ihn im gleichen Rang in die Reserve des deutschen Heeres übernehmen. Ich spürte, wie dies alles bei ihm aus dem Willen zur Rehabilitation wuchs: er fühlte sich immer noch durch den Sturz von 1933 in seiner Ehre gekränkt, wollte ein neues, größeres Bild des Doktor Fritz Klein vor sich und vor der Öffentlichkeit aufbauen. Aus der deutschen Zeitsituation heraus war es ebenfalls richtig; so riet ich ihm nicht ab, ging im Gegenteil mit ihm, Uniform und Ausrüstung einkaufen, nicht ahnend, wie nahe der Abschied bevorstand. Bierzehn Tage etwa war der Oberleutnant Fritz Klein in Schlesien bei der Truppe, fühlte sich äußerst wohl, schrieb beglückte Berichte — bis auf einmal die Nachricht kam, er sei bei der Heimkehr von einer Übung infolge eines plötzlichen Seitensprungs seines Pferdes aus dem Sattel gestürzt und so unglücklich gefallen, daß er sofort tot gewesen sei. Er hatte ein Alter von siebenunddreißig Jahren erreicht.

Sein Tod brachte in die ohnehin verworrenen Zustände der Deutschen Zukunft noch erheblich mehr Verwirrung; es war ja im Grunde ein Rätsel, wie er das Unternehmen bei seinen privaten Ansprüchen so lange hatte durchhalten können. Es war wohl nur möglich gewesen, weil auch hinter ihm schon der Bürgermeister Windler gestanden hatte, eine der geheimnisvollsten und interessantesten Gestalten der Zeit nach 1918.

Windler war Westpreuße, kam aus dem Postdienst und hatte in seiner Vaterstadt Graudenz bereits in jungen Jahren so viel an Ansehen errungen, daß seine Mitbürger ihn zu ihrem Bürgermeister wählten. Als Graudenz 1918 mit dem Korridor an Polen fiel, kam Windler nach Berlin und wurde von Stresemann mit der Betreuung und Finanzierung der auslandsdeutschen Blätter beauftragt, soweit sie für Deutschland von Bedeutung waren. Windler löste die nicht eben leichte Aufgabe mit Takt und vorbildlicher Diskretion. Er gehörte zu den Menschen, die sich selbst immer im Hintergrund halten, keinen Wert darauf legen, nach außen hin sichtbar zu werden oder gar eine Rolle zu spielen. Er war ein schmaler, zarter Mann, mit einem klugen, verhaltenen, schmalen Gesicht und freundlich lebendigen Augen, denen man es ansah, daß ihr Besitzer die Gabe hatte, auch sehr verwickelte Beziehungen und Verhältnisse wirtschaftlicher, politischer, finanzieller Art bis in alle Einzelheiten zu überschauen und beim Disponieren von dieser Gesamtschau auszugehen. Er hatte eine schöne, stille Wohnung im Parterre eines älteren Hauses in der Brückenallee; ich bin ihm zuerst bei meiner Schwester begegnet an einem Abend, an dem seine diskrete Gestalt immer wieder im Hintergrund hinter den anderen verschwand.

Nach dem Jahre 1933 wurde der Bürgermeister Windler — er hörte am liebsten diesen Titel, obwohl ihm später eine deutsche Universität den Doktor h. c. verliehen hatte — von der neuen Regierung trotz seiner Tätigkeit in der Ara Stresemann übernommen und mit neuen Aufgaben betraut. Wie diese eigentlich beschaffen waren, war nicht zu übersehen: er saß in einem Hause unter den Linden in einem der oberen Stockwerke, als Leiter irgend-einer scheinbar privaten G.m.b.H., und war so etwas wie

eine staatliche Auffangstelle für mehr oder weniger notleidende Betriebe, soweit der Staat an deren Fortbestehen interessiert war. In diesen schönen, großen, hellen Räumen habe ich ihn ein paarmal mit Fritz Klein aufgesucht, an dem er offenbar Wohlgefallen gefunden hatte. Windler hatte keine Kinder; es war, als ob der Jüngere für ihn so etwas wie einen Sohnersatz bedeutete. Klein holte ihn mittags des öfteren im Wagen von seinem Büro ab, fuhr ihn nach Hause in die Brückenallee, mit der Fürsorge eines Sohnes für einen Vater. Die Grundlage für die Beziehung war wohl die, daß Windler auch die Deutsche Zukunft in seine Klientel aufgenommen hatte wie unzählige andere Unternehmungen: Zeitungen, industrielle Werke, Filmgesellschaften und dergleichen.

„Ich muß mehr ablehnen, als ich annehmen kann,“ sagte er eines Mittags, als wir bei ihm saßen. „Der Frankfurter Zeitung habe ich, als sie zu mir wollte, geantwortet, daß das nun eigentlich der Geheimrat Bosh direkt erledigen könnte und nicht auf dem Umweg über die Steuern, die er dem Staat zahlt.“

„War die D.A.Z. auch schon bei Ihnen?“ fragte Klein persönlich interessiert; er wartete immer noch auf den Zusammenbruch des Unternehmens, dem er seinen Sturz nie vergeben konnte.

Windler lachte: „Diskretion gehört zu den ersten Notwendigkeiten, wenn man Geschäfte machen soll,“ erklärte er.

Ich sah ihn nachdenklich an: „Eigentlich sind Sie so etwas wie der staatliche Stinnes des Dritten Reiches, Herr Bürgermeister.“

Er nickte: „Man könnte es so nennen, nur mit einem kleinen, aber sehr wesentlichen Unterschied: Herr Stinnes bekam nicht nur notleidende, sondern auch allerhand andere Unternehmungen in die Hand.“

Ich mußte ihm recht geben: unsere gute Deutsche Zukunft war auch gerade kein sehr blühender Betrieb.

Der plötzliche Tod Fritz Kleins war Windler nahegegangen. Ich suchte ihn ein paar Wochen später auf, um auch meine finanziellen Beziehungen zu dem Verlag der Deutschen Zukunft mit ihm zu besprechen: den Hinterbliebenen konnte ich bei ihrer pekuniären Situation unmöglich die Tatsache meiner Forderungen an Klein offenbaren — die Tatsache, daß ich ein ganzes Jahresgehalt investiert hatte. Ich mußte schon die Tellheim-Rolle auf mich nehmen. Windler billigte das; um mir die Lage zu erleichtern, übernahm er ein Viertel der Kleinschen Schuldsomme, was meine Vermutung bestätigte, daß er schon zu Lebzeiten Kleins der eigentliche Verleger der Deutschen Zukunft gewesen war.

Bis aus dem Wirrwarr nach der Katastrophe wieder einigermaßen Ordnung geworden war, verging geraume Zeit. Klein und ich hatten beschlossen, der Wochenzeitung einen Buchverlag anzugliedern. Als erster Band sollte mein Reiseführer „Sechs Wochen Deutschland“ in diesem unserem Verlag erscheinen. Nach Kleins Tod übernahm das Bibliographische Institut das Buch in seinen Verlag; damit aber lösten sich dann die Beziehungen zu Leipzig. Wir druckten eine Zeitlang in Berlin, bei der „Germania“. Auch das blieb Episode. Stabile Verhältnisse traten erst ein, als die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart die Deutsche Zukunft erwarb und Gustav Kilpper, ihr Herr und Leiter, der alle meine Romane von der „Kletterstange“ bis zur „Fahrt nach der Ahnfrau“ verlegt hatte, nun auch in der Deutschen Zukunft mein Verleger wurde. Die Deva war auch nur noch ein Schatten; hinter ihr stand bereits drohend der Eher-Verlag, der Zentralverlag der NSDAP; aber er war damals, im Jahre 1937, doch

noch so fern, daß die Zeit des Arbeitens mit der Verlagsanstalt die letzte gute Zeit der Deutschen Zukunft war.

Ich konnte eine neue Redaktion zusammenstellen, holte für die Politik Werner BIRTHS heran, den ich vom Juniklub und vom Volksdeutschen Klub her gut kannte und vor allem als Menschen schätzte. Karl Pagel, der Berliner Vertreter der Deva, war ein kluger, ebenso taktisch wie humorvoller Mittelsmann zu Kilpper. Ich konnte neue, junge Mitarbeiter wie Hans Paeschke heranholen, der später bei Suhrkamp die Neue Rundschau machte, ebenso den begabten Werner Henske, der als Soldat zu Beginn seiner Ausbildung vor der Zeit starb; um den runden Mittagstisch im Café Hahnen am Nollendorfplatz, der damals das eigentliche Zentrum unsrer Redaktion war, versammelte sich ein Kreis, von dem aus manches Wertvolle in die Deutsche Zukunft hinüberging. Sie war mehr und mehr das letzte Blatt Berlins geworden, das Opposition durch Qualitätsarbeit machte — die einzige Form des Widerstandes, die noch möglich war. Die Leser verstanden das, und so wuchs die Auflage von Jahr zu Jahr weiter — obwohl wir, wie gesagt, genau genommen bereits auf dem Umweg über den Deutschen Verlag, das ehemalige Haus Ullstein, zu Eher gehörten.

Der Weg zur Katastrophe

Anfang 1938: das Berliner Tageblatt hatte gerade seinen bisherigen Chefredakteur Paul Scheffer, einen klugen, überlegenen, kultivierten Mann von weiter Welt- und Lebenskenntnis, durch Erich Schwarzer ersetzen müssen, dessen journalistischer Ruf auf der Schöpfung der Nachtausgabe des Berliner Lokalanzeigers beruhte,

eines völlig geist- und kulturlosen Boulevardblattes für die allerbreitesten Massen. Anfang 1938 ersuchte mich der Ministerialrat Wilfried Bade um eine Unterredung. Wir trafen uns in der Bar des Esplanade; er legte mir nahe, mich von Werner Births zu trennen und die politische Leitung der Deutschen Zukunft Herrn Doktor Otto Kriegl, genannt Otto la guerre, zu übergeben. Wenn ich Kilpper erklärte, daß ich gerne mit Doktor Kriegl zusammenarbeiten würde, würde er bestimmt nichts dagegen einzuwenden haben. Ich kannte Kriegl von seinen Leitartikeln her; ich wußte, daß sein Eintritt gleichbedeutend sein würde mit dem Ende des Blattes und daß Bades Absichten dahin zielten. Ich zögerte die Antwort, die er am liebsten gleich mitgenommen hätte, unter allerhand Vorwänden hinaus und schrieb ihm dann: wenn Kilpper Herrn Doktor Kriegl engagieren wollte, würde ich versuchen, auch mit ihm zu arbeiten; um ihn meinerseits vorzuschlagen, konnte ich ihn leider persönlich zu wenig — ich könnte die Verantwortung nicht übernehmen. Das Projekt zerschlug sich; die Antwort des Propagandaministeriums ließ nicht lange auf sich warten. Ich hatte mit ihr rechnen müssen.

Bevor sie kam, erhielt ich eine Aufforderung von Herrn Schwarzer zu einem Zusammentreffen bei Borchardt. Mir schwante nichts Gutes. Ich ging hin, traf einen langen, bartlosen SS-Mann mit merkwürdig blicklosen, graublauen Augen hinter einem randlosen Kneifer, der mir den Antrag machte, an Stelle von Erich Pfeiffer-Belli das Feuilleton des Berliner Tageblattes zu übernehmen. Ich verschanzte mich hinter der Arbeit an der Deutschen Zukunft, die ich nicht aufgeben könnte. Er sagte: „Die können Sie ruhig weitermachen, das stört mich nicht.“ Ich suchte neue, stichhaltige Einwände; das

Gespräch endete ohne Ergebnis. Wenige Tage später bat er mich von neuem; ich wehrte wieder ab, erklärte, ich hätte keine Neigung, noch einmal in eine Tageszeitung einzutreten, und was ich sonst noch an Einwänden fand. Er schwieg, eine Weile mit seinen blicklosen Augen vor sich hinstarrend; dann wandte er sich zu mir: „Sprechen Sie doch mal mit Windler.“

Ich sah ihn erstaunt an. Er nickte: „Windler läßt Sie bitten, ihn in der Brückenallee anzurufen und in den nächsten Tagen einmal aufzusuchen.“

Das konnte ich, so unangenehm dieser Gegenzug war, um Windlers willen nicht ablehnen. Ich sagte also zu, rief Windler an und saß ihm tags darauf in seinem wohlbekannten dämmrigen Empfangszimmer in der Brückenallee gegenüber. Er ging sogleich mitten in das Thema hinein.

„Als Schwarzer mir sagte, er wolle Sie auffordern, das Feuilleton des B.L. zu übernehmen, habe ich ihm geantwortet: „Das ist der erste vernünftige Einfall, den Sie bis jetzt gehabt haben.“ — Es muß da ein Gegengewicht sein — und das können nur Sie abgeben.“

Ich wehrte mich: „Herr Bürgermeister, ich bin heilfroh, daß ich nichts mit einer Tageszeitung zu tun habe.“

Er nickte: „Es ist kein Vergnügen — und wird beim B.L. keins werden; aber ich bitte Sie persönlich: tun Sie mir den Gefallen — nicht Herrn Schwarzer!“

„Ich soll aber mit ihm arbeiten und nicht mit Ihnen,“ erwiderte ich leicht verzweifelt. Er lachte: „Sie werden schon mit ihm fertig werden, ich bin nicht bange. Ich kann nur wiederholen: tun Sie mir den Gefallen: man kann schließlich nicht alles untergehen lassen.“

„Und die Deutsche Zukunft?“ fragte ich mit einer letzten vagen Hoffnung.

„Die müssen Sie natürlich weitermachen,“ sagte er aufatmend; „die muß auf jeden Fall erhalten werden — das ist die Voraussetzung.“

Ich habe noch alle möglichen Einwände vorgebracht; er blieb bei seiner Bitte. Er führte auch den Grund an, den wenig später der Minister Popitz mir entwickelte: es gelte, jeden Platz festzuhalten oder zu übernehmen, an dem man noch etwas durchsetzen könne, nur um zu verhindern, daß ein reiner Parteimann ihn bekäme und noch mehr verdürbe.

„Schwarzer ist doch sogar SS,“ sagte ich mit leichtem Schauder.

Windler zuckte die Achseln: „Desto wichtiger sind Sie dort,“ beharrte er.

Das Endergebnis war, daß ich mit einem sehr häßlichen Vorgefühl zustimmte. Ich hatte früher öfter mit Scheffer und Pagel bei Langsch an der Potsdamer Brücke gefrühstückt; jetzt sollte ich Scheffers Nachfolger helfen, der ihn in seinem ersten Leitartikel nach der Amtsübernahme auf das böseste angegriffen hatte. Ich sollte wieder den ganzen Tageskram eines Redakteurs auf mich nehmen: mir graute.

Windler fühlte das. Als ich mich verabschiedete, sagte er: „Wenn Sie mich irgendwie brauchen sollten, rufen Sie mich an. Ich bin Ihnen Dank schuldig für Ihr Ja.“

Ich habe ihn nicht angerufen; aber ich habe des öfteren gespürt, daß er unsichtbar hinter mir stand und daß die beiden Jahre im B. L. ohne ihn noch bedrückender gewesen wären.

Mit diesem Schritt begann die Zeit meiner journalistischen Laufbahn, an die ich nur sehr ungern zurückdenke. Man gab mir im B. L. Freiheit; ich brachte als meine persönliche Helferin Hilde Rodewaldt mit, die

man ebenfalls einstellte; ich habe ein paar ausgezeichnete Männer kennengelernt und in Heinrich Strobel einen guten Freund gewonnen: die Arbeit aber unter dem Druck des Propagandaministeriums und bei Schwarzers völliger Fremdheit gegenüber allem, was über das Niveau eines Boulevardblattes billigster Sorte hinausging, wurde je länger desto mehr zur Qual. Die Fremdheit zwischen Schwarzer und mir führte schließlich dazu, daß ich ihm eines Tages sagte: „Herr Schwarzer, es steht Ihnen jeden Augenblick frei, mir zu kündigen.“ Daß er es nicht tat, beruht nur auf der Tatsache, daß für sein Empfinden hinter mir der Bürgermeister Windler stand.

Eine Erholung waren wie überall Sezerei und Mettage, in deren Betrieb ich ein paar ausgezeichnete Männer fand; einige nahm ich nachher mit Vergnügen mit in den Deutschen Verlag. Ebenso Erholung war das Feuilleton selbst durch die Existenz von Heinrich Strobel, dem ausgezeichneten Musikkritiker, mit dem mich bald eine nicht nur berufliche Beziehung verband. Strobel, seit dem Tode Walter Schrenks und dem Ausscheiden Studens Schmidts aus der deutschen Presse der einzige Berliner Musikkritiker mit Temperament, Wissen und einem Kunstinstinkt, der neben der Musik in gleicher Weise Architektur und Malerei umfaßte, war eine sehr merkwürdige Mischung aus kühler Klarheit und Distanz auf der einen, einer bayrisch barocken Laune und einem graziösen Humor auf der andern Seite. Er parodierte diesen Humor gerne selbst, indem er ihn barock übersteigerte: er konnte die Quintessenz eines Werkes, einer Gestalt, eines Künstlers mit einer so scharfen, klaren Präzision fassen, daß der Eindruck auch seiner musikalischen Diskussionen fast bildhaft wurde. Sein schönes Buch über Debussy zeigt das am deutlichsten.

Persönlich war Strobel ein Typus, der schwer zu placieren war. Er war in Regensburg geboren, gehörte aber absolut nach Berlin oder Paris. Nicht eben groß, mit einem scharfen, ausgeprägten Gesicht mit sehr intensiv sehenden, die Welt fest anpackenden Augen und zugleich mit einer Fähigkeit zum bajazzohaft Tänzerischen, die zu herrlich grotesken Wirkungen führte. Werner Fink, der auch zu den ständigen Mitarbeitern des B.L. gehörte, kam des öfteren, entweder wenn er seine sonntäglichen Manuskripte brachte oder aus sonst einem Anlaß, auf die Redaktion. Strobel empfing ihn einmal mit der Grandezza eines Tanzmeisters aus dem Rokoko, die bei seiner bayrisch gedrunenen, straffen Figur äußerst komisch wirkte. Fink, erheblich länger als er, nahm den Einfall bereitwillig auf und spiegelte Strobels tänzerischen Empfang halb gotisch mit entsprechender Gestik. Dazu redeten beide einen herrlichen Unsinn, daß das Kabaret der Komiker sicher viel darum gegeben hätte, wenn es seinen Gästen dieses Intermezzo hätte vorführen können.

Strobel hatte eine reizende junge Frau: sie war Jüdin. Es verging daher selten mehr als ein Vierteljahr, ohne daß vom Propagandaministerium eine drohende Anfrage kam, wann endlich der nichtarisch versippte Doktor Heinrich Strobel die Redaktion verlassen würde. Frau Strobel war längst in Holland bei Verwandten; die Tatsache ihrer Existenz allein genügte, um Strobel das Leben schwer zu machen. Wir wandten uns, wenn solch eine Anfrage kam, an Wilhelm Furtwängler, der jedesmal bereitwillig einsprang und in längeren Ausführungen die absolute Notwendigkeit der Arbeit Strobels für das Berliner Musikleben feststellte. Das half für den Augenblick — bis die nächste Attacke fällig war. Für die Lust an der

Arbeit und die Ruhe der Nerven war es nicht gerade sehr ersprießlich.

Heinrich Strobel war aber nicht nur Heinrich Strobel, er war auch Karl Frahm. Jeden Sonntag erschien im B.L. ein Kochrezept, manchmal auch mehrere unter der Überschrift: „Kochrezept mit Karl Frahm!“ Die Rezepte waren ausgezeichnet; denn Strobel kochte selbst vorzüglich. Als er noch seine sehr elegant im Bauhausstil ausgestattete kleine Wohnung am Bahnhof Neu-Westend hatte, habe ich es genießend und bewundernd selbst feststellen können. Unter dem gleichen Pseudonym schrieb er bezaubernde Feuilletons, vor allem von seinen Reisen. Ich habe viele in der Deutschen Zukunft gedruckt, wenn er seinen Urlaub in Frankreich verlebte und von dort berichtete; weitere erschienen später in der D.N.Z.; aber davon wird anderswo noch zu berichten sein.

Der wesentlichste meiner Mitarbeiter im Feuilleton war neben Strobel Werner Find. Wir kannten uns bereits von unserer gemeinsamen Freundschaft zu Eduard Plietsch. Find war verpflichtet, für jede Sonntagsnummer des B.L. eine kurze komische Glosse zu schreiben; ich war verpflichtet, diese Glosse jeweils rechtzeitig aus ihm herauszuholen. Das wurde zuweilen beinahe ebenfalls eine Kabaretnummer, vor allem, wenn es nicht klappen wollte. Dann lag er, wenn ich anrief, im Bett: „Es geht nicht. Es ist ausgeschlossen.“

„Es muß gehen, Herr Find. Ich warte.“

„Sie haben mehr Zeit als ich.“

„Die Leser warten, lieber Herr Find.“

„Lieber Herr Find klingt gut; aber ich bringe es nicht zustande.“

„Sie bringen es — Sie haben es immer gebracht. Ich rufe in zehn Minuten wieder an.“

Nach zehn Minuten mit leichten Varianten dasselbe Theater, nach weiteren zehn Minuten noch einmal.

„Inspirieren Sie mich,“ verlangte er. „Ohne Inspiration kann kein großer Künstler schaffen.“

„Sie sind mir lieber als ein großer Künstler — in einer Viertelstunde sind Sie fertig.“

Gewöhnlich war er dann auch fertig, und dann begann das zweite Problem: wie wird das Geschriebene auf „ihn“ wirken? „Er“ war Goebbels, der die Find'schen Glossen sehr genau las, zuweilen mit Vergnügen las und lachte, zuweilen ihre Doppelbödigkeit übelnahm und zornig wurde. Find hatte schon allerhand einstecken müssen, wenn auch bisher Schwerwiegendes noch nicht geschehen war.

Die Entscheidung, ob etwas möglich war oder nicht, war von uns aus schwer zu treffen. Man mußte eine sehr komplizierte Psychologie anwenden und wußte doch nie, ob man nicht völlig falsch witterte. Find selbst war auch durchaus unsicher und Schwarzer in seiner Primitivität nur für die ganz schweren Fälle zuständig. Hatte er Bedenken, dann war gewöhnlich etwas da, was bei schlechtem Ausgeschlafenhaben oder frühem Arger schlimme Wirkungen haben konnte. Ich war immer froh, wenn ich am Montag erfuhr, daß alles glatt vorübergegangen war. Die eigene Entscheidung und Verantwortung spielte keinerlei Rolle mehr, nur daß man zugleich mit dem Autor wie ein Schuljunge koramiert wurde.

Die besten Stunden auf dem V.L. waren die, wenn ich am Mittwochmittag die Redaktion verließ und in den Deutschen Verlag hinüberging, um dort in der Druckerei die Deutsche Zukunft zu umbrechen. Sie wurde seit ihrem Verkauf an die Deva in der alten Ullstein-Druckerei hergestellt. Ich hatte meine guten Freunde von früher dort,

Fritz Stocky, den Druckereileiter vor allem, mit dem ich zwei Jahre in Wilna gegessen hatte, und neben ihm unsern besonderen Metteur, Vater Kahl, einen der besten Handwerker in seinem Bereich und menschlich eine der freundlichsten und wertvollsten Gestalten aus diesem an trefflichen Erscheinungen nicht armen Beruf. Die Stunden dort waren Erholung und Aufatmen; der Druck, unter dem man im Mossehaus ständig lebte, wich wenigstens in dieser Abteilung des Ullsteinhauses für einige Zeit; in den anderen sollte er sich später gleich lastend und schlimmer auswirken.

Bis zum Ende des Jahres 1938 ging dieses Gezerre; dann war das Berliner Tageblatt mit Abonnenten und Inserenten so völlig ruiniert, daß es sinnlos gewesen wäre, die Reste noch weiter durch ein Scheinleben zu schleppen. Es wurde im hohen Rat beschlossen, das Tageblatt zu liquidieren, desgleichen die kümmerlichen Reste der alten Kreuzzeitung, die (mit Text des V.L.) ebenfalls noch im Mossehaus gedruckt wurde, die Druckerei bis auf Teile aufzulösen und mit den Redaktionen ebenso zu verfahren. Zu gleicher Zeit — ich glaube zum 1. Januar 1939, sollte die D.N.Z. aus dem Besitz des Hauses Stinnes in den des Deutschen Verlages, sprich Cher-Verlages, übergehen: ein Teil der Tageblatt-Redaktion sollte hinübergenommen und dem Stab der D.N.Z. eingegliedert werden.

Das alles vollzog sich mit einer staatskapitalistischen Härte, gegen die die übelsten Beispiele des Privatkapitalismus, wie ich sie etwa in der alten Vossischen Zeitung vor Ullsteins erlebt hatte, sich als Unternehmen reiner Humanität und besten sozialen Verhaltens erwiesen. In der Sezerei des Tageblattes wurde ohne jede menschliche Rücksicht an Sezern und Metteuren alles

entlassen, was man nicht mehr verwenden konnte oder wollte. Diese Entlassungen betrafen gerade die älteren Jahrgänge, die zwanzig und mehr Jahre bei Mosse gearbeitet hatten. Man warf sie auf die Straße — mochten sie sehen, wo sie blieben. In ein paar Fällen, die besonders kraß waren, konnte ich glücklicherweise eingreifen: ich ging zu Fritz Stocky und fragte, ob er die Entlassenen bei sich einstellen könnte. Er machte sein sachlichstes Berliner Gesicht: „Wenn die Leute was können . . .“

„Andere werd' ich Ihnen nicht schicken, Stocky.“

„Wie heißen die Männer?“ — Er notierte: „Schicken Sie sie morgen mittag.“

Wenige Tage später traf ich ihn in der Druckerei, als ich gerade einen der alten Bekannten aus dem B.L., Herrn May, begrüßt hatte. Stocky legte die Hand auf meinen Arm: „Wenn Sie noch mehr von der Sorte auf Lager haben wie den hier — schicken Sie sie ruhig. Sowas kann ich immer brauchen.“

Die Seherei des Deutschen Verlages war, wie gesagt, vor allem für die erste Zeit mein Trost. Die Atmosphäre des übrigen Hauses war bis auf ein paar Lichtpunkte ein Alpdruck, und zwar sowohl die der Redaktion wie die des Verlages.

Den Verlag vertrat Herr Max Wiesner. Er kam politisch von der demokratischen Seite her, hatte bei Broschek im Hamburger Fremdenblatt gewirkt und war nun Pg und Betriebsführer in dem Hause in der Kochstraße. Er war ein großer, breiter, schwerer Mann mit einem massiven, geröteten Schädel, einer rollenden Viedermannsstimme, in der immer ein Unterton von latenter Härte mitschwang. Ich war ihm noch zu Lebzeiten Fritz Kleins zum erstenmal persönlich begegnet: er hatte mich

damals zu sich gebeten und mir die Leitung der Koralle, einer Wochenschrift zwischen Naturwissenschaft, Technik, Erdkunde und Illustration angetragen.

„Mit Eurer Deutschen Zukunft,“ meinte er überlegen, „das ist ja nichts und wird ja nichts. Geben Sie das doch auf, und kommen Sie zu mir. Die Koralle ist ganz etwas andres.“

Seine Überheblichkeit ärgerte mich. Ich sagte: „Dazu kann ich gar nichts sagen, Herr Wiesner. Ich kenne die Koralle nicht. Ich habe sie in ihren Anfängen gesehen, als sie noch 1 Mark kostete und Mitarbeiter wie Schrödinger und solche Leute hatte; jetzt weiß ich nicht einmal, wie sie aussieht. Lassen Sie mir ein paar Nummern schicken; ich werde sie mir ansehen, dann können wir noch einmal darüber reden.“

Er hat mir denn auch ein Konvolut der neuesten Nummern geschickt, und ich habe ihm wahrheitsgemäß geschrieben, eine Aufgabe wie die, die er mir da zuweisen wolle, läge außerhalb meiner Begabung: so etwas könne ich einfach nicht. Er möchte sich jemanden andern suchen; ich bliebe lieber bei meiner Deutschen Zukunft; am Ende könnte vielleicht doch noch einmal etwas aus ihr werden.

Diese Ablehnung hat er wohl übelgenommen; denn als ich mit einer Reihe anderer V.L.-Leute nun zwangsweise zur D.A.Z. versetzt wurde, spürte ich von der ersten Begegnung an eine stumme Feindseligkeit, die von Jahr zu Jahr wuchs und zuletzt offener Haß wurde. Es war wohl auch ein menschlicher Gegensatz im Spiel: er fühlte sich schon durch meine Arbeitsgebiete gereizt, und das übertrug sich auf meine Person. Zu Beginn hatte ich noch einen Rückhalt an dem ihm damals beigeordneten Doktor Bausack, einem kultivierten Mann mit Niveau und Haltung, der ebenfalls im Aufsichtsrat des Hauses saß und

in jeder Beziehung Wiesners Gegenteil war. Solange Bausback mitentscheidend bestimmte, gab es auch für schwierige Situationen erträgliche Lösungen; als er ausschied und Wiesner allein regierte, entstand immer eindeutiger eine Lage, deren Ur- und Wunschbild das Verhältnis des Feldwebels zum Rekruten darstellte.

Etwas mitbestimmend für Wiesners Willen zur Macht mag eine groteske Episode gewesen sein, die sich am 30. Juni 1934 abgespielt hatte. Er hatte zu seinem Arbeitsraum Franz Allsteins altes Arbeitszimmer erkoren; das kleinere Zimmer davor, das früher zum Verlagssekretariat gehörte, war ein Raum für die Boten geworden, deren er ständig eine Menge in Atem hielt. Der Raum war unmöbliert, nur an den Wänden entlang zogen sich einfache Bänke, auf denen die jeweils wartenden Boten zu sitzen oder auch zu liegen pflegten. Da viele aus der jüngeren Generation damals der SA angehörten, liefen sie oft in ihren braunen Hemden umher, die zu jener Zeit noch nicht so aufreizend wirkten wie später.

Am 30. Juni, als Hitler die Macht Röhms und der SA beseitigte, war Wiesner bis in den Abend hinein unterwegs gewesen, da und dort, bei näheren und fernerer Freunden: vielleicht fühlte er sich auch durch den die Stadt durchrasenden Sturm bedroht. Er war den ganzen Nachmittag nicht im Hause; erst ziemlich spät am Abend, als es bereits dunkelte, begab er sich noch einmal nach der Kochstraße und zu seinem Arbeitsraum im zweiten Stock. Alles war dunkel, auch der Vorraum zu seinem Gemach; er knipste das elektrische Licht an, und auf einmal fuhren lauter lange, braune Gestalten, die auf den Bänken ringsum gelegen hatten, in die Höhe: der ganze Raum ist im Augenblick von SA erfüllt, die schweigend den Eingetretenen angloht. Wiesner aber, in dem die Erregung

des Tages nachzitterte und das klare Denken umnebelte, sah nur braun und dachte nur „SA“: er hob beide Hände in die Höhe und ergab sich, wähnend, daß man auch ihn als spätes Opfer des blutigen Tages abführen wollte.

Die Aufklärung des abendlichen Schreckensbildes erfolgte sehr einfach: was da beim Anknipsen des elektrischen Lichts von den Bänken in die Höhe gefahren war, waren nicht Hitlers braune Scharen, sondern Botenjungen der D.A.Z. in ihren braunen Hemden gewesen. Sie hatten sich, die Möglichkeit, daß der Chef doch noch kommen könnte, in Rechnung ziehend, auf den Bänken des Vorzimmers niedergelegt und nach dem heißen Tage dort geschlafen, bis er sie mit seinem plötzlich aufflammenden Erscheinen unsanft weckte. Da waren erst sie erschrocken aufgefahren, dann er: so hatte sich die in allem Grauen groteske Szene der stummen Resignation des hohen Chefs entwickelt — und seine Ergebung in sein vermeintliches Schicksal: Hände hoch!

Opfer dieses Abends aber wurde im weiteren nicht Wiesner, sondern wurden die Boten. Alle die Jünglinge, die da beim Eintreten des hohen Herrn braun und schlaftrunken von ihren Bänken in die Höhe gefahren waren, wurden von ihm unauffällig, der eine jetzt, der andere später aus dem Dienst entlassen: sie hatten ihn schwach gesehen, und das durfte nicht sein. So geschieht er aber das Methodische und Grundsätzliche seines Verfahrens zu verbergen suchte — es wurde von den Opfern und ihren im Hause verbleibenden Berufsgenossen doch erkannt und festgestellt, und Wiesner hieß seitdem bei den braunen und nichtbraunen Jünglingen des inneren Dienstes noch lange „der Herr Direktor Botentod“. Noch als ich 1939 wieder in das Haus zurückkehrte, wanderte der Name und seine

Entstehungsgeschichte nicht nur durch die Kreise der alten und der neuen Voten.

Auch die Arbeit innerhalb der Redaktion war wenig angenehm. Es ist eine alte Regel, daß man nie dahin zurückkehren soll, von wo man einmal freiwillig fortgegangen ist. Ich hätte es freiwillig auch nie getan: es war Zwang, der diesen Weg festlegte, und ich mußte ihn dann durchlaufen bis zum bitteren Ende des Ganzen.

Bruno Erich Werner, der 1933 bei meinem Ausscheiden aus der D.A.Z. auf meinen Vorschlag das Feuilleton übernahm, hatte sich auf seine „neue Linie“ zurückgezogen und nur die Theaterkritik für die D.A.Z. beibehalten. Die Jüngerer, die während seiner Amtszeit gekommen waren, sahen in mir naturgemäß den Eindringling, der ihr gut eingespieltes Leben störte. Die, die noch aus der Zeit vor 1933 übrig waren, waren inzwischen andere Wege gegangen; auch mit ihnen gab es keinen rechten Kontakt mehr. Einen gewissen Ausgleich schufen die, die mit mir vom B.L. herübergekommen waren. Sie standen auch im luftleeren Raum: sie brachten etwas von der Unbefangenheit, ohne die man nicht arbeiten kann. Der schwerste Verlust war Strobel; es war nicht möglich gewesen, ihn einem Übergang in den Deutschen Verlag auszusetzen, um so weniger, als die Musikkritik dort in festen Händen war. Ein Mann mit einer jüdischen Frau im Hause des Cher-Verlages war eine Vorstellung, die 1939 nicht mehr zu verwirklichen war. Ich machte Strobel daher den Vorschlag, als Korrespondent des Feuilletons der D.A.Z. nach Frankreich zu gehen und eine Tätigkeit aufzunehmen, die mir seit langem wichtiger erschien als die bloße politische Berichterstattung von draußen. Ich konnte den Gedanken bei Wiesner durchsetzen: Strobel ging als Karl Frahm nach Paris und hat von dort bis

zum Kriegsausbruch bezaubernde Beiträge für die Deutsche Zukunft und für die D.A.Z. geschrieben. Als später natürlich auch hier die Angriffe gegen ihn einsetzten, mußte ich die feste Bindung zu ihm lösen: das Verhältnis blieb aber das gleiche: indem ich jeden Beitrag von ihm doppelt so hoch honorierte, verdiente der freie Mitarbeiter Karl Frahm mehr als der festangestellte, wenn auch der Transfer damals schon des öfteren auf erhebliche Schwierigkeiten stieß.

Eine wirkliche Redaktionsatmosphäre ergab sich nicht mehr. Man spürte überall schon den Zerfall, lebte unter einem ständigen Druck und von einer Unannehmlichkeit zur andern. Dauernde Verweise vor der Pressekonferenz, ständige Forderungen des Propagandaministeriums, Verbote von Mitarbeitern und Themen: man saß wie in einer Zwangsjacke, die täglich enger und fester zugeschnürt wurde.

Auch der Ausbruch des Krieges änderte nichts zum Besseren — im Gegenteil. Er brachte die Sorge um Stöbel, der in Paris vom Orlog überrascht wurde; erst lange nach der Besetzung der Stadt kam Nachricht von ihm. Er hatte in einem französischen Lager bei Aix schwere Zeiten durchmachen müssen, blieb aber trotzdem weiter in Frankreich, ebenso wie seine Frau. Freunde nahmen sie auf, verbargen sie, während er versuchte, als er freigekommen war, die alte Mitarbeit wieder anzufangen, und nach kurzen Anfangsschwierigkeiten trotz allem auch wieder die überlegene Spannkraft entwickelte, die ihn immer ausgezeichnet hatte.

Ein schwerer Schlag war es, als man uns, trotz aller Versuche, es zu verhindern, 1940 die Deutsche Zukunft fortnahm und zerstörte, sie in der neubegründeten Wochenschrift „Das Reich“ aufgehen ließ. Die Deutsche Zu-

kunst hatte sich während der ganzen Zeit ausgezeichnet entwickelt: sie hatte es nach und nach auf fast 55000 Abonnenten gebracht, trug sich nicht nur, sondern war längst ein gutes Geschäft geworden. Jetzt erklärte der Verlag plötzlich, sie müsse ihr Erscheinen einstellen: die Abonnenten würden zum Ersatz mit dem neuen „Reich“ beliefert werden. Es halfen keine Vorschläge, keine Versuche, das Blatt in einen anderen Verlag zu überführen; eines schönen Tages lag die letzte Nummer vor uns mit der doppelstimmigen Überschrift des letzten Leitartikels: „Um des Reiches willen.“ Werner Wirths hatte die hübsche, melancholisch-ironische Formel gefunden. Mit der Deutschen Zukunft versank das letzte Blatt in Deutschland, das versucht hatte, noch einen Rest vom früher selbstverständlichen Niveau aufrechtzuerhalten.

Leitender Mann der neuen großen Wochenschrift „Das Reich“, das die bisherigen Abonnenten der Deutschen Zukunft erhielten, aber nur zum kleinen Teil als gültigen Ersatz annahmen, war der Doktor Eugen Mündler. Er war eine der tragischen Erscheinungen dieser letzten Epoche der deutschen Presse, ein Mann mit besten Absichten und sauberer menschlicher Haltung, den das Schicksal in dieser Zeit ständig vor Aufgaben stellte, die im Grunde nur noch aus der mechanischen Beachtung der Parteiideologie, nicht mit Versuchen menschlicher Beteiligung und geistigen Ansprüchen zu lösen waren.

Eugen Mündler war, als Erich Schwarzer im Berliner Tageblatt abgewirtschaftet hatte, durch das Propagandaministerium als dessen Nachfolger zum Chefredakteur des sterbenden Mosseblattes von einer Zeitung des Westens nach Berlin geholt worden. Durch die Redaktion des Tageblattes ging ein Aufatmen. Es war wie eine Erlösung, daß man wieder mit einem Mann zu tun hatte,

der aus den gleichen Bereichen herkam wie wir und mit dem eine Verständigung im Geistigen möglich war. Mündler konnte nichts mehr retten; er hat aber denen, die mit ihm arbeiten mußten, die letzten Monate in der Jerusalemer Straße erträglich gemacht, dem Übergang in den Deutschen Verlag die schlimmsten staatskapitalistischen Härten und Brutalitäten genommen. Seiner Hilfe war es zu danken, daß man immerhin ein paar Entlassene der Redaktion in das neue Haus hinüberretten konnte, die sonst ebenso vor dem Nichts gestanden hätten wie die Männer der Druckerei.

Mündlers eigene Stellung nach dem Übergang in den Deutschen Verlag war sehr schwierig. Man hatte ihn sozusagen als zweiten Chefredakteur der D.A.Z. beigegeben, und das führte zu immer neuen Unzuträglichkeiten. Er wäre gern nach dem Westen zurückgegangen; schließlich blieb er, und als dann die Idee der neuen Wochenschrift auftauchte und man ihn mit den Vorbereitungen beauftragte, fand er langsam einen Platz, an dem er wieder halbwegs sinnvoll glaubte wirken zu können. Er entwarf Pläne, stellte Mitarbeiterlisten auf, wobei er mich zuweilen lange um Rat und Auskünfte bat, und schließlich war es so weit, daß unter seiner Agide das neue Blatt erscheinen konnte, das Doktor Goebbels die Möglichkeit bieten sollte, jede Woche als Leitartikler zu den Lesern zu sprechen.

Es war vorgesehen, daß die Redakteure und die Mitarbeiter der Deutschen Zukunft in das neue Organ hinübergenommen werden sollten. Mündler sprach auch in unseren Unterhaltungen mehrfach von meiner Mitarbeit: ich behandelte die Frage um so mehr dilatorisch, als ich, sobald sie auftauchte, immer das Gefühl hatte, daß der sonst so offene und geradeaus lebende, freundliche Mann

innerlich ein bißchen verlegen wurde, so als ob er etwas verbarg oder nicht recht aussprechen könnte. Sein sympathisches Gelehrten Gesicht, das eigentlich nicht viel Journalistisches im Sinne Berlins hatte, bekam einen unsicheren Zug, so daß ich selbst abbog und von anderen Problemen sprach, was ihn sichtlich erleichterte. 1946 oder 47 erhielt ich von ihm einen Brief aus dem Lager Ludwigsburg, in dem er seine Entnazifizierung abwarten mußte. Im Lauf der Korrespondenz, die sich an diesen ersten Brief angeschlossen, gestand er mir, daß er mich als einzigen damals nicht zur Mitarbeit am „Reich“ hätte heranziehen können, weil das Propagandaministerium es ausdrücklich untersagt hatte. Ich erhielt den Brief mit dieser Mitteilung etwa zu der gleichen Zeit, in der ich mir von den Engländern die Erlaubnis zur Arbeit in ihrem Bereich geben lassen mußte. Der junge Major, der mich vernahm, hatte ein dickes Aktenstück vor sich, in dem er blätterte, um gelegentlich Fragen zu stellen. Als das Gespräch etwa zehn Minuten gedauert hatte, sah er mich nachdenklich an, schlug noch einmal das Konvolut hier, da, dort auf und fragte dann, fast etwas mißtrauisch: „Sagen Sie, Herr Fechter, warum waren Sie eigentlich im Propagandaministerium so unbeliebt?“

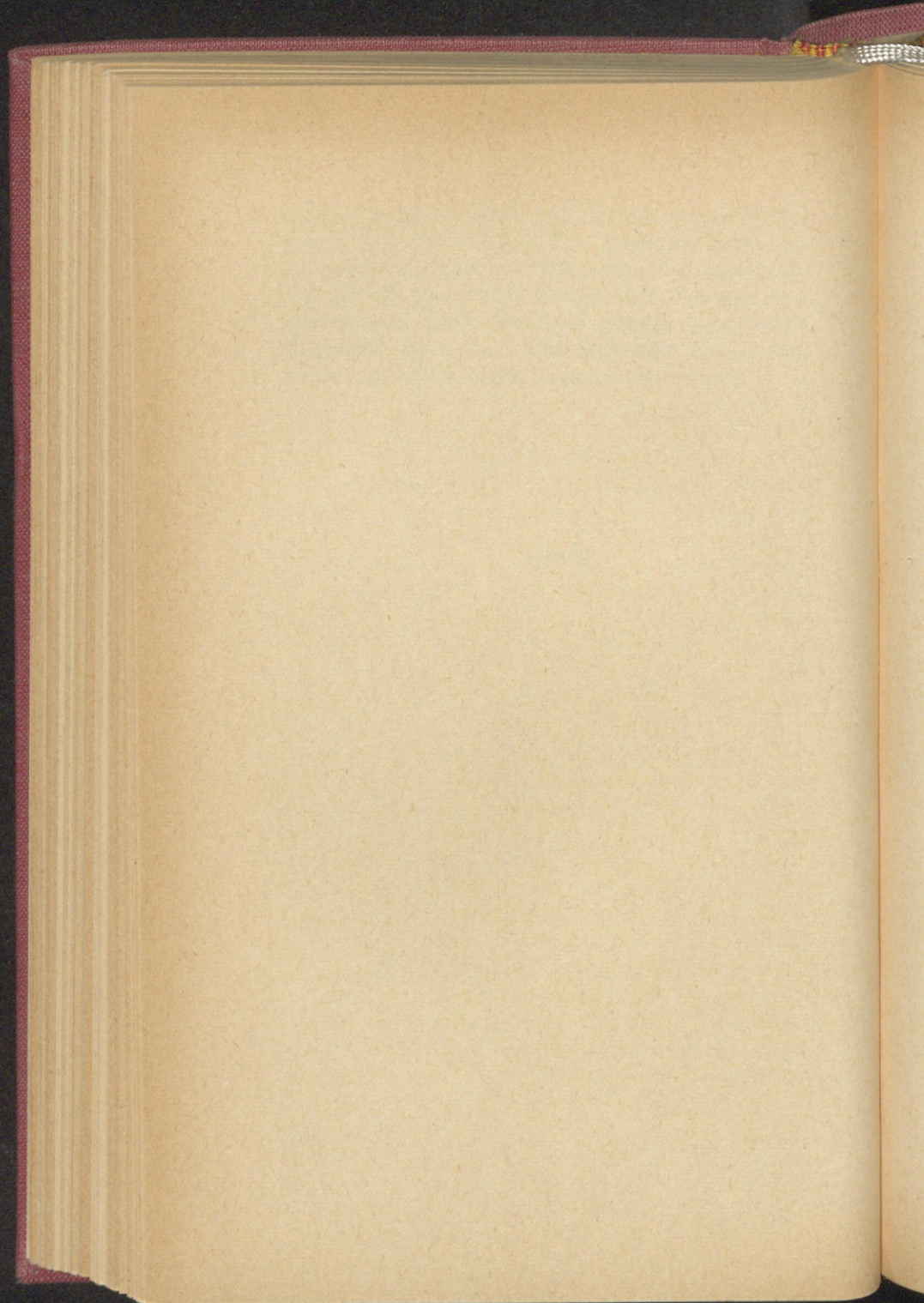
Ich wies auf das Aktenbündel: „Das mußte da doch eigentlich drin stehen.“ Er schüttelte den Kopf. Vielleicht hätte Doktor Mündler ihm etwas eingehendere Auskunft geben können.

Vor dem Krieg erlebte die D.A.Z. im Deutschen Verlag äußerlich eine letzte „große Zeit“. Sie bekam eine illustrierte Beilage und viel Papier; sie sollte das Berliner Blatt für die Nicht-Pgs der bürgerlichen Restbestände sein. Im Krieg fiel zuerst die Beilage, dann der Papierreichtum: es begann der Schrumpfungsprozeß, der fast

etwas Symbolisches hatte. Später kamen die Luftangriffe, die ersten Brände im Haus an der Kochstraße. Die alten Berliner Redaktionsräume, in denen ich schon in der Zeit vor 1914 bei der Vossischen Zeitung gehaust hatte, brannten aus. Die Redaktion wurde in die Nähe des Buchverlages, in den Flügel an der Charlottenstraße verlegt und das verkleinerte Blatt dort hergestellt. Auch diese Räume wurden wie später das ganze Haus ein Raub der Flammen — der gesamte Betrieb siedelte nach Tempelhof über in das Schmollsche Turmhaus mit den riesigen Druckereianlagen im Keller. Wir saßen im vierten oder sechsten Stock, die ganze Redaktion in einem großen Raum mit riesigen Glaswänden; er genügte völlig für die immer sinnloser werdende Arbeit, die wir noch leisteten. Über vier Seiten pro Tag war die D.A.Z. auf zwei Seiten, auf einen halben Bogen täglich zusammengeschrumpft. Draußen vor dem Haus entstanden die Barrikaden der Panzersperren; drinnen zerfiel, was in Jahrzehnten aufgebaut und gewachsen war, in lächerlich traurigem Kleinfram. Wiesners massige Gestalt wanderte noch durch die Räume: aber es war alles nur Gespenster- und Schattenspiel: wenn man das am Tage Geleistete abends in Händen hielt, war es schon ein Nichts, ein Stückchen Untergang, wie er jetzt überall hereinbrach. Als der große Mittagsangriff Marienfelde und die Daimlerwerke zerstörte, wurde der Heimweg zu Fuß über das verqualmte Land gespenstische Vorahnung des Kommenden: die gleiche lastende, weißliche Rauchwolke hing nachher in den letzten Apriltagen 1945 und in der ersten Woche des Mai für den Blick von Süden ebenso fahl und unbeweglich über der brennenden, versinkenden Stadt wie damals. Die Katastrophe des Endes war monatelang im voraus fühlbar, wie das ganze

drohende Unheil seit Stalingrad für jeden von uns fühlbar gewesen war. Von Tag zu Tag greifbarer, unentrinnbarer und doch seltsam unwirklich rückte es heran, unglaublich wie ein schauerlicher Traum ohne Erwachen und doch von jener seltsam staubigen, glanzlos harten hellen Wirklichkeit, die man, je älter man wird, um so mehr als das eigentliche, nackte Unentrinnbare erkennt.

Geist



Romano Guardini

Es war um die Mitte der zwanziger Jahre, als Max Freyhan mir zuerst von ihm vorschwärzte. Max Freyhan war Rechtsanwalt, hatte aber eine unglückliche Liebe zur Literatur: er schrieb Buchkritiken und Vortragsberichte für die D.N.Z., arbeitete an einem Buch über Georg Kaiser und war um jene Zeit in die Vorlesungen geraten, die Romano Guardini, ordentlicher Professor an der katholischen theologischen Fakultät der Universität Breslau, seit einiger Zeit als Gast an der Berliner Universität hielt. Freyhan war begeistert, wollte mich durchaus in die Vorlesungen mitschleppen, obwohl sie in der Hauptarbeitszeit der Redaktion stattfanden. Er berichtete, schilderte, erzählte immer wieder und erreichte, daß der Name Guardini allmählich unter die rückte, deren Träger kennenzulernen unbedingt sinnvoll und notwendig erschien.

Die Stellung des Katholizismus begann damals bereits schwierig zu werden. Wir hatten die rheinischen Separatistenbewegungen hinter uns; das Zentrum war mit seiner Politik des öfteren in scharfen Gegensatz zu der steigenden nationalen (nicht der nationalsozialistischen) Bewegung des Landes geraten; es war an der Zeit, den großen geistigen Katholizismus als Gegengewicht in den Vordergrund zu rücken. Die Berliner Universität war ein guter Boden für diese Arbeit, und Guardini verrichtete

sie vorbildlich. Er las über Hölderlin, entwickelte das Religiöse und seine Probleme von der Welt der Dichtung aus, und das mit so viel Niveau und Kontakt mit dem wesentlich Substantiellen beider Gebiete, daß er mit Recht von allen Seiten und Fakultäten her einen sehr erfreulichen Zulauf hatte.

Ich habe ihn zuerst in abendlichen Vorlesungen der Lessing-Hochschule gehört, in denen er Teile seines Hölderlin-Kollegs, aus dem später das schöne, bei Jacob Hegner erschienene Buch entstand, konzentriert und verknüpft noch einmal vortrug. Der Hörsaal am Lützowplatz, im Hause des Lyceum-Klubs, war dicht besetzt, die vorderen Reihen größtenteils durch ältere und jüngere Damen, von denen eine Welle schwärmerischer Verehrung zu dem Sprecher auf dem Katheder emporstieg. Der hatte damals wenig Professorales: eine schmale, fast knabenhaft zarte Gestalt stand da oben mit einem feinen, freundlichen, bartlosen Gesicht, aus dem ein paar graublaue, helle Augen mit einem Zug natürlicher innerer Heiterkeit auf die Hörer niederblickten. Er hatte, in Deutschland aufgewachsen, kaum etwas Italienisches, auch nicht im Tonfall und der Melodie des diskreten, unpathetisch mitteilenden Sprechens; auch den Geistlichen spürte man fast gar nicht, höchstens einmal in der selbstverständlich unbetonten Sicherheit, mit der irgendeine Erfahrung aus dem Bereich des Religiösen, eine Betrachtung formuliert wurde, die einer für den Vortragenden außerhalb jeder Diskussion stehenden ewigen Wahrheit galt. Wenn er ein Problem aufgriff, dessen Beantwortung für ihn selbst noch nicht feststand, das zum großen Teil noch Frage war, lächelte er fast ein bißchen verlegen. Es war ein so scharmant, bezauberndes Lächeln, daß man durchaus die Welle der beglückten Verehrung begriff, die fast sichtbar

aus den Reihen des Auditoriums zu ihm emporstieg, wie man es ebenso begriff, daß ernsthafte Berliner Rechtsanwälte diesem Mann widerstandslos verfielen.

Persönlich bin ich ihm um die gleiche Zeit begegnet. Den Anlaß weiß ich nicht mehr; ich hatte ihm, glaube ich, für den Fall, daß er einmal zu einem andern Publikum sprechen wollte, die Spalten der D.A.Z., soweit sie mir unterstanden, zur Verfügung gestellt; er machte bereitwillig von dem Angebot Gebrauch — es kam zuerst zu einem wenn auch distanzierten Briefwechsel, dann zu einer Begegnung, draußen im Grunewald bei Eichkamp, wo er in einer der neuen Nachkriegsiedlungen in einer schmalen, im wesentlichen von unten nach oben entwickelten Wohnung hauste. Er hatte mich zum Abendessen eingeladen; wir waren allein, saßen in dem hellen, freundlichen, kleinen Zimmer im Erdgeschoß, dessen Farbigkeit eine durchaus untheologisch moderne Nuance hatte. Die ältere Haushälterin, die ihn betreute, brachte das Essen und den italienischen Wein, den er glaube ich durch seinen Bruder bekommen hatte — und dann ergab sich eigentlich von Anfang an ein Gespräch, das es verständlich machte, wenn dieser erste Besuch erst durch die Tatsache der Abfahrt des letzten Zuges ein Ende fand. Es begann bei Hölderlin und führte sehr bald zu Nietzsche, wobei sich die merkwürdige Tatsache ergab, daß der katholische geistliche Herr damals dem Phänomen Nietzsche viel weniger mißtrauisch und skeptisch gegenüberstand als ich, der Protestant mit der nur philosophischen Haltung zu Zarathustra und Dionysos.

Seitdem sind wir uns des öfteren begegnet, und zwar auf Gebieten, die dem Professor der Theologie Romano

Guardini ziemlich fernzuliegen schienen. In jenen Tagen tauchte der Name des Malers Werner Scholz zuerst in Berlin auf; es gab eine Ausstellung seiner Gemälde und Zeichnungen, wenn ich nicht irre, in der Galerie von der Heyde am Schöneberger Ufer; die Ausstellung war eine der wenigen noch lebendig interessierenden Veranstaltungen jener Zeit. Ich berichtete über sie in der D.A.Z.; es ergab sich auch hier ein Briefwechsel, und eines Tages suchte ich Scholz in seiner Wohnung, beziehungsweise in seinem Atelier in der Rollendorfsstraße auf. Er hauste, wie es sich für einen Maler gehört, ganz hoch oben unter dem Dach, in einer sehr berlinischen, besser schönbergischen Welt. Es war ein merkwürdiger Eindruck, in den primitiv schmucklosen Räumen über den Dächern diesem Maler zu begegnen, der einer der stärksten seiner Generation ist. Ein etwas mehr als mittelgroßer Mann stand da, breit, mit einem wuchtigen, knöchigen Schädel, einer breiten, energisch vorgebuchteten Stirn und sachlichzufassenden Maleraugen, die sich ziemlich tief in ihre Höhlen zurückgezogen hatten. Ein bartlos volles Gesicht unter dichtem, dunkelblondem Haar, eine abwartende, wenn auch nicht ablehnende Haltung: so empfing der Maler Werner Scholz den Gast. Er streckte ihm den rechten Arm, den einzigen, den der Krieg ihm gelassen hatte, entgegen — und eine Viertelstunde später war ein Kontakt geschaffen, der erheblich über das bloße gemeinsame Interesse an Malerei und Kunst hinausging. Scholz besaß die unmittelbare Vitalität eines geborenen Malers: etwas von der Wucht des Franzosen Georges Rouault war in seinen Bildern, Mut zur harten Wirklichkeit und zugleich eine sehr schöne Zartheit, die die Kraft der Vision und des Vortrags beglückend durchleuchtete.

Ich bin noch oft in dem seltsamen Atelier in der Rollendorfsstraße bei Werner Scholz gewesen; ich habe sogar einmal zwei Zeichnungen von ihm erworben: die eine erhielt Monty Jacobs als Geschenk zu irgendeinem besonderen Tage, die andere, eine kniende Tiroler Nonne, blieb bei mir. Und eines Tages lud Werner Scholz uns ein, nach Friedenau zu seiner Frau zu kommen, die dort ebenfalls eine Atelierwohnung hatte und, wenn ich nicht irre, als Photographin arbeitete. Dabei zeigte er mir mit berechtigtem Stolz ein Bild, einen Vollmond zwischen grauen, jagenden Wolken, das hatte der Doktor Bruno Erich Werner, der damals noch mit mir auf der D.A.Z. saß und nebenbei die „neue Linie“ machte, erworben — und das daneben, das hatte der Professor Romano Guardini gekauft, der sich überhaupt sehr für seine Bilder interessiert hätte und den ich, wenn ich am Sonntag käme, bei ihm treffen würde.

Das Atelier von Frau Scholz lag in einer Querstraße der Kaiserallee auf Steglitz zu. Die Treppe war auch steil und hoch; aber sie hatte erheblich mehr Westliches als die in der Rollendorfsstraße; die war grau, staubig, ohne Läufer oder Linoleum, die Schritte hallten laut und knarrend auf den Stufen. Die Friedenauer hatte Läufer, und oben lag auch eigentlich mehr von Kunst in der Luft als drüben in Schöneberg. Es war behaglicher, wohnlicher, hübscher; man spürte die Hand einer Frau, und der Maler Werner Scholz selbst sah in dieser Umwelt auch erheblich weniger herb und kantig und beinahe ein bißchen nach Schöneberg-Ost aus, obwohl sein Vater ein General gewesen war.

In dieser warmen Atelierbehaglichkeit nun erhob sich aus einem Sessel die schmale Gestalt des Professors

Guardini und begrüßte uns mit seinem freundlich guten Lächeln, das hier noch viel unmittelbarer und wärmer wirkte als auf dem Katheder. Ihm gegenüber hatte ein anderer Gast gesessen, etwa ebenso groß, ebenso schmal wie er, nur etwas straffer, gespannter in der Gestalt als Guardini, und von etwas schärferem, mehr auf Profil entwickeltem Gesichtsschnitt. Es war der Architekt Mies van der Rohe, der spätere letzte Leiter des Dessauer Bauhauses, einer der Feinsten und Begabtesten der jüngeren Generation, ein Mann von einer Sicherheit des Raum- und Proportionsinstinktes, daß sein Fortgehen nach Amerika zu den schwersten Verlusten zu rechnen ist, die das Reich durch Abwanderung erlitten hat.

Die Gattin des Malers Werner Scholz paßte als Erscheinung trefflich zu ihm. Etwas kleiner, etwas schmäler, ein Gesicht, von Charakter, Willen und Erfahrung geprägt, war sie natürliches Zentrum des Ganzen: Scholz genoß das Behagen, Gast zu sein, wie wir anderen. So ergab sich ein Abend mit Gesprächen, Formulierungen, Feststellungen, wie er selbst in jenen Jahren in Berlin nicht häufig war, und der Professor Romano Guardini war der lebendigsten einer und stand in den Diskussionen über moderne Kunst, die in diesem Kreise unvermeidlich waren, seinen Mann, als hätte er sein Leben lang nichts anderes getan als sich mit der neuen Kunst und ihren Problemen herumgeschlagen. Er gab sich dabei unmittelbar wie immer, sprach aus dem Lebendigen, nicht aus irgendeiner literarischen Haltung. Er hatte Freude an den Bildern von Werner Scholz und hatte darum eines erworben; zur Architektur hatte er durch seine Freundschaft mit Rudolf Schwarz, dem Frankfurter Architekten, eine nahe Beziehung: so gab es auch da festen Boden, und das Ge-

sprach zerflatterte nie im Unwesentlichen, nur noch Konventionsgetragen.

Guardini gab damals mit Schmidhües und anderen zusammen die „Schildgenossen“ heraus, die neben den ersten Jahrgängen von Karl Muths „Hochland“ die kultivierteste und geistigste Zeitschrift waren, die der deutsche Katholizismus je besessen hat. Mitarbeiter waren Guardini selbst, Schmidhües als verantwortlicher Schriftleiter, Rudolf Schwarz, Ludwig Wintersmühl, der später tragisch verunglückte, Heinrich Kahlefeldt, Carl Georg Heise und viele andere. Die Hefte brachten neben Aufsätzen und Buchproben Oden Claudels und Lerte Newmans; sie hielten ein Niveau, wie es auf protestantischer Seite etwa die „Corona“ hatte. Wer Guardinis Leistung für das Sichtbarmachen nicht nur der geschichtlichen, sondern der modernen Welt des Katholizismus einmal überschauen will, muß zu dieser Zweimonatschrift greifen, die von 1920 an bis zu ihrem Ende im späteren Dritten Reich ebenso stark wie einst der „Brenner“ der Zeit Theodor Haeders gewirkt hat.

Ende der zwanziger Jahre oder Anfang der dreißiger siedelte Guardini nach Zehlendorf über, in die Chamberlain-Straße, wo Rudolf Schwarz für ihn ein schönes, ausgezeichnet zu ihm passendes Haus gebaut hatte. Es war unauffällig und diskret, hatte etwas auf sich Zurückgezogenes und war zugleich mit dem großen, hellen, fast den ganzen Umfang des Hauses ausfüllenden, sonnigen Arbeitsraum im ersten Stock von einer herrlichen Freiheit und Weltoffenheit, die auch von der sonst immer etwas drückenden Nähe der Grunewaldkiefern nicht gestört wurde.

In diesem Hause versuchte Guardini während des Dritten Reiches eine Art von regelmäßigen Gesprächen,

Begegnungen, Unterhaltungen seines Kreises und einiger Freunde zusammenzubringen. Ein- oder zweimal trafen wir uns, Schmidthües, Hilde Herrmann, eine kluge, temperamentvoll vitale Schriftstellerin, die seit langem auch an der Deutschen Zukunft mitarbeitete, Carl Georg Heise, Winterswyl, ein paar andere: dann mußten wir auf diese Zusammenkünfte verzichten. Guardini wurde beobachtet, wer bei ihm aus- und einging, ebenfalls. Die Verbindung von Geist und Katholizismus war nach 1933 noch verdächtiger als jede dieser Ingredienzien für sich allein. Wir trafen uns noch einmal in Lichtenrade, saßen, da es Sommer war, in dem damals noch nicht der Fenster beraubten Anbau, in dem später, als nur noch die Rahmen vorhanden waren und das von Flakgranatsplittern durchlöchernte Glasdach bereitwillig jeden Regen durchließ, die Mittwochsgesellschaft so gern ihre Abende verbrachte. Guardini saß am Tisch mit dem Blick in den abendlich besonnten Garten, der so ganz anders war als der Ausblick aus seinem Arbeitszimmer; er ließ sich von der Stille einspinnen und stellte schließlich fest, es sei wie ein Märchen, daß so etwas auch noch zu Berlin gehöre.

Während der dreißiger Jahre habe ich Guardini kaum noch gesehen. Seine Vorlesungen hörten auf, seine Vorträge ebenfalls. Er war verdächtig wie alles, was Geist und geistig war. Einmal, es war schon im Kriege, traf ich ihn noch im Theater, im Komödienhaus am Schiffbauerdamm: er war stärker geworden, hatte ein volleres Gesicht bekommen — das Schmale, Knabenhafte von einst war wie von einem Schleier überdeckt; aber im Wesen war er der alte geblieben, voll Wärme, Freundlichkeit und unmittelbarem menschlichen Anteil. Es war unsere letzte Begegnung; bald darauf verließ er Berlin, wo ihm nun auch die ständigen Bombenangriffe das Arbeiten

unmöglich machten, und ging in ein Dorf im Allgäu, wo er bei einem Freunde die schlimmste Zeit in der Stille verbrachte. Nach der Katastrophe berief ihn die Universität Tübingen, von wo er 1948 nach München zog — zu alten Freunden und zu neuen Taten.

Die aber sind heute mindestens so wesentlich und für die Zeit bedeutsam wie damals, als er in Berlin mit seinen Vorlesungen begann. In unserer jetzigen Epoche des Fragmentarischen ist Guardini einer der wenigen, die das Dasein weder in Bruchstücken noch in Sonderperspektiven, sondern in seiner Fülle und seinen vielfältigen Möglichkeiten als Ganzes von heute aus neu zu deuten versuchen. Das Neue, für die Gegenwart Neue in seiner Arbeit ist einmal das Wiedersichtbarmachen der verschiedenartigen Erkenntniskräfte, die dem Menschen gegeben sind, von der Phänomensschau und der Intuition, dem *esprit de finesse* und der *logique du coeur* Pascals bis zu den rationalen Möglichkeiten, die der Zeit immer noch die wichtigsten, entscheidenden scheinen. Sodann aber gibt er von dieser Sicht aus der christlichen Daseinsdeutung die Weite, die sie gerade heute mehr denn je braucht, indem er zeigt, wie sie alle einzelnen Betrachtungsweisen zu umfassen und in einer gültigen Gesamtsticht zu vereinen vermag. Er hat das eigentlich sein Leben lang getan; er weist es jetzt, die Ergebnisse seiner Arbeit zusammenfassend, in großen Bildern an großen religiösen Gestalten der Vergangenheit wie der Gegenwart auf, von Sokrates, Augustin und Dante bis zu Pascal, Dostojewskij, Hölderlin und schließlich Rilke — um so über dem Abstrakt-Geistigen die lebendigen Vorbilder sichtbar zu machen, die, jedes auf seinem Wege, diese letzten Aufgaben jeweils an ihre Lösung heranzuführen versucht haben.

Eduard Spranger

Zuerst begegnet bin ich ihm etwa 1901 oder 1902. Ich war gerade nach der Berliner Universität übergesiedelt, studierte Mathematik und Physik und ging daneben zu Paulsen und Dilthey, Laffon und Simmel in die Kollegs, von denen ich einige Aufschlüsse auch über meine geistige Situation erwartete. In diesen Vorlesungen begegnete mir immer wieder ein schmaler, blonder junger Mann, der gerne immer auf demselben Platz zu sitzen schien und ebenso eifrig wie ich Notizen machte, um das Gehörte Schwarz auf Weiß nach Hause tragen zu können.

Dieser blonde junge Mann wäre mir nicht aufgefallen, wenn unsere Wege sich nicht auch abseits von der Friderica Guilelma in privateren Bereichen gekreuzt hätten. Ich wohnte immer noch, wie zu Beginn meines technischen Studiums, in Charlottenburg, mein Freund Martin Netke ebenfalls. Tagsüber hörte ich Kolleg oder verdiente durch Stundengeben und Hauslehrerspielen das dazu notwendige Geld; abends, das heißt so gegen neun Uhr trafen wir uns in der „Klausur“ an der Kantstraße zwischen Bleibtreu- und Schlüterstraße, einem gutbürgerlichen Lokal, das einem Künstlerstammtisch, der von Walter Harlan bis Hartleben und Eduard von Winterstein reichte und sonst wesentlich würdigen Gästen männlichen Geschlechts eine Zuflucht bot, Einwohnern der umliegenden Straßen, die hier ein Glas Bier tranken und bei weissen Gesprächen die politische oder die wirtschaftliche Lage erörterten.

Unter diesen würdigen Charlottenburger Gästen befand sich auch ein Herr in den besten Jahren, mit einem rötlich grauen, kurzen, spitzen Vollbart, wie ihn auch mein

Vater getragen hatte. Er saß gewöhnlich mit einem zweiten, etwas kleineren Herrn, wenn es möglich war, immer an demselben Tisch; die beiden unterhielten sich zuweilen, zuweilen schwiegen sie, wie das würdige Männer der älteren Generationen damals zu tun pflegten.

An diesem Tisch der beiden Herren tauchte gelegentlich gegen zehn oder nach zehn Uhr — vielleicht kam er aus einem Theater oder einem Konzert oder von einem Besuch bei Freunden — mein schmaler, blonder junger Kommilitone, wie man damals sagte, aus den Kollegs von Paulsen und Dilthey, Laffon und Simmel auf. Er begrüßte die beiden älteren Herren mit der Höflichkeit, die zu jener Zeit jungen Männern gegenüber höheren Semestern noch selbstverständlich war; er setzte sich zu ihnen, trank ebenfalls ein Glas Bier, manchmal auch zwei, nahm meist hörend, zuweilen auch mitsprechend an der Unterhaltung teil, bis er zu schiedlicher Stunde mit den beiden aufbrach und heimwanderte. Alle zwei bis drei Wochen wiederholte sich das kleine Schauspiel.

Wir hatten bald heraus, daß der Herr in den besten Jahren mit dem rötlich-grauen Spitzbart der Vater des schlanken, jungen Mannes war. Der Wirt der „Klaufe“, Herr Zabel, verriet uns auch seinen Namen: wir vergaßen ihn damals wieder, haben nie versucht, ihn zu behalten; es genügte, daß wir die Gesichter kannten.

Das war wie gesagt in den ersten Jahren nach 1900. Ein paar Jahre später kamen wir beide, Martin Rette und ich, in freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen zum Hause Adolf Englers, der damals der Herr des von ihm geschaffenen neuen Botanischen Gartens in Dahlem war. Unter den jungen Menschen, die dort auftauchten, befand sich Margarete Paulsen, Friedrich Paulsens malende Tochter — und in diesem Kreise fiel

zuerst wieder der Name Spranger. Den Zusammenhang weiß ich nicht mehr, auch nicht, bei welcher Gelegenheit wir ihn identifizierten; jedenfalls stellten wir eines Tages mit einer gewissen Genugtuung fest, daß der damals bereits mit Anerkennung und als Hoffnung genannte Eduard Spranger eben jener blonde, schlanke, junge Mann war, der mit mir gleichzeitig, nur offenbar erfolgreicher die Bänke der Berliner Universität gedrückt und abends gelegentlich mit seinem Vater bei Herrn Zabel in der Kause gleich uns ein Glas Bier, manchmal auch zwei getrunken hatte.

Es war noch ein weiter Weg bis 1914 und 1918 und ein noch weiterer bis 1933. Der Name Eduard Spranger tauchte immer wieder hier, da, dort auf, vor allem, als Berlins Universität ihn berief. Dann begegnete er mir wieder auf dem Umweg über die jüngere Generation: meine Tochter studierte eifrig seine „Psychologie des Jugendalters“, und als sie auf die Universität kam, belegte sie bei Spranger und hörte bei ihm Kolleg, was mich zu einigen skeptischen Anmerkungen über das Thema „Eheu fugaces“ veranlaßte. Es war doch noch gar nicht so lange her, daß Spranger und ich zusammen bei Dilthey und Lasson in den gleichen Vorlesungen gegessen hatten.

Die erste persönliche Begegnung mit Eduard Spranger verdanke ich, wie viele andere wertvolle Bereicherungen des Lebens, Hans Liepmann, dem Kirchenhistoriker der Berliner Universität. Ich kannte ihn seit längerem von den geselligen Abenden her, die Hans Humann in den zwanziger Jahren für die Deutsche Allgemeine Zeitung, die er damals leitete, im Esplanade veranstaltete. Wir hatten uns ein paarmal ausgezeichnet unterhalten; er hatte dann meine „Dichtung der Deutschen“ in die Hände bekommen, und hatte darin an für ihn ent-

scheidenden Objekten wie Wilhelm Raabe festgestellt, daß vielleicht eine Übereinstimmung auch über zufällige gesellschaftliche Gespräche hinaus sich ergeben könnte. Und als ich eines Tages — es mag im Jahre 1931 oder 1932 gewesen sein — in einem Aufsatz zu der damaligen Universität und ihrer Haltung zu den Problemen und Aufgaben der Zeit kritisch Stellung genommen hatte, rief er mich an und fragte, ob ich nicht Lust hätte, in seinem Hause mit ihm und einigen andern Männern der Berliner Universität diese Fragen durchzusprechen, vor allem das brennende Problem der fehlenden Behandlung der Sprachen und Angelegenheiten der großen Nachbarvölker im Osten. Ich war natürlich mit Vergnügen bereit; wir verabredeten einen Abend und in seiner behaglichen Wohnung in der Wilmersdorfer Siedlung gegenüber dem Krematorium und dem großen alten Friedhof stand ich dann zum erstenmal persönlich dem Professor Eduard Spranger gegenüber, dessen Züge mir von so vielen bald ein Menschenalter zurückliegenden Begegnungen junger Jahre vertraut waren. Aus dem schlanken, schmalen, blonden jungen Mann war in der Zwischenzeit ein ernster, immer noch blonder Professor geworden, der immer noch das Glas vor den hellen, empfindlichen Augen trug. Es war ein seltsames Gefühl, nach so langer Zeit endlich einmal dies lange gekannte vertraute Gesicht in bezug auf sich selbst, statt des Redners Spranger den Sprecher in persönlicher Unterhaltung zu erleben.

Außer Spranger war noch Albert Brackmann erschienen, der damalige Direktor des Geheimen Staatsarchivs, Historiker und ebenfalls Professor an der Berliner Universität: so war ein kleiner geschlossener Kreis vorhanden und es ergab sich ein Gespräch, das unter

Umständen, wäre nicht bald danach die große Umwälzung auch über die deutschen Universitäten gekommen, hätte fruchtbar werden können. Brackmann teilte in bezug auf die stiefmütterliche Behandlung der östlichen Dinge durch die deutschen Hochschulen vollkommen meine Ansicht und war seit langem bemüht, eine Änderung durchzusetzen, und Spranger machte aus seiner schon damals sehr kritischen Haltung gegenüber dem Universitätsbetrieb ebenfalls kein Hehl, allerdings betonte er auch auf der anderen Seite immer wieder die gefährdete Lage, in der die Hochschulen sich gegenüber der verwandelten Zeit befänden. So ergab sich eine lebendige, von Wesentlichem getragene und erfüllte Unterhaltung, in der sich Spranger und ich, wie er selbst es später umschrieb, ganz gut verständigt haben. Für mich hatte, wie gesagt, die Erscheinung auch des Menschen etwas seit langem Vertrautes, so daß ich zuweilen fast eine größere Nähe zu ihm als selbst zu Hans Liehmann zu empfinden glaubte.

Zunächst blieb es wieder bei dieser einen Begegnung. Es kam das Jahr 1933 — und alles horchte auf, als der Professor Eduard Spranger mutige Worte fand gegen das, was damals begann. Ein paar Jahre später ging er als Austauschprofessor nach Ostasien, nach Japan, womit er nun zur Abwechslung wieder einmal in die Nähe Martin Nettles kam, der als Maler drüben saß; Spranger hatte, wie er selbst es einmal in einem Brief formulierte, dort vor allem das Erlebnis des Analphabeten gehabt, da an ein Erlernen der fremden Sprache nicht mehr zu denken war. Das Wiedersehen aber schob das Schicksal hinaus bis zu dem Tage, da wiederum Hans Liehmann mich in den Kreis der Mittwochsgesellschaft hineinholte. Zu der gehörte Eduard

Spranger schon seit Jahren; er war bereits vor seiner Japanfahrt von 1937 Mitglied, und zwar ein sehr wesentliches und aktives, also daß ein erneutes persönliches Zusammentreffen nicht mehr zu vermeiden war.

Im Dezember 1938, im Hause Eugen Fischers, haben wir uns nach fast einem Dezennium wieder getroffen. Die flüchtige Begegnung im Liezmannschen Haus war durch die Ereignisse der Zwischenzeit längst Geschichte geworden; meine berufliche Tätigkeit hinderte mich oft an der regelmäßigen Teilnahme an den Zusammenkünften der Mittwochgesellschaft: so blieb auch Spranger gegenüber zunächst eine Distanz, durch die aber zuweilen, wenn wir irgendwo nach dem Vortrag des Hausherrn, beim Glase Wein zusammen saßen, beglückend etwas überlegen Sarkastisches von seiner Seite brach, das die Welt plötzlich unter eine vollkommen andere Beleuchtung rückte. Dann erlebte man etwas von dem Menschen Spranger, der im übrigen von einer vorbildlichen Zurückhaltung, einer Fähigkeit des Abwartens war, die etwas ebenso Angenehmes wie Lehrreiches hatten.

Der Vortragende Spranger war ein anderer als der Mann des Dialogs. Er rückte, was er sagen wollte, aus dem Persönlichen auf die Ebene des objektiv Gültigen, Verpflichtenden; er stellte es in einem schönen, geformten Zusammenhang als Rede vor die Hörer, gab zugleich Erfahrungsbereicherung und Genuß am Vortrag als solchem. Er vermied es, den Hörer in die Problematik des Erkennens einzubeziehen: er gab ihm Fertiges, Abgelöstes, ein Stück Form gewordenes Wissen. Er sprach auch zurückhaltend, zuweilen fast etwas monologisierend, mit einem ganz gedämpften, mehr fühlbaren als hörbaren Pathos des an- und abschwellenden Mitlebens: er stellte

gewissermaßen das Stück der geistigen Welt, das sein Thema war, vor den Hörer hin und wies es ihm mit wechselndem Anteil, es weniger analysierend als mit seiner persönlichen Wertung und Einschätzung bald zu stärkerer, bald zu schwächerer Plastik beleuchtend. In seinen Büchern übt er eine ähnliche Technik des Vortrags — nur daß bei ihm das Gesprochene für den, der das Glück hat, ihn zu kennen, sich wesentlich über die distanzierte Wirkung des Gedruckten erhebt. Die Akademievorträge über den großen König als Philosophen und über das Thema „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“, die er beide zuerst in seinem schönen Hause in der Fabeckstraße in Dahlem vor der Mittwochs-gesellschaft hielt, waren im besten klassischen Sinn akademische Vorträge, zeigten, wo Sinn und Aufgabe des Vortrags und der Akademie eigentlich liegen. Man mußte beim Hören immer achtgeben, daß man eine gerechte Teilung der Aufmerksamkeit fand zwischen dem Achten auf den Sinn, dem Achten auf die ausgeglichene Ruhe in der Form und dem Genuß am Vortrag, an der zugleich gedämpften und beteiligten Melodie des Sprechenden, in der er Sinn, Form und seinen Anteil an beiden Klang werden ließ.

Zu persönlichem Gespräch mit Eduard Spranger ist es auch in diesen Jahren trotz häufigerer Begegnungen selten gekommen. Unsere beruflichen Welten lagen einander fern; meine Arbeitsgebiete und die seinigen nahmen sehr verschiedene Welten des geistigen Raumes ein. Ich verdanke ihm eine Menge wertvoller Hinweise und Anregungen, wie er sie aus seiner Fülle von innerem Besitz und Welterfahrung verschenkte: was ich ihm nie vergessen werde, ist die Tatsache, daß er es war, der mich schon in den späteren Jahren des Krieges zu Max Planck gebracht

hat. Spranger war Vorsitzender der Berliner Ortsgruppe der Goethe-Gesellschaft; die veranstaltete einmal eine Vorlesung Goethescher Dichtungen durch Friedrich Kayßler. Spranger lud mich zu der Matinee am Sonntagmittag ein, und ich folgte gerne seiner Aufforderung. In der ersten Reihe saß der greise Pland; Spranger führte mich zu dem freien Sitz neben ihm und stellte mich ihm als ehemaligen Schüler vor: so habe ich einmal im Leben die Welt dieses Mannes, wenn auch nur für flüchtige Minuten, streifen dürfen. Ich kann an diese Begegnung nie zurückdenken, ohne jedesmal ein aufrichtiges Gefühl des Dankes für Spranger als den schenkenden Vermittler dieses unvergeßbaren Erlebnisses zu empfinden.

Eduard Spranger nahm, wenn er es irgend möglich machen konnte, regelmäßig an den Zusammenkünften der Mittwochsgesellschaft teil. So kam er auch zu der letzten funebren Sitzung am 26. Juli 1944 zu mir nach Lichtenrade hinaus, als Ludwig Ved schon tot war, Popitz verhaftet und Ulrich von Hassell, der auch erschienen war, jeden Augenblick das gleiche Schicksal erwarten mußte. Es waren Stunden eines grauenhaften Druckes; jeder von uns wußte, daß das Verhängnis auch ihn treffen konnte. Spranger wurde denn auch bald darauf von der Gestapo festgesetzt, mußte aber, da der japanische Botschafter eingriff, wieder entlassen werden. Wir sahen uns in der nächsten Zeit nicht mehr; die Mittwochsgesellschaft war Geschichte geworden.

Dann kam das Jahr 1945, kam die Katastrophe. Sprangers Name ging durch die neuen Zeitungen als der des ersten Nachkriegsrektors der Berliner Universität: er hatte es auf sich genommen, um der Zukunft willen sich diesem Martyrium zu stellen. Solange er es vermochte,

hielt er den Kampf gegen das drohende Chaos durch; als er sah, daß dieser Kampf aussichtslos war, trat er zurück, und Johannes Stroux, der ebenfalls der Mittwochsgesellschaft angehört hatte, übernahm das undankbare Amt. Es wurde still um Eduard Spranger: ich sah ihn ebensowenig wie andere Freunde, da Lichterlade monatelang ohne Bahnverbindung mit Berlin war und der Fußmarsch nach der Stadt immerhin zweieinhalb Stunden erforderte und ebensoviel zurück. Das ging über das Maß der damaligen Kalorienzufuhr erheblich hinaus.

Bis dann, als der Winter nahte, das Gerücht umzugehen begann, Sprangers Haus sei von den amerikanischen Militärbehörden beschlagnahmt; er hause mit seiner Frau im Keller, den weiter zu bewohnen man ihm gestattet habe. Als ich dieses hörte, schrieb ich ihm, fragte an, ob ich ihn aufsuchen dürfte. Er antwortete, dankte, gab einen Nachmittag an, und ich wanderte durch winterliche Dämmerung den wohlbekannten Weg zu ihm hinaus. Das Gerücht hatte wahr berichtet: das Haus war vom Militär belegt, und der erste Nachkriegsrektor der Friederica Guillelma empfing mich im Keller, dem man mit einigen befreundeten und freigegebenen Möbeln wenigstens einen Schein von Behaglichkeit zu geben versucht hatte.

Ich versuchte, der Situation — dem Kräutertee, der dämmerigen Beleuchtung, dem ganzen Gegensatz zu früheren Begegnungen — durch die Unterhaltung etwas von ihrer Schwere zu nehmen. Aber das Unternehmen mißlang. Ich fand nicht den Anstoß zu einem wirklichen Gespräch, blieb bei den Unerträglichkeiten der Zeit hängen, die auf unsere Häupter niedergegangen waren. Ich nahm an, die Enge, das Dunkel, die Schwie-

rigkeiten der Zeit und die Vereinsamung durch den Zerfall des gewohnten Dahlemer Lebenskreises hätten Spranger niedergedrückt: ich tat mein Möglichstes, ihn aufzuheitern, seinen wenn auch grimmigen Humor zu wecken: ich fing es falsch an, weil ich beim Allgemeinen blieb, statt über die Situation hinweg ins Persönliche vorzustoßen. Er hat mir Jahre danach brieflich mit schöner freundschaftlicher Offenheit mitgeteilt, wie das innere Geschehen zwischen uns sich damals wirklich vollzog, daß er mir in Erinnerung an unsere erste Begegnung bei Liehmann gern bestätigt hätte, daß ich mit meiner einstigen Kritik der Universitäten nur zu sehr recht behalten hätte. Was ihn in seine damalige Stimmung gebracht hatte, war nicht die Zeit, sondern seine Erfahrungen der letzten Monate als Rektor, das Versagen der Universität, nicht sein persönliches Schicksal gewesen. Hätte ich den rechten Zugang zu ihm gefunden, so wäre ein gutes und richtiges Gespräch entstanden: ich fand ihn nicht, und so blieb dieses Gespräch unverwirklicht, wenigstens vorläufig.

Es war unsere bisher letzte Begegnung; ein paar Wochen später hörte ich, Spranger wolle Berlin verlassen. Dann kam seine Berufung nach Tübingen; er nahm sie an — und die Berliner Universität verlor eine ihrer wesentlichsten Gestalten, die heranwachsende Jugend des Ostens einen Führer, der ihr gerade in dieser Zeit Vieles und Entscheidendes hätte geben können.

Bruno Doehring

Der Hof- und Domprediger, Professor und Ehrendoktor der Theologie an der Berliner Universität Bruno Doehring begegnete mir zuerst, als wir nebeneinander die vorderen Bänke der Quarta im königlichen Gymnasium zu Elbing abwehten. Wir wurden rasch Freunde und blieben uns treu, als wir ein Jahr später die Bänke der Untertertia zierten, und zwar jetzt die vordersten: er war Letzter, ich Vorletzter, und das blieben wir während des ganzen Schuljahres. Dann machten wir einen ungeheuren Sprung: ich wurde Erster der Klasse, er Zweiter, weil wir nämlich beide gemeinsam sitzengeblieben waren. Wir fühlten uns in der Ferne der ersten Bank, die am weitesten vom Katheder und damit von der Person des Lehrers entfernt war, äußerst wohl; dieses Behagen dauerte aber gerade bis zur nächsten Quartalsverteilung der Plätze: da wurde er wieder Letzter und ich Vorletzter, und so blieb es bis zum Ende des Jahres, das uns dann endlich den Aufstieg in die Obertertia und damit neue Wirkungs-möglichkeiten brachte.

Man darf solche Interna heute ruhig berichten, da dieses Debakel vor der Schulwissenschaft den Domprediger Bruno Doehring nicht gehindert hat, trotzdem den Aufstieg zu des Reiches erster Kirche und später sogar auf einen Lehrstuhl der Universität zu erleben. Das Eigenbleiben und das Einnehmen der höchstbezahlten Plätze in der Rangordnung der Genossen war im Gegenteil ein Beweis, daß er ebenso wie ich der Meinung war, man könne im Alter von dreizehn, vierzehn Jahren seine Zeit mit besseren Dingen verbringen als mit Mathematik (die er haßte) oder mit alten Sprachen, die mir damals noch keinen Zugang zu sich eröffnen wollten.

Wenn ich vom heutigen Professor D. Bruno Doebring an den Tertianer und Quartaner zurückdenke, so habe ich das Gefühl, daß er noch genau so aussieht wie damals und damals schon genau so aussah wie heute. Er brachte das Gesicht eines Geistlichen schon auf die Schule mit, und wenn man ihn fragte, was er werden wollte, so antwortete schon der Quartaner: „Pfarrer“. Ich habe nur noch einmal eine solche Unbeirrtheit dem eigenen Lebensweg gegenüber erlebt — bei meinem Bruder, der von Untertertia an zäh und konsequent erklärte: „Ich gehe zur See.“ Ich selber mußte drei oder vier Umwege machen, ehe das Schicksal mir dann, fast ohne mein Zutun, einen halbwegs sinnvollen Weg zeigte, den ich gehen konnte.

Bruno Doebring stammte aus Mohrungen, der Herderstadt, vor deren Toren sein Vater ein kleines Anwesen besaß. Wir waren wie gesagt sehr rasch befreundet, als er die Quarta des Elbinger Gymnasiums bezog. Er lebte wie ein Kind mit in meinem elterlichen Hause, half mir, mit den Scheiben des geräucherten Schinkens durchgehen, den Mutter in der Küche für Vater zum Vesperbrot abschnitt — und ich habe mehr als einmal meine Ferien in dem kleinen Mohrunger Haus auf der Höhe über dem großen Teich im Tal verbracht, über den der schwere, massive Turm der Stadtkirche und die anderen kleineren Wahrzeichen der Stadt Mohrungen herüberwinkten. Bruno Doebring gehört zu den ersten zwanzig Jahren meines Daseins wie Elternhaus und Landschaft, See und das ganze dicke, wunderbare Leben daheim in der dichten, warmen Welt des deutschen Ostens.

Bruno Doebrings Vater starb früh; sein Vormund wurde der Pfarrer Bowien von der Stadtkirche in Mohrungen. Er war ein lebendiger, fröhlicher Mann mit

einem langen braunen Vollbart und vielen Kindern; einmal haben wir mit ihm gemeinsam eine herrliche Episode in seiner großen, schweren weißen Kirche am Markt erlebt. Bowien mußte ein ländliches Paar trauen; Bruno Doebling spielte wie sehr oft bei den heimatischen Gottesdiensten die Orgel; ich saß oben bei ihm auf der Empore und sah zu. Der Geistliche stand unten am Altar, vor ihm das knieende Brautpaar, hinter diesem in schwarzen festlichen Bratenröcken ein paar jüngere männliche Gestalten, die Trauzeugen. Doebling hatte sein Zwischenspiel beendet; der Pfarrer stellte die Gewissensfrage: „Und so frage ich dich“ — folgte der Name des Bräutigams — „willst du dieser Jungfrau“ — folgte der Name der Braut — „allezeit ein getreuer Ehemann und Gatte sein?“ — Wie die Formel wörtlich lautete, weiß ich nicht mehr; dies war ihr Sinn, und nach dieser Frage an den Bräutigam klang sie aus mit der Aufforderung: „... so antworte mit einem lauten, vernehmlichen Ja.“

Eine kurze Pause: alles wartet auf das einsame Jawort des jungen Mannes. Da schallt auf einmal wirklich laut und vernehmlich ein dreifaches Ja durch die weite Halle der Kirche: die Trauzeugen hatten aus irgendeinem unerfindlichen Grunde die Frage auch auf sich bezogen und hatten ihr energisch freundliches Treueversprechen dem des Bräutigams unüberhörbar einverleibt.

Bruno Doebling und ich genossen die Deckungsmöglichkeiten, die uns die Brüstung der Orgelempore für den unvermeidlichen Heiterkeitsausbruch bot. Der Pfarrer Bowien aber sah uns nachher vorwurfsvoll an: „Ihr hattet es gut, ihr konntet euch ducken. Aber was sollte ich machen? Ich mußte ernst bleiben und weiter trauen, und das war nicht leicht.“

Schön waren die sommerlichen und die herbstlichen Tage in Mohrungeu, die Wanderungen durch das Oberland zum Röhloffz, zum Narjensee, in dem man damals berühmt gute Maränen fischte. Schön war aber auch die Schulzeit daheim in Elbing mit Wandern und Schlittschuhlaufen und vor allem mit dem Theaterspielen oben in dem großen Zimmer der Pension Kühnas an der Königsberger Straße gegenüber dem Gymnasium. Viele unserer näheren Freunde hausten dort: aus Latten und Brettern, die wir uns von meines Vaters Zimmerplatz holten, bauten wir ein Proszenium und einen Rahmen für den Vorhang. Gespielt wurde die Melchthal-Szene des „Tell“. Bruno Doebring war der junge Melchthal und machte seine Sache großartig; wenn wir trotzdem statt eines tragischen einen stürmischen Heiterkeitserfolg hatten, lag es nicht an ihm, sondern an Werner Stauffacher, der sich, ohne einen Spiegel zu Rate zu ziehen, geschminkt, das heißt mit einem angerußten Korken das Gesicht bemalt hatte. Er sah so teuflisch aus, daß weder das Publikum noch die Darsteller ihre Heiterkeit bemeistern konnten. Die große Rede Melchthals ging in stürmischem Gelächter unter, und Melchthal und wir alle haben ebenso stürmisch mitgelacht. Hinterher gab es Don Carlos, die Todeszene des Marquis Posa im Gefängnis. Doebring war Posa und ich sein Carlos mit einer grauen gestrichen winterlichen Wollmütze auf dem Kopf. Hier wurde nicht gelacht — das Publikum klatschte dankbar und ehrerbietig: eine so reine und durchschlagende Wirkung aber wie die mit Stauffachern in der Melchthalszene erzielten wir nicht. Und das war eigentlich schade.

Nach dem Abiturium ging Doebring zuerst nach Halle. Später siedelte er nach Berlin über, und wir kamen wieder zusammen, obwohl er in der Auguststraße, ich noch

von meiner Studienzeit an der Technischen Hochschule in Charlottenburg wohnte. Jetzt gab es die ersten schweren weltanschaulichen Diskussionen. Ich hatte gerade die Haedelzeit mit Welträtseln und Anthropogenie hinter mir; er schleppte mich mit in Pfleiderers religionsphilosophische Vorlesungen und griff damit sinnvoll in meine Entwicklung ein. Ich bin durch ihn in die erste, wenn auch ziemlich ergebnislose Verührung mit den Problemen der Philosophie überhaupt gekommen, bei der ich dann, etwas reifer geworden, später wieder anknüpfen konnte.

Dann trennten sich unsere Wege: die Berufe wurden bestimmend für Aufenthalt und Lebenskreis. Und nun ergab sich etwas sehr Merkwürdiges. Immer, wenn irgend etwas Entscheidendes in der Welt geschah, begegneten wir uns, zufällig, ganz unvermittelt, um für Stunden oder Tage wieder gemeinsam ein Stück Leben zu absolvieren. Er ging, als er seine Examina bestanden hatte, nach Ostpreußen, zuerst als Geistlicher, dann als Studiendirektor eines Predigerseminars. Eines Sonntags hörte ihn Wilhelm II. predigen. Der Kaiser fand Gefallen an ihm und holte ihn nach Berlin — in einem Alter, in dem man sonst noch nicht Hofprediger zu werden pflegte. Aber zunächst stand er hinter den Älteren im Hintergrund; er predigte im Dom, er wurde zum Hof und seinen Feierlichkeiten herangezogen: die älteren Semester unter den Dompredigern aber waren die Führenden.

Das blieb aber nur einige Monate so, bis zum Ausbruch des Krieges 1914. Da kam der Hof- und Domprediger Bruno Doebring aus Mohrungen in der Provinz Ostpreußen, auf die damals alle Augen im Reich in banger Sorge wegen des drohenden Russen-

einfalls blühten, auf den Gedanken, am Vormittag des zweiten August am Bismarckdenkmal, das damals noch vor dem Reichstag mit dem Gesicht zur Siegessäule stand, einen Vortgottesdienst zu veranstalten. Die Zeitungen brachten noch rechtzeitig die Notizen mit der Mitteilung von der geplanten Vortstunde: so war der weite Platz um das Denkmal und die Stufen der Freitreppe des Reichstagsgebäudes von Tausenden und aber Tausenden besetzt — bis weit hinüber zur Siegessäule. Und dann kam der Geistliche — fünfunddreißig Jahre war er gerade alt — und hielt diesen Vortgottesdienst für das bedrohte Land, das auch sein Land, seine Heimat war. Er fand die brennenden, erfüllten Worte der Sorge und der Liebe, die Worte für das, was die Tausende da vor ihm bewegte und bedrückte — und von dem Tage an war Bruno Doehring Berlins vollstümlichster Geistlicher, der Pfarrer, den jeder kannte und dessen Gottesdienste und Predigten im Dom die Scharen der Gläubigen nicht mehr fassen konnten, die ihnen zuströmten. Er war so populär geworden, daß nun wieder die anderen Domgeistlichen zunächst weitere Sonderunternehmungen ihres Benjamin nach Möglichkeit zurückstellten.

Ich war an diesem Sonntagmorgen ebenfalls zum Bismarckdenkmal gewandert, hatte in der heißen, strahlenden Sonne unter dem leuchtend blauen Augusthimmel gestanden und mich wie die Tausende der anderen dem hinreißenden Eindruck dieser Stunde eines Gefühls ohne Phrasen widerstandslos überlassen. Es war ein seltsames Erlebnis da oben auf den Stufen des Reichstags den Mann stehen zu sehen, mit dem zusammen ich durch die Jahre der Jugend und durch das jetzt vom Feinde bedrohte Land gezogen war; es war noch seltsamer, nun

in ihm den Mann vor sich zu haben, der das, was er in jungen Jahren als sein Zielbild gesehen, inzwischen erreicht und verwirklicht hatte. Ich erlebte an diesem Tage zum erstenmal den Prediger Doehring, den Mann, der inbrünstig und fanatisch, gläubig und fordernd, mit der inneren Haltung eines verjüngten Luther die Menschen aufrüttelte, emporriß und in seine Welt hineinrug. Er war sehr protestantisch, ein Prediger, nicht nur ein geistlicher Sprecher — er rührte damit in den Menschen offenbar an die Fundamente ihrer religiösen Welt, weckte den gleichen Protestantismus wie den, der ihn da oben Irdisches und Himmlisches, Diesseits und Jenseits zusammenfassen ließ, und riß sie mit.

Ich habe ihn an diesem Tage nicht gesprochen. Als ich aber am vierten August, dem Tag der Kriegserklärung Englands an das Reich, von Süden kommend die Wilhelmstraße entlang ging oder zu gehen versuchte: die Nachricht von dem Abbruch der Beziehungen war gerade bekannt geworden, von beiden Seiten her wälzten sich Menschenmassen in die Wilhelmstraße vor die weiße Säulenfassade der Englischen Botschaft —, da begegnete ich Bruno Doehring gerade gegenüber dem Hause, gerade in dem Moment, als die ersten Steine klirrend in die hohen Spiegelscheiben des Erdgeschosses flogen. Wir begrüßten uns, blieben stehen, sahen und hörten dem Ausbruch der Empörung zu, dessen Zeugen wir waren. Der Zorn war echt, so unschuldig auch die Fensterscheiben waren; weder der Russischen noch der Französischen Botschaft war etwas geschehen; die ersten Steine flogen hier.

Wir sprachen nicht viel; wir standen zusammen auf der östlichen Seite der Straße und dachten innerlich dasselbe, was alle damals dachten: Was will das werden? Noch ging der Sturm des Einswerdens über

Stadt und Land; es war schwer, sich auch nur für Momente aus dem Ganzen zu lösen, isoliert und sachlich zu betrachten, statt mitzuleben. Ich äußerte etwas der Art; Bruno Doehring zuckte die Achseln: „Was können wir sehen und sagen? Wir stehen immer in Gottes Hand, standen es vielleicht noch niemals so wie jetzt.“

Ich bin ihm in diesen gleichen Wochen noch mehrmals begegnet. Einmal suchte ich ihn im Domhaus in der Hindersinstraße auf. Er wohnte im Erdgeschoß, in einer dämmerigen Wohnung mit großen, hohen Zimmern im bürgerlichen Stil einer schon leicht historisch gewordenen Zeit. Er war bereits als Lazarettgeistlicher tätig, und ich fragte ihn, ob die in jenen ersten Wochen so oft gedruckte Behauptung, daß der Krieg eine große Welle neuen religiösen Gefühls heraufbeschworen hätte, mit seinen Erfahrungen bei den Verwundeten übereinstimmte. Er zuckte wieder die Achseln: „Ich will dir etwas sagen: die Antwort steht schon in der Bibel wie das meiste, was wir wissen möchten.“

„Und wie lautet diese Antwort?“

Er sah mich ernst an: „Wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, dem wird genommen. — Die Verwüstungen, die der Krieg in den Seelen anrichtet, sind mindestens so groß wie die Erweckungen, die er bringt, und das Positive, das er heraufbeschwört. An eine Vertiefung des religiösen Gefühls auf diesem Wege vermag ich nicht zu glauben — wenigstens noch nicht.“

Ein anderes Mal kam das Gespräch auf den Kaiser. Das Bild, das er von ihm gab, war sehr anders als das, das sich die Allgemeinheit aus Leitartikeln, politischen Aufsätzen und dem Gerede des Tages von Wilhelm II. gemacht hatte. Doehring war oft bei ihm gewesen als Gast bei familiären Anlässen, zuweilen zu Gesprächen,

zu denen der Monarch ihn bitten ließ, wenn er über irgendein Problem, eine Frage, die ihn gerade interessierte, informiert werden wollte. Von solchen Gesprächen berichtete er einen sehr interessanten Zug, der zuweilen auch bei anderen zutage trat. Er stand dann mit dem Kaiser in einer Fensternische, und Wilhelm II. rekapitulierte noch einmal, was er von seinem Gast erfahren wollte. Er umriß die Frage, das Problem, um das es ihm ging, entwickelte die Betrachtungs- und Entscheidungsmöglichkeiten und trug in diesen Einleitungen oft selber alles vor, was der andere sich als Auskunft und Antwort zurechtgelegt hatte. Nicht als ob der Kaiser sich selbst eingehend auf die Unterhaltung vorbereitet hätte, sondern als ob er, in einem merkwürdigen, seelisch-geistigen Kontakt zu seinem Partner, alles das seinerseits bereits aus dessen Seele und aus seinem Geist ablas, was dieser Partner ihm erst bringen wollte. Wenn das informierende Gespräch beginnen sollte, war es im Gegenständlichen eigentlich schon zu Ende, und es ergab sich nun eine echte Unterhaltung von zwei Gleichgestellten über das Grundlegende, das nach dieser Introduction nicht mehr erörtert und dargelegt zu werden brauchte.

Einmal kamen die beiden bei solch einem Gespräch zu einem Fenster des Schlosses, von dem aus sie den Blick auf den Lustgarten, auf das Alte Museum und den Dom vor sich hatten. Der Kaiser betrachtete die Kuppel, welche die vier dünnen, viel zu weit abgerückten Ecktürmchen mit den hohen Laternen über den kleinen Kuppeln flankierten, und fragte Doebling, ob er diese Anlage des Doms auch so verfehlt finde wie er. „Die Kritik macht mich immer für die Architektur des Doms verantwortlich,“ sagte er; „sie weiß nicht, daß ich im Grunde mit ihr ganz einig bin in der Bewertung des Baues. Aber sagen Sie

selbst — was sollte ich machen? Mein Vater hat sich noch auf dem Krankenbett die Zeichnungen und Entwürfe für den Dom bringen lassen, die wesentlich anders waren; er hat mit eigener Hand die Abänderungen eingezeichnet, deren Ergebnis Sie da vor sich sehen. Er hing mit ganzer Seele an seiner Idee, hätte sie für sein Leben gern noch verwirklicht gesehen. Was blieb mir anderes übrig, als den Bau so ausführen zu lassen, wie er ihn sich gedacht hatte? Ich wußte im voraus, was die Leute sagen, daß sie mich für das Ganze verantwortlich machen würden; ich mußte das auf mich nehmen um meines Vaters willen. Nur schön finden kann ich den Bau in dieser Form nicht — und daß ich ihn nicht schön finde, darf ich auch nicht einmal aussprechen.“

Wenn man Wilhelms II. Kunstpolitik, sein Varoß und viele seiner Urteile über moderne Malerei und Plastik nicht mit Unrecht einer strengen Kritik unterzogen hat, darf man Zeugnisse wie dieses wohl danebenstellen, nicht nur um der Gerechtigkeit willen, sondern um das Bild seines Geschmacks und seiner Kunstbetrachtung so weit wie möglich abzurunden und zu vervollständigen.

Nach dem Krieg traf ich Bruno Doebling gelegentlich in privaten Kreisen. Er hatte den zweiten Sohn meiner Schwester eingeseget und hielt am Abend während des Essens eine Ansprache an die Gäste, mit so viel Klugheit, menschlicher und geistiger Erfahrung, daß ich ihm nachher ein aufrichtiges Kompliment machte und sagte: „Lieber Doebling, wenn man wüßte, daß ihr immer Predigten von solchem Niveau hieltet, würdet ihr sehr bald uns alle jeden Sonntag bei euch in euren Kirchen sehen.“

Er lachte: „Was hätten wir davon, vor leeren Bänken zu predigen und denen, die es wirklich brauchten, nichts zu geben?“

Ich sah ihn mit leichter Überraschung an. Er wurde ernst: „Mein Lieber, uns geht es nicht um die wenigen, uns geht es um die vielen; ihr, du und deinesgleichen, ihr seid eine Minderheit und müßt — entschuldige — schon selbst sehen, wie ihr mit Gott und mit euch fertig werdet. Ihr kommt für uns natürlich auch in Betracht, aber erst in zweiter Linie. In erster Linie sind wir für die Menschen da, die uns brauchen, denen wir das geben müssen, was sie für ihr Leben nötig haben und aus sich selbst nicht finden können. Ihr macht hochmütige Gesichter, wenn ihr die Alten, die einfachen Frauen und die grauhaarigen Männer da sitzen seht und hört, wie ein Pfarrer mit den einfachsten Worten und Wendungen versucht, ihnen die Nahrung der Seele zu bringen, nach der sie hungern. Das ist sehr schwer, und ich weiß, daß mancher dabei in das Gestrüpp der Formeln gerät und nachher nicht mehr herausfindet. Es ist trotzdem immer noch besser, als wenn einer wie jener Bremer Amtsbruder Goethes, Schillers und dergleichen Predigten hält. Es ist billig, kluge und geistvolle Predigten zu halten; es kommt darauf an, den Vielen, den Armen im Geist zu geben, was sie nötig haben. Dazu sind wir da, und für die sind wir da — nicht für euch. Es sei denn, daß ihr ebenfalls euren Geist einmal vergeßt und euch darauf besinnt, daß ihr im Grunde auch arme Seelen und einfache Wesen seid: dann werdet ihr aber auch bei uns etwas finden — und vielleicht Wichtigeres als in eurer sonstigen Welt. Profit!“

Ich mußte an Reimar Hobblings Forderung denken, die Zeitung vor allem für den Postschaffner aus Stallupönen zu machen. Hobbing hatte als Verleger einen viden Band von Predigten Bruno Doehringes gedruckt; vielleicht war seine Haltung ein bißchen von der Haltung

des Hofpredigers, der ein Prediger für das Volk sein wollte, mitbestimmt.

In den zwanziger, vor allem in den dreißiger Jahren und dann nach der Katastrophe von 1945 nahm die Volkstümlichkeit des Predigers Doebling immer festere Formen an. Ich war Mitte der dreißiger Jahre einmal zu einer Weihnachtsfeier gegangen, die er am Heiligen Abend nachmittags um fünf Uhr abhielt. Der riesige, immer etwas kalt wirkende Raum des Domes war bis auf den letzten Platz gefüllt; die Menschen standen dicht aneinander gedrängt in den Gängen, füllten noch draußen vor den Portalen die Stufen zum Lustgarten. Doebling sprach eine gute halbe Stunde mit jener erfüllten, intensiven Einfachheit, die er damals mir gegenüber verfochten hatte. Er gab nichts Intellektuelles, nichts Sentimentales, Weiches: er gab etwas von der dichten, warmen Lebensluft des Ostens, in der wir beide aufgewachsen waren. Etwas von dem „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein . . .“ war um ihn und um seine Worte. Man spürte, wie er die Menschen zurückzog in die Dichte der Kinderwelt, in der das Leben noch nicht vom Denken ersetzt ist — und man begriff, warum die Tausende immer wieder zu ihm kamen und ihm lauschten. Er gab ihnen etwas, was sie aus dem Frieren in der Welt hinaustrug — und das ist vielleicht das Beste, was ein Geistlicher im nicht direkten Umgang mit dem Einzelnen einer Gemeinde zu geben hat.

Der Domprediger und Professor Bruno Doebling hat viele Freunde und Verehrer; er hat ebenso, was sich von selbst versteht, viele Gegner. Er ist ein Mann und war vor allem in jüngeren Jahren ein Mann des strengen Lutherums; er war nicht für Ausgleichen und Verwischen, sondern für Klarheit und Eindeutigkeit. Er stand klar und

entschieden auf seinem Protestantismus, ein Theologe abseits von Karl Barth wie von Paul Tillich, ein Mann, der mit gutem Grund aus Mohrungen herstammte, wo auch der Konsistorialrat Johann Gottfried Herder geboren war. Wenn man von ihm spricht und bekennt, sein Freund zu sein, stößt man des öfteren auf saure Gesichter wie immer, wenn es sich um einen Mann handelt, der seinen Weg weitergegangen ist, auch wenn er abseits von den Bereichen dahinging, in denen die Zeit ihr neues Gesicht zu formen sucht.

Einmal war ich, ebenfalls schon in den dreißiger Jahren, nach Elbing gefahren. Als ich am ersten Morgen den Alten Markt entlangwanderte, stieß ich an der Ecke der Schmiedestraße auf Bruno Doebling. Wir mußten lachen: wir wohnten beide in Berlin, hatten uns seit Jahren nicht gesehen und mußten acht Stunden in den Osten fahren, um uns in der Stadt unsrer gemeinsamen Schulzeit endlich wieder einmal zu begegnen. Er wohnte wie fast jeden Sommer in Cadinen, als Gast des Kaisers, der ihm dort, auf seinem Gut am Fuß der Haffberge, ständig ein paar behagliche Zimmer zur Verfügung gestellt hatte. Doebling lud mich ein, draußen sein Gast zu sein. Ich fuhr am nächsten Tag hinüber und habe dann mit ihm gemeinsam noch einmal die Welt von einst beschworen, mit all unsern Wanderfahrten ins Oberland, zu seinem großartigen Onkel Morgenroth, der in Hanswalde Lehrer war, und nach Marienau in die fette Niederung des Werders zwischenogat und Weichsel, wo wir im Winter oft bei einem andern Onkel von ihm, dem trefflichen Rektor Hildebrandt, gehaust haben. Wir stiegen durch den verwunschenen Schloßpark von Cadinen vorüber an der verfallenen Ruine des Klosters, hinauf zu den bewaldeten Höhen der Rehberge, saßen irgendwo auf

einem gefällten Baumstamm und genossen den traumhaften Blick über das endlose, silberne Haff zu unseren Füßen, den schmalen, dunklen Strich der Mehrung dahinter, über die von ferne blau und lockend die Ostsee herüberwinkte.

„Es hat sich doch gelohnt, hier aufzuwachsen,“ sagte er nach einem Schweigen.

Ich erinnerte ihn an das Wort des alten Arndt, nach dem die Menschen aus dem Osten ihre Heimat für das Paradies und alles, was hier ist und wächst und lebt, für viel, viel schöner halten als alles, was anderswo ist und wächst und lebt.

„Ist auch so,“ sagte er. „Von hier stammt unser Bestes. Ich lebe immer noch aus der Welt hier.“

Ich bekannte, daß es mir ähnlich ging. Er lachte: „Ja, aber ich hätte, wenn ich nicht von hier wäre, das, was ich in meinem Leben vor mich gebracht habe, nie leisten können.“

Nun war es an mir zu lachen: „Ohne Ostpreussisch hättest du nicht die Gemeinde, die du hast.“

„Nein,“ sagte er ruhig, „ohne das hätte ich sie nicht. Und wenn ich die nicht hätte — was wäre ich dann?“

Damit brachen wir auf und wanderten wieder zurück durch den strahlenden, sinkenden Abend, nach Cadinen, wo uns die Frau Domprediger — Hofprediger war er ja nun nicht mehr, obwohl er dem Mann in Doorn bis zuletzt die Treue gehalten hat — mit einem Abendessen erwartete, das den Abschied von Cadinen doppelt schwer machte. Auch ohne daß man ahnte, daß es für lange Zeit der letzte Besuch dort oben und daß die Umwelt unseres nächsten Wiedersehens ein noch im Juli seiner Feuchtigkeit wegen geheizter Raum in dem zerstorben Berliner Dom sein würde, dessen leerer

Kirchenraum mit seinen kühlen Renaissancereisen gespenstisch über Berge verrosteter Eisenträger den Wanderer auf dem Wege zu diesem Wiedersehen durch einen leeren, toten Wandbogen wie ein Nest aus längst verschollenen Jahrhunderten anglozte.

Heinrich Wolfgang Seidel

Um ihn war immer eine Atmosphäre von Abseitigkeit. Man kannte seinen Namen, wußte, daß er ein Sohn Heinrich Seidels war, der neben Schwedten an der Halle des Anhalter Bahnhofs mitgebaut und überdies die Geschichte von Leberecht Hühnchen geschrieben hatte; man wußte ferner, daß er der Gatte seiner Kusine Ina Seidel war, deren Dichtungen vom Labyrinth bis zum Wunschkind den Ruhm der Erzählungen Heinrich Wolfgang Seidels erheblich überflügelt hatten, zumal er viel weniger als seine Frau geschrieben hatte. Man wußte auch, daß er Geistlicher war, an irgendeiner Berliner Kirche; aber wer von den literarisch interessierten Menschen Berlins kümmerte sich schon um die Prediger der verschiedenen Kirchen oder ging gar sonntags zum Gottesdienst, um einmal einen Pfarrer zu hören, der nebenbei Bücher schrieb? Er war ein Mann, der im Schatten stand, und wenn man ihm begegnete, hatte auch seine Erscheinung etwas von diesem Überschattetsein, das ihm zeit seines Lebens treu geblieben ist.

Versuchte man, auf dem Weg über seine Bücher in seine Welt vorzudringen, so war das auch nicht ganz leicht. Er hatte einen Roman „Palmerstone“ geschrieben: den gab es bei Grote in einer Ausgabe auf Kriegspapier, deren Außeres im Widerspruch zum Wesen und der Hal-

tung der Erzählung stand. Man mußte sich erst hinein-
arbeiten; dann freilich erlebte man die Welt eines Dich-
ters von feinsten, graziöser Art, eines Mannes von einer
sehr besonderen Haltung zur Welt, den kennenzulernen
und von dem mehr zu lesen sich wohl gelohnt hätte.
Man fragte, man suchte: viel mehr als einen Band
Novellen unter dem Titel „Der Vogel Tolidan“ und
einen zweiten Roman „Die Warenholzers“ gab es nicht:
viel später erst kam die herrliche Geschichte von Krüse-
mann hinzu. Die anderen Mitglieder der Familie Seidel,
Willy, Ina, Heinrich, waren in den Buchhandlungen
erheblich bekannter als der Dichter des Palmerstone.
Auch in den Kreisen der Literatur Berlins begegnete
man seinen Arbeiten kaum; sie nahmen allerdings auch
von seiner Existenz nicht eben viel Notiz.

Ich hatte für den Menschen wie für den Dichter Hein-
rich Wolfgang Seidel seit langem eine ausgesprochene
Sympathie, ohne im einzelnen mir selbst über die Gründe
völlig im klaren zu sein. Ich versuchte, mir nach dem, was
ich von ihm gelesen hatte, ein Bild von ihm zu machen:
über eine leise, zarte Zeichnung kam ich nicht recht hinaus.
Es lag wohl an der Unruhe des literarischen Betriebes, in
den man beruflich eingegliedert war; vielleicht hätte sich
von einer freien Lebensstelle aus ein besserer, sichererer
Kontakt ergeben.

Da griff eines Tages das Schicksal ein — mit einem
Umweg, den niemand hätte ahnen können. Mein Freund
Walter Schrenk verunglückte tödlich: auf der Fahrt zur
Uraufführung der Originalfassung von Mussorgskys
„Boris Godunoff“ im Funkhaus an der Masurenallee
stieß das Auto, in dem er saß, mit einem andern zu-
sammen; Schrenk fuhr mit dem Kopf durch die Wind-
scheibe und war zwei Stunden später ein toter

Mann. Ich mußte zunächst seine junge Frau aus dem Krankenhaus in ihre Wohnung bringen; ich mußte, da sie dazu nicht in der Lage war, die Sorge für die Trauerfeier, für den Sarg, für die Beerdigung übernehmen.

Zu der Sorge für die Trauerfeier gehörte auch die Bestellung eines Geistlichen für die Trauerrede bei der Feier und die Einsegnung am Sarg. Das wäre an sich eine Kleinigkeit gewesen, wenn nicht Schrenk in seiner impulsiven Art, als er sich einmal über die Höhe der Kirchensteuerveranlagung geärgert hatte, aus der Kirche ausgetreten wäre. Er war weder Atheist noch Materialist primitiver Art; dafür war er viel zu sehr künstlerischer Mensch und vor allem von einer tiefen, aufrichtigen Verehrung für Johann Sebastian Bach erfüllt, über dessen musikalische Religiosität er ein paar sehr schöne Seiten geschrieben hat: er hatte sich geärgert, die Konsequenzen gezogen und dann nicht weiter an das Ganze gedacht. Es war für ihn nicht aktuell; daß es das einmal für seine Hinterbliebenen werden könnte, hatte er nicht in Erwägung gezogen.

Nun stand ich vor der Aufgabe, einen Geistlichen zu bitten, bei seiner Beerdigung mitzuwirken, obwohl er aus der Kirche ausgetreten war. Ich sprach mit Fritz Klein; er bestand energisch auf der offiziellen Trauerfeier. Es blieb also nichts übrig: ich mußte mich aufmachen, einen Geistlichen zu suchen, der trotz dieses Hindernisses bereit war, das Amt zu übernehmen, obwohl die Mitwirkung eines Pfarrers bei der Beerdigung eines Toten, der aus der Kirche ausgetreten war, vom Konsistorium offiziell untersagt war.

Ich begab mich zuerst zu einem bekannten Generalsuperintendenten, an den ich eine persönliche Empfehlung von gemeinsamen Bekannten hatte. Er empfing mich sehr

liebenswürdig, war gerne zu allem bereit bis zu dem Moment, in dem ich begann, ihm die Problematik der Situation auseinanderzusetzen. Ich danke ihm für seine Bereitwilligkeit: als ehrlicher Mann mußte ich ihm aber bekennen, daß mein Freund Schrenk aus der Landeskirche ausgetreten sei.

Da bekam der Geistliche, ein würdiger, älterer Herr, einen sichtlichen Schreck. Das tate ihm ja nun sehr leid: wenn die Dinge so lägen, könnte er gerade in seiner exponierten Stellung als Generalsuperintendent bei der Trauerfeier leider nicht mitwirken. Er würde der Familie und mir gern den Gefallen erweisen; es ginge aber bei der ausgesprochenen Haltung des Konsistoriums beim besten Willen nicht.

Ich entschuldigte mich wegen der Störung, die ich verursacht, und wegen des Zeitverlustes, den ich ihm bereitet hatte. Dann machte ich mich auf und ging zu dem Nächsten.

Das Ergebnis war das gleiche: der Geistliche war menschlich reizend und teilnahmsvoll; er wand sich in ehrlicher Verlegenheit gegenüber der menschlichen Forderung auf der einen und dem allzu menschlichen Verbot auf der andern Seite. Er fühlte die christliche Verpflichtung und ebenso den Stacheldraht des von der Praxis des Lebens bedingten Verbotes. Er wäre als Mensch gern der Verpflichtung gefolgt und stand als Beamter vor der Aufgabe des Ungehorsams gegen die vorgesezte Behörde. Er tat mir leid: ich entschuldigte mich auch bei ihm, daß ich ihn vor dieses Problem gestellt hätte — und stand dafür jetzt meinerseits vor dem Problem: was nun?

Ich hätte zu Doebling gehen können; er hätte sich vor dem Konsistorium sicher nicht gefürchtet. Aber bei ihm hätte ich das Moment unserer Freundschaft eingesetzt

und ihm damit die Möglichkeit freier Entscheidung genommen. Ihn mußte ich noch ausschalten, konnte ihn höchstens im Notfall, wenn alles andere versagt hätte, herbeiholen.

Ich weiß nicht mehr, ob mir selbst der Name Heinrich Wolfgang Seidel einfiel oder ob mich ein anderer auf ihn hinwies. Ich kannte ihn persönlich nicht, hatte nur die vage Vorstellung des Menschenbildes, das sich aus seinen Büchern ergab. Frau Ina war ich ein paarmal begegnet, bei Otto Gysae, bei Mario Krammer, als ich einmal in dessen Westender Wohnung an der Württembergallee in einem seiner winterlichen Vortragszyklen sprach: Heinrich Wolfgang Seidels Weg hatte den meinen nie gekreuzt.

Ich habe eine ganze Weile überlegt; zuletzt bin ich zu ihm gegangen. Er wohnte in der zweiten Etage eines Berliner Mietshauses in der Kronenstraße, nicht weit von Schleiermachers einstiger Amtswohnung bei der Dreifaltigkeitskirche, von der man damals im Jahre 1932 noch nicht ahnte, daß aus der Ruine, in die die Bombenangriffe sie verwandelten, ein Bunker für die Insassen des benachbarten Propagandaministeriums werden würde. Es war Ende Februar; die Wohnung ist mir, obwohl ihre Fenster nach Süden gingen, merkwürdig dunkel und dümmrig in der Erinnerung geblieben.

Heinrich Wolfgang Seidel empfing mich in seinem Arbeitszimmer. Ein schlanker, schmaler Mann stand vor mir, größer als ich, mit einem schmalen, noblen, bis auf den kleinen Schnurrbart bartlosen Gesicht: die dunklen Augen sahen seltsam groß und ernsthaft durch die randlose Brille, die er trug. Seine Hand war schmal und fein: ich fühlte ihre Form bei der Begrüßung, während es mir sonst oft begegnete, daß ich mich nach einem Besuch vergeblich fragte,

wie denn die Hände des Menschen ausgesehen hätten, bei dem ich gerade gewesen war.

Wir setzten uns neben seinen Schreibtisch zum Fenster, ich trug ihm mein Anliegen vor. Ich sagte ihm von vornherein, daß er nicht der erste, sondern bereits der dritte Geistliche sei, zu dem ich mit meiner Bitte käme, daß zwei seiner Amtsgenossen bei allem menschlichen Anteil, den sie empfanden, bedauernd abgelehnt hätten, die Trauerfeier zu übernehmen, sobald sie gehört hätten, daß der Tote aus der Landeskirche ausgetreten sei. Ich könnte es daher vollkommen begreifen, wenn auch er diese Bedenken hätte; ich fühlte mich verpflichtet, ihm dies zu sagen, damit er wisse, wie andere seines Bereichs die Situation gesehen und sich entschieden hätten.

Er saß mir schweigend gegenüber, sah mich aufmerksam mit seinen ruhigen, großen Augen an und hörte zu. Als ich geendet hatte, überlegte er eine Weile; dann sagte er mit seiner stillen, gedämpften Stimme: „Bevor ich Ihnen antworte, muß ich eine Frage stellen, die mir für das Ganze entscheidend zu sein scheint. Was würde der Tote sagen, wenn er wüßte, daß an seinem Sarg, an seinem Grabe ein Geistlicher stehen und sprechen soll — obwohl er aus der Kirche ausgetreten war?“

Ich suchte seine Augen und hielt sie fest: „Er würde sich aufrichtig freuen,“ erwiderte ich und berichtete ihm zuerst von Schrenks seltsamem letzten Traum, den er mir kurz vor seinem Tode erzählt hatte. Er war gestorben, träumte, er wandere durch die endlosen Gefilde des Himmels; da sei Johann Sebastian, wie er Bach immer nur nannte, auf ihn zugekommen, hätte ihn mit sich fortgezogen und gesagt: „Gut, daß Sie kommen; ich muß Ihnen unbedingt diese Stelle vorspielen.“ Dann erzählte ich von einem Gespräch mit Schrenk über das Wort des

Paulus, das für ihn einer der wunderbarsten und unausschöpfbar tiefen Aussprüche der Bibel bedeutet hätte: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht.“ Ich sprach von Schrenks Liebe zu dem ganzen großartigen dreizehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes — nicht werbend, nicht verteidigend, nur berichtend, wie er es verlangen konnte.

Heinrich Wolfgang Seidel hörte aufmerksam, eindringlich zu. Dann sagte er ruhig, mit der schönen Selbstverständlichkeit eines Mannes, der um das Rechte weiß: „Ich werde bei der Trauerfeier und am Sarge sprechen; ich bitte Sie nur noch, mir mit ein paar Worten etwas vom menschlichen Wesen Ihres Freundes zu erzählen. Ich kannte ihn aus seinen Kritiken; ich wüßte gerne etwas mehr von ihm, hätte gern einen Umriss des Menschen, den Sie ja sicher gut gekannt haben.“

Ich habe ihm dann noch eine ganze Weile von Schrenk, seinem Lebensweg, seiner herrlichen lebendigen Freude am Dasein, seiner Wärme und Kraft unmittelbaren Mit-lebens erzählt. Er hörte wieder mit seiner schönen Intensität beteiligten Schweigens zu, fragte gelegentlich etwas — dann brach ich auf. Auf meinen Dank wehrte er ab; als ich auf die Ablehnung der anderen verwies, sagte er nur: „Die zu erwartende Mühe des Konsistoriums kann ich nach unserm Gespräch ohne Bedenken auf mein Gewissen nehmen.“

Die Ansprache, die er bei der Trauerfeier hielt, haben wir in der kleinen Gedächtnisschrift, die wir von der D.A.Z. aus für Walter Schrenk herstellen ließen, im Wortlaut zum Abdruck gebracht. Sie war das Vorbild einer Rede am Sarge eines Toten, den der Geistliche persönlich nicht gekannt hatte: kein totes Wort, keine Wendung der

Konvention, sondern durchlebte, durchgeistigte Umschreibung der ewigen menschlichen Situation vor dem Tode, Worte eines dichterischen Menschen, der dem Toten wie den Lebenden jede Unaufrichtigkeit ersparte. Es sprach nicht nur der Geistliche, es sprach der Mensch — und das habe ich Heinrich Wolfgang Seidel nie vergessen.

Wir sind uns nicht mehr oft begegnet; schon zu Beginn des Jahres 1934 gab er sein geistliches Amt in Berlin auf, weil die Kirche, an der er wirkte, geschlossen wurde. Er zog nach Bayern an den Starnberger See, wo Frau Ina ein Haus für die Familie geschaffen hatte. Er ging ungern von Berlin fort. „Sehen Sie,“ sagte er, „ich gehöre hierher in den Norden, beinahe in den Osten. Mein Vater hat hier gelebt, ich bin hier zu Hause; im Bayrischen habe ich keinen Boden, so schön und wunderbar dort alles, gemessen an Berlin und der Mark Brandenburg, auch ist.“

Als er seine Abschiedspredigt hielt, am zweiten Osterfeiertag 1934, ging ich hin. Der Gottesdienst fand in der damals noch unzerstörten Neuen Kirche statt, der südlichen der beiden Gontardbauten auf dem Gendarmenmarkt. Der kleine Raum der Kirche war kaum zu einem Drittel gefüllt; in jener Geschäftsgegend hausten damals eigentlich nur noch Portiers und Ladeninhaber. Vor dieser Gemeinde von etwa dreißig bis vierzig Menschen sprach Heinrich Wolfgang Seidel zum letztenmal in Berlin — und ich mußte wieder an jenes Gespräch mit Bruno Doehring über die Predigten für die Vielen und für die Wenigen denken. Heinrich Wolfgang Seidel sprach für beide, als er seiner letzten Predigt das Wort aus der Strafpredigt Jesu wider die Schriftgelehrten und Pharisäer zugrunde legte: „Ihr sollt euch nicht lassen Meister nennen; denn einer ist euer Meister — Christus.“

Er bewies noch einmal sein Wissen um die Notwendigkeit der Demut vor der besonderen Stellung, die das wirklich Religiöse in der Rangordnung des Geistigen einnimmt, indem er sich durch eben diese Demut zu eben diesem Göttlichen und seiner Sonderexistenz auch in seinem Leben bekannte.

Es war nicht nur an diesem Tage, als er zum letztenmal auf der Kanzel seiner kleinen Kirche stand und Abschied nahm von seinem eigentlichen Beruf und einem guten Teil seines Lebens, sehr viel Einsamkeit um ihn. Wenn man ihn sah, wie er vor dem Altar stand, selbst wenn man mit ihm sprach: immer war er eigentlich allein. Er war kein Redner, der überredete; er war ein Mensch, der durch sein Sein überzeugte, das sich in dieser Einsamkeit mit einer ganz starken Kraft in ihm und um ihn konzentrierte.

Etwa zwölf Jahre später kam ich zu dem Bildhauer Hans Schrott-Fiechtl in Zehlendorf; er wollte gern eine Büste von mir modellieren und hatte mich gebeten, ihm ein paar Sitzungen zu schenken. Ich sagte gerne zu, und als ich in sein Atelier trat, wo er an den schönen Holzreliefs des Stationsweges für eine rheinische Kirche arbeitete, da war das erste, was ich unter den Porträtköpfen an der Wand entdeckte, eine Büste von Ina Seidel und daneben dunkel, beschattet eine Bronzebüste Heinrich Wolfgang Seidels. Es war wie ein Wiedersehen: die Plastik zeigte aufs schönste die ganze Noblesse und Vornehmheit wie die verborgene Wärme und Zartheit dieses Mannes, und als sich im Gespräch sehr bald herausstellte, daß Hans Schrott-Fiechtl den Dichter und den Menschen Seidel ebenso geliebt hatte wie ich, daß wir beide vollkommen das gleiche menschliche Erlebnis, die gleiche innere Vorstellung von ihm mitbekommen hatten, da

war der tote Heinrich Wolfgang Seidel — er war bereits 1945 gestorben — der Dritte bei den langen Gesprächen zwischen uns, die die Arbeit des Bildhauers jedesmal begleiteten. Und es war ein schöner Beweis für die Tiefe der Religiosität des protestantischen Geistlichen, daß sie ohne Rest in eines ging mit der warmen, natürlich strahlenden Frömmigkeit des katholischen Bildhauers Schrotz-Fiechtl: es ergab sich eine so ungetrübte Ganzheit der Welt, daß nicht nur der Geistliche, sondern auch der Dichter Heinrich Wolfgang Seidel, der trotz aller Einsamkeit, die um ihn war, die herrlich humorerfüllte Geschichte von Herrn Elf (in „Abend und Morgen“) schreiben konnte, seine helle Freude an dieser Ko-Existenz der Christlichkeiten gehabt hätte.

Paul Ernst

Er kam ebenfalls von der Theologie her und ist im Grunde zeit seines Lebens ein Bürger der strengen theologischen Welt geblieben, sogar trotz seines Protestantismus eigentlich Bürger einer aristotelisch-katholischen, statischen Begriffswelt, an deren zeitloser Geistigkeit er nicht rütteln ließ. In einer Zeit des wachsenden Relativismus und der Einbeziehung aller Werte, die nur im Sein zu wurzeln vermögen, in den jede Verpflichtung eigentlich auflösenden Strom des Werdens war Paul Ernst einer der unerbittlich Fordernden, ein Mann des letzten Ernstes, dem es immer um ein Absolutes ging, des Ethischen noch mehr als des Ästhetischen.

Wann er mir zuerst begegnete, kann ich nicht mehr genau feststellen. Es war in den Jahren meiner Arbeit bei der Vossischen Zeitung, und zwar in den ersten, den

Jahren vor dem Übergang in das Haus Ullstein in der Kochstraße. Wenn ich mich recht entsinne, wurde die Bekanntschaft durch Karl Scheffler vermittelt; er hatte Paul Ernst, mit dem er befreundet war, zu mir gewiesen, um ihm den Weg zur Mitarbeit an der Vossischen Zeitung frei zu machen.

Karl Scheffler kannte ich bereits von meinen Dresdener Jahren her. Er war neben Meier-Graefe damals der führende Mann der Berliner Kunstkritik, war der Herausgeber von „Kunst und Künstler“ und hatte mich in meinen Anfängen gegen ein Freiabonnement auf seine Zeitschrift als Berichterstatte für Dresdener Ausstellungen und Ereignisse bestellt. Da diese Berichterstattung im wesentlichen in Fünfzeilen-Notizen bestand, war das Honorar nicht einmal schlecht zu nennen.

Bei einem Aufenthalt in Berlin machte ich ihm einen Besuch auf seiner Redaktion in der Derfflingerstraße und lernte dort im Verlag Bruno Cassirer, in dem „Kunst und Künstler“ erschien, den ersten Hamburger kennen, mit dem ich dann später bei der Vossischen Zeitung nun meinerseits als Redakteur zusammenarbeiten sollte.

Karl Scheffler war ein großer, ernster Mann, schmal, ein klein wenig vorgebeugt mit dunklem, leicht gelockt emporstehendem Haar, fühlen, zuweilen etwas erstaunt, oft abweisend blickenden Augen und einem schmalen Kinnbart, der dem etwas klein geratenen Untergesicht das fehlende Gleichgewicht mit dem übrigen geben sollte. Scheffler kam vom Kunsthandwerk her, war als Autodidakt seinen nicht eben leichten Weg zur Schriftstellerei gegangen und hatte mit zäher Energie und konsequenter Arbeit sich durchgesetzt, so daß er verhältnismäßig jung noch an der Spitze der führenden und damals noch modernen Kunstzeitschrift Deutschlands stand.

Scheffler lachte sehr selten. Er war trotz seines kritischen Berufes wesentlich ethisch bestimmt, nahm sich und seine Tätigkeit als Kritiker ungeheuer ernst, fühlte sich lediglich zur kompromißlosen Feststellung strenger Werturteile berechtigt und verpflichtet und sah bei den Objekten seiner Kritik die Grenzen eher als die weiteren Möglichkeiten, die Schwächen des Noch=Nicht vor dem bereits Erreichten und Verwirklichten. Er war ein geborener Kritiker; wer seine Autobiographie von den fetten und den mageren Jahren liest, spürt, wie die Erinnerungsbilder der einzelnen Gestalten immer unvermerkt in kritische Wertungen und Einschränkungen hinübergleiten. Er hatte das Ideal des unbestechlichen Urteils: die Rechte der Kunst, oder um was es sonst ging, standen ihm immer vor den Rechten des Lebens. Zugleich hatte er offenbar eine sehr sichere und hohe Meinung von sich und seiner Leistung, neben der die der anderen unvermerkt in den Hintergrund treten mußte. Sein Gefühl für die Richtigkeit und Allgemeinverbindlichkeit seines Urteils war ausgeprägt und unbeirrbar.

1911 kam ich im Herbst zur Voß und schrieb neben anderem an Stelle des erkrankten und bald darauf gestorbenen Ludwig Pietsch auch die Ausstellungsberichte. Wenige Monate später teilten die Verleger, Herr Aschafenburg und Doktor Sandstein, mir mit, daß die Vossische Zeitung Karl Scheffler als Kunstkritiker engagiert habe und daß ich als Feuilletonredakteur der Vossischen Zeitung das Technische mit ihm regeln möchte.

Das war leicht gesagt, aber nicht ebenso leicht getan. Scheffler hatte mit dem Übernehmen auch noch dieser Stellung seine Machtposition in Berlin ganz erheblich ausgebaut und erweitert; er war, Kunst und Künstler und Vossische Zeitung in seiner Hand vereinend, der ent-

scheidende Mann in allen wesentlichen Fragen seines Kunstbereichs geworden. Er konnte je nach Bedarf hier oder dort spielen, konnte die Wirkungen genau abstimmen: er war sozusagen souverän geworden. Und das zu einer Zeit, in der der Impressionismus, die Phase der Malerei, mit der Scheffler als Kunstschriftsteller aufgestiegen war, bereits nicht einmal mehr langsam zu sinken, historisch zu werden, von einer neuen, sehr anders gearteten Welle der Gestaltung abgelöst zu werden begann. Scheffler war ein geschworener Vorkämpfer des impressionistischen Kunstvollens und ein betonter Gegner des Expressionismus, dessen Erzeugnisse er einmal witzig Betonfresko nannte. In Kunst und Künstler konnte er diesen Widerspruch sehr leicht lösen: er schwieg über Ausstellungen, die ihm nicht lagen. Die Vossische Zeitung mußte ihre Leser über alles informieren — da gab es Schwierigkeiten.

In der ersten Zeit unserer Zusammenarbeit rief ich ihn regelmäßig an, las ihm die einzelnen Einladungen vor, bat um seine Entscheidung: zwei oder drei behielt er sich vor, die übrigen lehnte er ab: „Das ist nichts — das können Sie machen.“ Darauf zog ich's vor, ihm die Einladungskarten brieflich zu überweisen und um schriftlichen Bescheid zu bitten; wenn man Reibungen vermeiden kann, soll man sie, vor allem als der Jüngere vermeiden, zumal wenn man nicht nur beruflich, sondern auch gesellschaftlich miteinander verkehrt.

Das war auch nicht immer ganz leicht. Meier-Graefe war auch gegen das Moderne und schrieb seine skeptisch-pessimistische Broschüre von 1912: „Wohin treiben wir?“ Mit ihm konnten wir uns aber trotzdem einigen, weil er gelegentlich auch auf andere hörte. Scheffler war viel strenger, absoluter: Expressionismus, Kubismus, Futurismus standen für ihn von vornherein außerhalb

der Diskussion. Da lud ich ihn und seine Frau eines Abends zu mir und bat gleichzeitig Wilhelm Worringer, der damals den Winter in Berlin verbrachte, und Eduard Pliësch dazu. Wir waren somit unser acht und die jüngere Generation erheblich in der Überzahl. Es war 1912 oder 13, die Zeit, in der die Relativitätstheorie Albert Einsteins zuerst die Gemüter zu erregen begann und man in keiner Gesellschaft davor sicher war, von irgendeiner Dame um Aufklärung über die Geheimnisse dieser neuen Lehre gebeten zu werden. Natürlich kam an diesem Abend das Gespräch ebenfalls auf Einstein, und Wilhelm Worringer begann vorsichtig und behutsam, Beziehungsmöglichkeiten zwischen den Raumproblemen Einsteins und denen des Kubismus zu entwickeln. Scheffler protestierte entrüstet: was hatte Mathematik mit Malerei zu tun? Wir anderen aber griffen ein und unterstützten Worringers Thesen; es ergab sich eine sehr angeregte Unterhaltung, in die Scheffler immer von neuem mit scharfen Ablehnungen der ganzen modernen Versuche eingriff, die naturgemäß auch die mathematische Problematik Einsteins und der Relativitätstheorie trafen. Wir hatten unsern Spaß an der Kontroverse, obwohl wir zugleich die Konsequenz bewunderten, mit der Scheffler seinen persönlichen Ausschnitt aus dem großen Gebiet des Ganzen als den einzig gültigen verteidigte.

Sein berufliches Ansehen in der Berliner Gesellschaft, soweit sie sich für die Vorgänge im Bereich der bildenden Kunst interessierte, war damals sehr groß. Ich erlebte es an einem lustigen Fall innerhalb der Vossischen Zeitung. Scheffler hatte damals gerade sein Buch über Italien im Inselverlag veröffentlicht, in dem er mit der Renaissance ungefähr ebenso umging wie Meier-Graefe ein paar Jahre zuvor in seiner „Spanischen Reise“ mit

Delasquez umgegangen war. Meier-Graefe hatte Delasquez mit Greco erbrüdt; Scheffler erschlug die Renaissance mit der Gotik und den früheren Stilen. Sein Buch wurde viel gelesen und viel diskutiert. Im frühen Frühjahr, um die Zeit, da man die gewohnten Italienreisen zu präparieren pflegte, erschien eines Tages Herr Aschaffenburg, damals noch Verleger der Vossischen Zeitung, bei mir im Büro, brachte nach einigen Präliminarien das Gespräch auf Karl Scheffler und auf sein Buch und sagte dann sorgenvoll: „Ich weiß gar nicht, was ich machen soll. Ich wollte dieses Frühjahr zum erstenmal mit meiner Frau nach Italien reisen. Ich habe, um mich zu orientieren, Herrn Schefflers Buch gelesen: nun weiß ich überhaupt nicht mehr, was ich denken, was ich schön finden soll, und was nicht. Können Sie mir nicht einen Rat geben, Herr Fechter?“

Ich lachte über seinen Kummer, riet ihm, für Gemälde sich einen Neudruck von Jacob Burckhardts „Cicerone“ zu kaufen und von der Architektur sich nur anzusehen, was ihm selber auffiele. Alles, was er brauche, finde er im Bädeler, und selbst den brauche ein vernünftiger Mensch nur bei Restaurants und Hotels; alles andere solle man hinnehmen, im Gedächtnis behalten oder übersehen, wie sich's ergäbe, und sich um das Gedruckte überhaupt nicht kümmern. Er atmete sichtlich erleichtert auf: das wäre vielleicht wirklich das vernünftigste; aber das Buch von Herrn Scheffler hätte ihn ganz in Verwirrung gebracht — wo er doch Orientierung gesucht hätte.

Im Grunde verlangte Karl Scheffler Gläubige wie Herrn Aschaffenburg. Er hatte etwas vom Diktator, der den ganzen Umkreis seines Wirkungsbereichs auf einen Punkt zentrieren wollte. Er hatte den starken Glauben an sich und an das, was er für richtig hielt: wo er auf

Nichtiges bei andern stieß, führte er es auf sich zurück. Er hatte den pädagogischen Zug, den man bei den Norddeutschen oft findet: er fühlte sich sogar selbst als Lehrer. Eines Abends war ich bei ihm als Gast, Bruno Cassirer und seine Frau waren zugegen, Julius Stern, der Direktor der Danat-Bank, und seine Gattin Malgonia Stern, eine damals sehr bekannte Malerin, ebenfalls. Malgonia Stern machte mir im Gespräch ein paar freundliche Komplimente über einen kleinen Aufsatz, den ich über ihre Freundin Dora Hitz in der Vossischen Zeitung geschrieben hatte; Frau Hitz hatte sich sehr über meine Anmerkungen zu ihren Bildern gefreut und sie vollkommen richtig gefunden. Ich stand bei dem Gespräch vor Frau Stern, Scheffler saß neben ihr. Auf einmal legte er seine Hand auf meinen Arm und sagte zu Frau Malgonia: „Meine Schule.“ Sie lächelte — er aber hatte es völlig ernst gemeint: er war überzeugt, daß ich alles, was ich nach der Meinung anderer konnte, ausschließlich von ihm gelernt hätte. Natürlich bis auf mein verabscheuenswerthes Ernstnehmen dieser dilettantischen modernen Kunstversuche.

Mit einem Mann von solcher ernsthaften, strengen, pädagogisch norddeutschen Art nun war der Dichter Paul Ernst befreundet; von diesem Manne kam er zu mir, um ebenfalls im Bereich der Vossischen Zeitung zu arbeiten. Er war ebenso schwierig wie Karl Scheffler, noch strenger, noch ernsthafter und absoluter als dieser — und in seiner Begabung erheblich komplizierter. Scheffler hatte die Gewißheit der Richtigkeit seiner Betrachtungsweise; Paul Ernst hatte den unerschütterlichen Glauben an seine Sendung. Er kam von der Theologie her; ihr dankte er das Vorbild des festgefügtten, abstrakten Begriffsnekes, in das sich ihm die geistige und eigentlich auch die irdische Welt immer vollständiger eingliedern mußte.

Als er zuerst zu mir kam — es war noch in dem alten Haus in der Breiten Straße — war sein Haar noch dunkel, wenn auch leicht meliert; auch der Spitzbart und der Schnurrbart, die Kinn und Mund bergend umgaben, hatten noch den dunkelbraunen Ton, der seinem Gesichtstypus etwas von dem der Schriftstellerwelt der achtziger und der neunziger Jahre gab. Er stammte aus dem Harz, aus Elbingerode; in seinen schönen Jugenderinnerungen hat er nicht nur ein Bild seiner Kindheit und der jungen Jahre daheim gegeben, sondern zugleich eine groß gefundene Geschichte vom Aufstieg und Abstieg und neuem Aufstieg seiner Familie. Damals, als er zuerst zu mir kam, hatte er beinahe etwas Slawisches; er erinnerte an Przzybyszewski oder zum mindesten an den jungen Dehmel, ein wenig auch an Tschekow. Durch seine erste Frau hatte er Beziehungen zum Osten gehabt, möglich, daß ihm von daher etwas geblieben war, wie ja in seinen frühen Romanen manches von Dostojewskij mitschwingt. Möglich auch, daß in ihm in diesen letzten Jahren vor dem Kriege ein Zeittypus verklang, zu dem er dem Alter nach noch zählte, der Typus der naturalistischen Zeit, der er mit seinen frühen dramatischen Arbeiten ebenfalls angehörte.

Ich habe Paul Ernst bei diesen unseren ersten Begegnungen niemals lachen gesehen. Er war überhaupt persönlich kaum zugänglich; er wollte einen Arbeitskontakt, wenn man so sagen darf — keinen menschlichen. Er brachte seine Manuskripte, schon damals große Folio-bogen, die er mit seiner strengen, gleichmäßigen, harten Handschrift beschrieben hatte. Eine Schreibmaschine benutzte er erst später und meist nur bei umfangreichen Manuskripten. Gewöhnlich schrieb er auch im Alter noch seine wenig korrigierten Aufsätze mit der Hand.

Es war nicht allzuviel, was ich in dieser ersten Zeit von ihm drucken konnte. Es kam der Übergang der Wöf in das Haus Ullstein, es kam der Krieg: Paul Ernst entschwand mir aus den Augen. Dann kam 1918, kam die Deutsche Allgemeine Zeitung, da tauchte er wieder auf. Zuerst mit brieflichen Einsendungen; eines Tages aber erschien er auch persönlich wieder auf der Redaktion, als ein sehr Veränderter, sehr Gewandelter. Das ehemals dunkle Haar, der spitze Vollbart und der Schnurrbart waren weiß geworden; ein edles, vornehmes Greisengesicht erhob sich über dem grünen, hochgeschlossenen Lodenanzug, dem dunklen Mantel, den er gewöhnlich trug.

Bei mir auf der Redaktion saß zu der Zeit der Doktor Paul Kemmer, der um 1900 einen starken Erfolg als Lyriker und Herausgeber der „Dichtung“ bei Julius Wad gehabt, sich dann aber von aller Literatur zurückgezogen hatte, bis er nach 1918 durch mancherlei unliterarische Zwischenfälle wieder in der Feuilletonredaktion der D.A.Z. landete. Paul Ernst und Paul Kemmer hatten sich in jungen Jahren gekannt, müssen, nach Photographien aus jener Zeit zu urteilen, im Typus einander sogar ähnlich gewesen sein, wie es Menschen der gleichen Generation leicht durch gemeinsame Zeitstilisierungen werden. Nun begegneten sie sich als alte Männer wieder — und waren einander noch viel ähnlicher als früher. Beide hatten das schöne, volle, leicht gewellte weiße Haar, den gleichen weißen, leicht gewellten, spitzen Vollbart und den Schnurrbart, der die Lippen verbarg; nur war Paul Ernsts Gesicht noch in dieser Phase des Alters strenger, herber, absoluter als das mecklenburgisch weichere, freundlichere Paul Kemmers. Erst ganz zuletzt, als er ganz reif geworden war, bekam auch Paul Ernsts Gesicht

die warme, beruhigte Freundlichkeit des Alters — und da war er am schönsten.

Der Umgang mit ihm, der anfangs über das Geschäftliche kaum hinausgekommen war, wurde jetzt von Jahr zu Jahr angenehmer. Er hatte in seiner Erscheinung etwas im feinsten Sinn Ehrfurchtgebietendes: ich wäre nie auf den Einfall gekommen, an einem der vielen Aufsätze, die er mir schickte, redaktionell irgend etwas zu ändern. Ich glaube, es wäre auch nicht ratsam gewesen. Paul Ernst schrieb keine Betrachtungen; er stellte fest, und zwar immer vom Maßstab einer letzten, höchsten Geistigkeit ausgehend. Nicht daß er die in seinen Ausführungen zur Anwendung brachte: sie waren einfach, wie die Predigten eines Geistlichen, der zu einer großen Gemeinde spricht, er hat das Theologische seiner Anfänge bis zuletzt behalten: Gott oder das Absolute, das Unbedingte stand im Hintergrund, aber nicht im Vordergrund. Es war der Maßstab, der durch alles hindurchschimmerte, nicht das Thema. Ein kluger Prediger sprach, oft mit bewußter Einfachheit, ein Mann, der genau wußte, wie schwer der Zugang zu den schlichten Seelen der Leser zu finden ist. Die merkwürdig einfache Atmosphäre vieler Kapitel bei Paul Ernst, die oft in seltsamem Gegensatz zum Tiefgang des jeweils behandelten Themas steht, findet hier ihre Erklärung. Er sprach nicht Literatur zu einem literarischen Publikum — er gab Einsichten, Erkenntnisse, Feststellungen für alle. Er war als junger Mensch von der Theologie zum Sozialismus gekommen: die Erfahrungen, die er auf dem zweiten Gebiet gemacht hatte, hatten offenbar in derselben Richtung gewirkt wie die vom ersten her.

Es war kein Wunder, daß sich Gespräche mit ihm, womöglich über seine Arbeiten, kaum je entwickelten: man

spricht mit einem Geistlichen (falls er wirklich einer ist) auch nicht über seine Predigten. Er saß bei seinen Besuchen oft lange bei Paul Remer, und es war schön anzusehen, wenn die beiden weißen ehrwürdigen Köpfe, die so ähnlich und doch so verschieden waren, sich einander zugewandt hatten und gemeinsame Freunde, Gestalten aus einst gemeinsam gewesener Vergangenheit beschworen. Wir Jüngeren saßen schweigend dabei, hörten zu und empfanden doppelt stark das Besondere solcher Stunden.

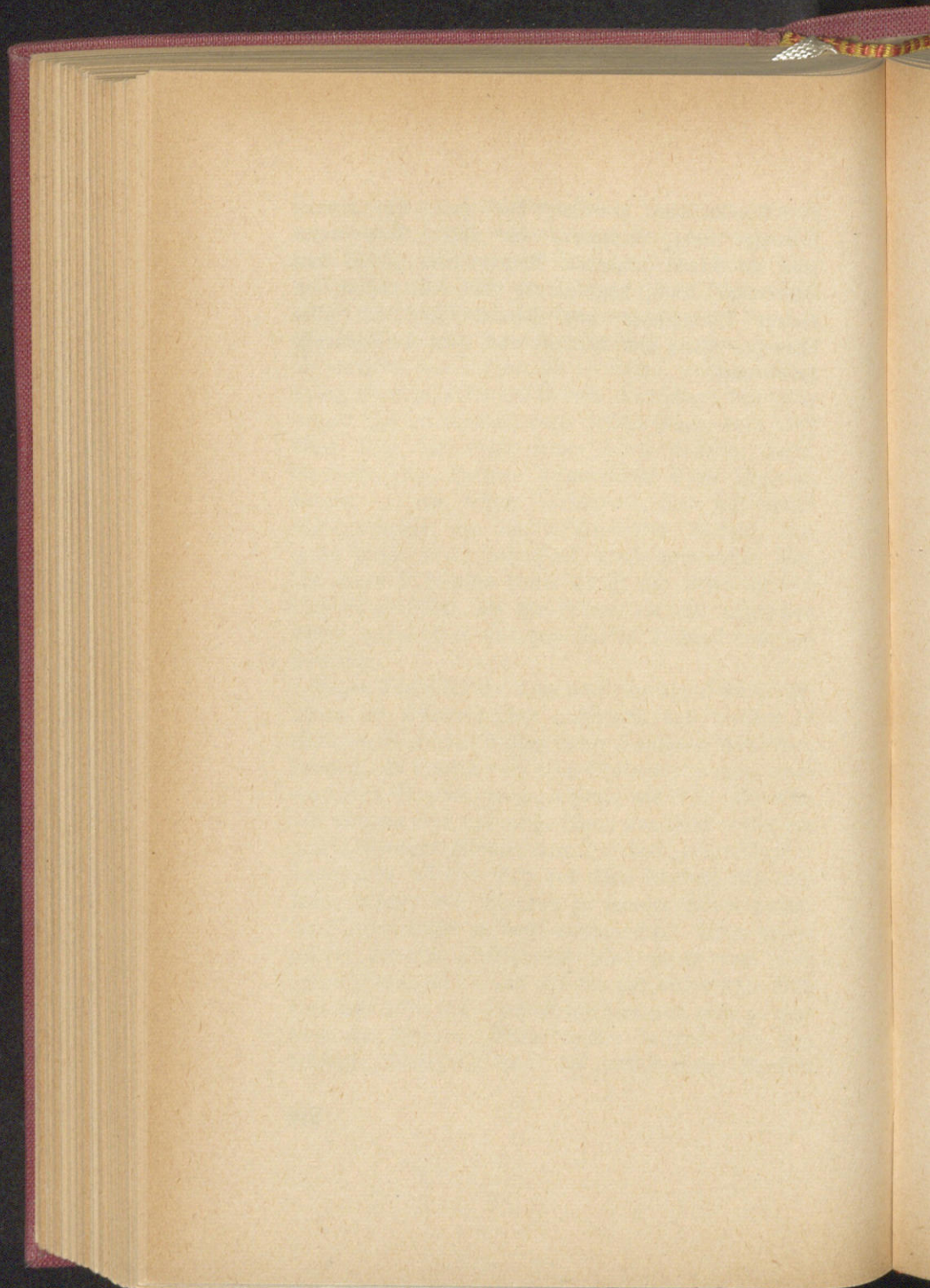
Einmal freilich ergab sich auch für mich ein Gespräch mit ihm — bei unserer letzten Begegnung, bevor er sich auf sein Gut im Oesterreichischen zurückzog, auf dem er dann auch gestorben ist. Er kam in den letzten Jahren des öfteren in Begleitung seiner Gattin Else Ernst zu uns, und bei seinem letzten Besuch (von dem wir beide nicht ahnten, daß es der letzte sein würde) lud er mich ein, am Nachmittag zu einer Tasse Tee in seine Pension in der Kurfürstenstraße, wo er zu wohnen pflegte, zu kommen. Als ich die Treppen emporstieg, dachte ich nicht, daß ich sie wenige Jahre später noch einmal erklettern würde, um Sabine Lepsius aufzusuchen, die im obersten Stock desselben Hauses ihr Atelier und ihre Wohnung hatte.

Paul Ernst empfing mich wie ein Patriarch; ich erlebte ihn zum erstenmal nicht als flüchtigen Besuch im Mantel, sondern in dem privaten Raum einer bürgerlichen Wohnung. Er trug seinen hochgeschlossenen Lodenanzug, von dem das Großartige seines Kopfes, eigentlich müßte man sagen, seines Hauptes, wirkungsvoll isoliert sich abhob. Er war heiter und freundlich, unterstützt von Frau Else, und zum erstenmal ergab sich eine Unterhaltung, die nicht nur, wie es auf der Redaktion natürlich war, um

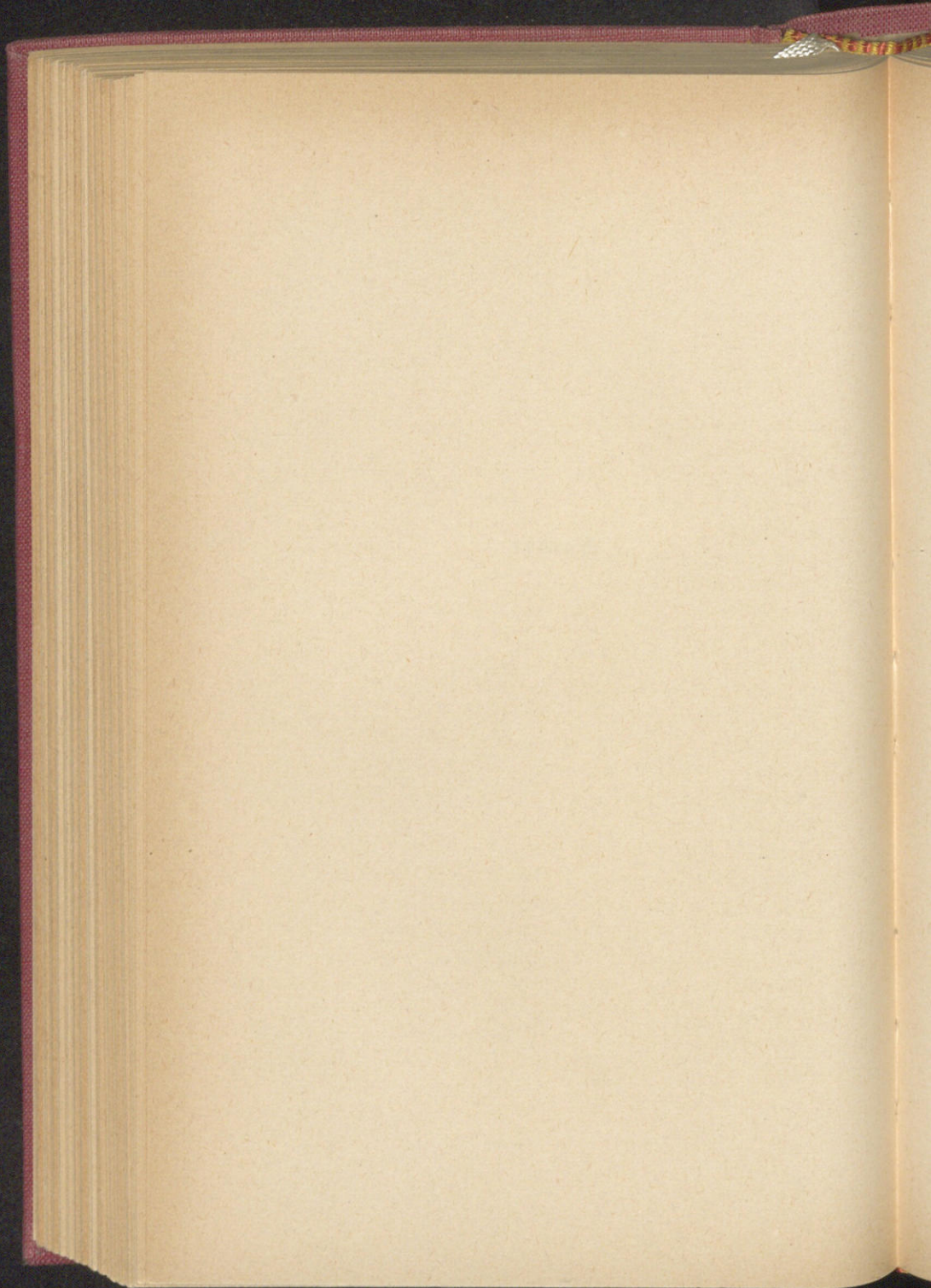
seine Arbeit und seine Manuskripte ging, sondern auch um mich. Er fragte, woran ich arbeitete, erkundigte sich nach meinen Plänen und Vorhaben; er räumte dem Jüngeren einen Platz ein und zog ihn in seine, Paul Ernsts Welt. Ich hatte nicht erwartet, daß etwas von den Ergebnissen meines Tuns in seine Welt gedrungen war; ich berichtete von Dingen, die ich einmal machen wollte; er saß, hörte zu, nickte und lächelte. Der Mann, den ich in jungen Jahren niemals hatte lachen sehen, dem einst Arno Holz die Kraft seiner Härte bestätigt hatte, die noch seine, Holzens, ostpreussische Härte übertraf, lächelte — ein leises, verhaltenes, ihm fast etwas schwerfallendes und ihn beschämendes Lächeln, das, wenn dieses Wort auf Paul Ernst anwendbar war, fast etwas Rührendes hatte. Es ist mir tiefer im Gedächtnis geblieben als die Worte, die wir gesprochen haben, zumal ich es als letzten starken Eindruck von ihm mitnahm.

Eugen Diesel hat ihn dann noch einmal auf seiner Besichtigung im Österreichischen aufgesucht und darüber in einem ausführlichen Aufsatz in der Deutschen Rundschau berichtet. Er brachte auch eine Photographie mit, eines der letzten Porträts von Paul Ernst, wie er in einer offenen Pergola steht, das weiße Haupt umrahmt von schwer herabhängenden Weintrauben. Ich habe lange darüber nachgedacht, ob dies Bild des alten Mannes aus dem Harz zwischen den Trauben zu seinem Wesen paßte: im Tiefsten paßte es wohl ausgezeichnet. Denn hinter seinem strengen Klassizismus lebte zuletzt noch eine tiefere Sehnsucht — und von der gab dieses letzte Bild eine erste leise, aber deutlich fühlbare und nicht zu verkennende Ahnung. Seine immer wieder von ihm bekannte Sehnsucht war die aristotelische Klarheit

des Apollinischen gewesen; hier kam ihm einmal Dionysos nahe, wenigstens im Bilde. Und wenn man an seinen reizenden Roman vom „Glück von Lautenthal“ denkt, dann glaubt man fast, daß er von diesem Dionysischen und seinem Glück bei aller Strenge, Härte und Herbheit auch sein Teil gewußt haben muß.



Humor



Oufel Ofear

Durh den Beginn diefer fünfzig Jahre, von denen hier berichtet wird, wandert eine Geftalt, die es verdient, daß ihr Andenken nicht untergeht im Wirbel der verworrenen Zeit. Mittelgroß, freundlich, Typus eines gut fituierten bürgerlichen Mannes mit der Möglichkeit eines ganz leichten Embonpoint: das frifche, etwas gerötete Geficht unter dem vollen, angegrauten und ein wenig gewellten Haar fchloß ein Spizbart, fchon etwas grau meliert, ab. Das einzige nicht Bürgerliche an diefem Geficht waren die Augen. Gewöhnlich fahen fie fadhlich, beobachtend, mit einem Blick in das Leben, den man wohl einen Malerblick zu nennen pflegt. Geriet der Mann, dem fie gehörten, ftärker aus der allgemeinen in feine Welt, fo begannen fie zu funkeln und zu glänzen und ließen ahnen, daß die Welt, die in folehen Stunden aus ihnen leuchtete, eine fehr eigene, fehr befondere und fehr amüfante Welt fein mußte.

Der Mann, der in den Jahren um 1900 in diefer Geftalt durch die damals noch ziemlich eng begrenzten Bezirke des erft werdenden Berliner Weftens wanderte, war Ofear Krufe-Lieghenburg, genannt Oufel Ofear und als folcher im ganzen Umkreis des alten Cafés des Weftens weithin bekannt. Er war ein Bruder des Bildhauers Max Krufe, der damals gerade durch feinen Marathonläufer, der nachher auf dem Weftgiebel vom Theater

des Westens thronte, berühmt geworden war. Max Kruse war viel größer als Oscar, und sein Vollbart war viel monumentaler; er grenzte in den Ausmaßen an den von Reinhold Vegas, was man damals bequem im „Wintergarten“ feststellen konnte, wo der Schöpfer des Kaiser-Wilhelm-Denkmals vor dem Schloß ein paar Abende als Preisrichter bei Ringkämpfen weiß und würdevoll im Hintergrund der Bühne thronte.

Oscar Kruse-Liezenburg war ebenfalls Künstler wie sein Bruder: er war Maler. Das heißt, ursprünglich war er etwas anderes gewesen; er hatte irgendwo in Schlesien, wenn ich mich recht entsinne, einen gutgehenden Holzhandel besessen. Als er genug verdient hatte, zog er sich vom Geschäft zurück und begann zu malen. Nicht dilettantisch, sondern ganz ernsthaft, obwohl das Wort auf seine Malerei nicht immer paßte. Er war Mitglied der Berliner Sezession, und einmal hing in einer Ausstellung — es mag 1902 gewesen sein — eine Vertreibung aus dem Paradies, die er gemalt hatte. Es war eine sehr merkwürdige Vertreibung und sie hatte wenig mit den tragischen Gestaltungen dieser unangenehmen Konsequenz von Evas Apfelfneugier zu tun. Man sah auf dem Bilde einen weiten, graubraun verkrusteten Acker; zur Rechten zog sich ferne eine manns hohe Hecke hin, vor der hoch aufragend am Eingang zum Garten Eden die Gestalt des Erzengels mit dem feurigen Schwerte sich erhob. Zur Linken, klein, mager, nackt und nicht eben schön, zog das schuldige Paar mit abgewandten Gesichtern seines Weges: in der Mitte des Ackers aber, ziemlich im Vordergrund stand ein Pfahl mit einer großen Tafel oben, wie man sie bei uns so oft an Wegen, Feldern und Mainen antrifft, und auf der Tafel war deutlich lesbar mit dem Pinsel geschrieben: „Hier dürft ihr

Apfel essen" und darunter als Unterschrift: „Der liebe Gott.“

Ein Witz, gewiß. Aber das Bild war frisch und amüſant gemalt, und Onkel Oscar konnte auch anders. Aus England hatte er um die gleiche Zeit ein paar Landſchaften mitgebracht, von denen eine „Primroſe Hill“ mit ihrem zarten, farbigen Reichtum im Gedächtnis geblieben iſt. Und in ſeinem Atelier hing über ſeinem gewohnten Sofa-platz eine große Landſchaft von Hiddenſee: in die war alle Zuneigung, die er für die geliebte Inſel in der Oſtſee empfand, eingegangen und Malerei geworden.

Das Entſcheidende und das eigentlich Beſondere an Oscar Kruse-Liezenburg aber war nicht ſo ſehr ſeine Malerei als ſein Erzählen. Er gehörte zu den bei uns nicht eben häufigen Talenten des unmittelbaren Erzählens aus einer blühenden, ſpielenden, ſtändig nachwachſenden Phantaſie. Er begann mit irgendeiner Belangloſigkeit des nahen Tages, der Wirklichkeit, kam von ihr aus ins Unwirkliche, Spieleriſche, Groteſke, Phantaſtiſche, ſpann ſeinen Faden unbekümmert um alle Einwände vom Realen aus weiter und weiter, ſo daß die Zuhörer immer tiefer in ſeinen Bann gerieten und ſtundenlang dieſen Gebilden aus Ironie und Märchen, Witz und Graußen, Lächerlichkeit und gelegentlichem Ernſt lauſchen konnten. Man ſaß am Kneiptiſch irgendwo am Kurfürſtendam, in einem kleinen Bierlokal zwiſchen Gedächtniskirche und Joachimſthaler Straße, wo er eine Art von Stamm-tiſch hatte, an dem hauptſächlich Maler verkehrten. Alfred Scherres war da, Landſchaftler und Sohn des Malers der damals weithin berühmten „Überſchwemmung in Oſt-preußen“, die ein Lieblingsbild des alten Kaiſers ge-wesen war, Ernſt Biſchoff-Culm, ebenfalls Landſchaftler und ſchon damals ſommerlicher Stammgaſt bei Blobe

in Nidden auf der Kurischen Nehrung, an dessen Terrassenwand noch später neben Pechstein und Ernst Moldenhauer Werke von ihm hingen. Dann saß da der stille, kleine Radierer Ernst Sander, ein Schwiegersohn Theodor Storms, dessen Tochter, viel größer als ihr Mann, zuweilen auch am Tisch auftauchte. Ferner der Maler Kaspar Boderadt, der von den Düsseldorfern herkam und früher als Reisender mit Nähmaschinen weit in der Welt herumgekommen war, der Schriftsteller Hans von Basse, der an Michael Georg Conrads „Gesellschaft“ mitgearbeitet hatte und einen großen, braunen Vollbart trug. Fritz Pfuhle gehörte zu der Runde, der nachher nach Danzig ging und dort ein vortrefflicher Lehrer wurde, und noch eine ganze Menge anderer, auch ein paar viel Jüngere.

In dieser Runde begann Onkel Oscar zu erzählen — und alle haben ihm nicht nur geduldig, sondern mit hellem Vergnügen zugehört. Ich entsinne mich eines Abends, da er von den Herenhaaren zu berichten begann. Ich weiß nicht mehr, ob er selbst den Kampf mit ihnen ausgefochten hatte oder einer seiner Freunde: es wurde jedenfalls eine wahrhaft Hoffmannsche Groteske aus Grauen und Lächerlichkeit, die sich da entwickelte. Er erzählte, wie neben einem Auge ein Haar gewachsen wäre, ein einfaches, farbloses Haar, das die unbezwingbare Neigung hatte, nach innen, in die Augenhöhle hineinzuwachsen. Man zog es heraus, beseitigte es; es kam wieder, wuchs schneller und schneller und begann schließlich, um den Augapfel herumzuwachsen. Man zog daran; der Augapfel begann, unter der Einwirkung des Ziehens zu rotieren; das Haar aber wuchs und wuchs . . . Und nun setzte eine wilde Steigerung mit immer gewagteren Vorstellungen ein, bis sich schließlich das Ganze

doch wieder harmonisch friedlich ins völlig Alltägliche auflöste, so daß ich noch heute das Aufatmen der Zuhörer im Ohre habe, die sich bereits auf Konsequenzen im Sinne Edgar Allan Poes gefaßt gemacht hatten.

Das Entscheidende war das Erzählertalent, das Kruse-Liezenburg mitbrachte. Franz Dülberg hat ihn einmal einen genialen Improvisator des Erzählens genannt. Er war keine literarische, keine Schreibebebegabung — er erzählte. Unzählige Geschichten wanderten von ihm, und als Ernst von Wolzogen, der auch zu seinen Freunden gehörte, nach dem Riesenerfolg seines Überbrettls am Alexanderplatz in der Köpenicker Straße, in dem reizenden Haus, das August Endell für ihn erbaut hatte, eine ebenso riesenhafte Pleite erlebte, da schenkte Kruse-Liezenburg, um ihm zu helfen, ihm ein Duzend seiner Geschichten. Wolzogen schrieb sie schleunigst nieder und verkaufte das Manuskript einem Verleger, der es unter dem Titel herausbrachte: „Was Onkel Oscar mit seiner Schwiegermutter in Amerika passierte.“ Dieses verschollene Heft enthält wohl die einzigen von Kruse-Liezenburgs unzähligen verdrehten Geschichten, die auf die Nachwelt gekommen sind, falls sich irgendwo noch Exemplare dieses Druckwerkes erhalten haben sollten.

Den Namen Kruse-Liezenburg hat Onkel Oscar sich selbst geschaffen: er ließ sich von seinem Freunde Bernhard Gehring, der gerade das neue Theater des Westens an der Kantstraße baute, an der damals noch unerschlossenen ersten Straße auf Wilmersdorfer Gelände, ein Haus und ein Atelier bauen, das er die Liezenburg nannte. Dort hauste er in einem großen, weitläufigen Arbeitsraum mit anschließenden Wohngemächern; das malerisch romantische Haus im Stil etwa der rückwärtigen Anlagen am Theater des Westens gab schließlich der Straße den

Namen — Liezenburger Straße, den sie heute noch führt, obwohl Feuer und Bomben längst Haus und Atelier Onkel Oscars zerstört haben. Auch auf Hiddensee steht ein Haus, das ihm gehörte, und das man oft ebenfalls die Liezenburg nannte. In diesem Haus lebte später der Bildhauer Max Kruse mit seiner Gattin Käthe Kruse, der Schöpferin der einst sehr berühmten Käthe-Kruse-Puppen, und viele Sommergäste sind durch seine gastlichen Räume gezogen. Max Kruse aber blieb Max Kruse, ohne Beinamen; nur Oscar Kruse, der Onkel Oscar, wurde Kruse-Liezenburg und hat diesem Namen im Kreise der vielen, die das Glück hatten, seinem Träger zu begegnen, mit seiner Wärme und seinem Humor, seinem Eingehen auf Jüngere und seinem scharfen Sinn für Wesentliches und Wirkliches immer neue Freunde erworben und bei ihnen bis heute ein lebendig freundliches Gedenken hinterlassen.

Onkel Oscar erzählte übrigens nicht nur seine Geschichten; er berichtete auch mit wunderbarer Anschaulichkeit von den damals neuen Sezessionsbällen, die so etwas wie Versuche darstellten, dem üblichen Berliner Ballbetrieb einen Zusatz Geist zu geben. Es war die Zeit der werdenden Siegesallee und der überall aus der Erde schießenden Denkmäler: der Sezessionsball brachte ein Festspiel, das sich nachts vor dem Hause des Bildhauers Professor Streberlein abspielte. Um Mitternacht klingelt unten an der Pforte ein Bote: Meldung vom Kaiserlichen Hof. Streberlein stürzt sofort im Hemd an die Türe. Der Bote überreicht ein Handschreiben: morgen mittag zwölf Uhr ist am Pariser Platz ein neues Denkmal zu enthüllen. Streberlein steht im Hemd und überlegt; seine Frau ruft entsetzt von oben: „Gustav, du wirst dich erkälten.“ „Bring mir etwas Warmes!“ ruft er zurück.

Sie kommt ebenfalls im Hemd hinab und hängt ihm an einem seidenen Band einen Orden um. Streberlein stöhnt vor Behagen: „Ha — das wärmt, das tut wohl!“ und macht nun Vorschläge verschiedenster Art. Sie finden alle keine Gnade: „Majestät erwarten etwas ganz Besonderes.“ Streberlein überlegt; dann läßt er sich einen Schlüssel hinabwerfen, öffnet eine große Garagentüre (damals gab es freilich noch keine Garagen) und zieht ein auf Rädern gleitendes Denkmal hervor — Wilhelm II. selbst als Lohengrin. Der Bildhauer fragt den Voten, ob er vielleicht zufällig ein Markstück bei sich habe — in seinem, Streberleins Hemd wäre leider keine Geldtasche. Der nächtliche Gast zückt eine Mark. Streberlein zeigt ihm am Sockel des Denkmals einen Einwurfschlit: kaum ist die Mark gefallen, so ertönt aus dem Trichter eines Grammophons im Sockel tief und drohend der damals anlässlich des Voreraufstands in China und des ihm folgenden gemeinsamen Fern-Ost-Feldzugs der europäischen Großmächte gerade geprägte Warnruf des Kaisers, der heute eine so unheimlich neue Aktualität und Bedeutung bekommen hat: „Völker Europas — wahrt eure heiligsten Güter!“ Der Vote ist entzückt: das ist das Richtige. Er wird Majestät in der Frühe berichten. Und um zwölf Uhr mittags findet die Enthüllung statt.

Onkel Oscar schilderte diese Harmlosigkeiten mit so viel lebendigem Anteil und persönlichem Witz, daß sie in seinem Bericht erheblich wirksamer wurden als wahrscheinlich in der Aufführung. Er war ein Mann mit Sinn für Feste und geselliges Beisammensein. Um einmal als Duc de Bethune auf ein Maskenfest gehen zu können, opferte er seinen Spitzbart, damit er dem Rubensbild möglichst gliche. Er war ein Mann des direkten, nicht des

literarischen Lebens und ein Mensch mit Freude an allem Wirklichen. Der damals viel genannte Architekt Rössius van Rhijn muß in manchen Zügen ihm ähnlich gewesen sein. Er war bester Ausklang der späten bürgerlichen Jahrzehnte, beinahe noch ein bißchen beste Gründerzeit. Er hatte nicht ohne Grund seinen Spaß daran, wie sein Freund Sehring sich zwischen seinen Gläubigern und seinen Pleiten hindurchwand, und er half ihm mit Vergnügen dabei, indem er vom Gerichtsvollzieher und der Pfändung bedrohte Teile der Wohnung Sehrings als möblierter Herr mietete und damit die Möbel gegen das Gefändetwerden sicherte; er war ein Sohn jener letzten reichen, sicheren Jahre und einer ihrer erfreulichsten und überlegensten Repräsentanten.

Fritz Koch-Gotha

Ein Dezennium später brach der Krieg aus. Wir erwarteten gerade in den ersten Augusttagen die Geburt eines Kindes; Georg Bernhard, der leitende Mann der Bössischen Zeitung, verlangte, ich sollte so rasch wie möglich, da an der Ostfront noch keine offiziellen Kriegsberichterstatte zugelassen wurden, mich auf eigene Faust aufmachen, nach dem Osten fahren und berichten, was ich dort sah und erlebte. Am 14. August erschien — sehnstüchtig von der ganzen Bössischen Zeitung erwartet — meine Tochter auf der Welt; acht Tage später war ich unterwegs nach Ostpreußen. Das heißt, ich kam nur bis Westpreußen: die nach Westen flutenden Flüchtlingsmassen legten gerade in diesen Tagen den Verkehr fast völlig lahm, und nach zwei Tagen hieß es: ab morgen verkehrt bis auf Widerruf überhaupt kein Zug mehr.

Unter diesen Umständen war es zunächst sinnlos, Weiteres zu versuchen. Briefe kamen doch nicht durch, Manuskripte also auch nicht; es war gescheiter, zurück nach Berlin zu fahren und, wenn die Sperre aufgehoben war, es von neuem zu versuchen.

Ich fuhr also zurück. Bernhard billigte meine Erwägungen und sagte schließlich: „Es ist sogar sehr gut, daß Sie noch einmal gekommen sind. Wenn Sie wieder fahren, müssen Sie Koch-Gotha mitnehmen. Er ist zwar schwerhörig; aber Sie werden sich ihm schon verständlich machen.“

Ich bekam einen Schrecken. Ich hatte nichts gegen Koch-Gotha, der damals als Spezialzeichner der Berliner Illustrierten Zeitung auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Honorare stand; aber ich hatte einige Bedenken gegen seine Schwerhörigkeit. Ich sagte: „Hören Sie, Bernhard, das ist eine böse Zugabe. Wenn man irgendwo heimlich hinter den Heeren herzieht, plötzlich schreien zu müssen, daß man's bis in die vordersten Linien hört, weil der andere sonst nichts versteht, das scheint mir nicht gerade fördernd für solch ein Unternehmen.“

Er lachte: „Das macht nichts. Sie müssen ihn mitnehmen. Verständigen werden Sie sich schon, wenn nicht anders, schriftlich. Sie kennen die Gegend besser als er; er braucht einen Begleiter. Und dann denk ich mir das sehr hübsch: er zeichnet, Sie schreiben. Ich sage ihm also, daß Sie gern bereit sind.“

Natürlich tat er das nicht, sondern berichtete Koch-Gotha brühhwarm meine Bedenken, was der natürlich — nicht mit Unrecht — in die falsche Kehle bekam. Er war beleidigt, daß da so ein Zeilenschreiber von der Woff sich weigerte, ihn, Koch-Gotha, mitzunehmen. Er brauchte

niemanden, der ihn mitnahm; eher nahm er noch einen anderen mit.

Es herrschte also dank Bernhards Offenherzigkeit von Anbeginn eine herzlich gereizte Stimmung zwischen uns, die das Beste für die gemeinsame Fahrt versiehl. Koch-Gotha war wie gesagt damals großer Ruhm unter den Zeichnern und Malern Berlins — ich fing eben an. Es konnte gut werden.

Es wurde denn auch gut, aber in einem ganz andern Sinne. Ich kannte Friß Koch-Gotha nicht. Wir verabredeten, uns morgens auf dem Stettiner Bahnhof am Danziger Zug zu treffen und von Danzig aus weiter vorzustoßen.

Und wir trafen uns. Auf dem Bahnhof stand ein Mann, nicht eben groß, mit einem vollen, eigentlich fröhlichen Gesicht, das aber zur Zeit einen etwas verbissenen Zug aufwies. Als er den Hut abnahm, wurde eine Mähne dichten weißen Haares sichtbar, das fast zu weiß für das frische, noch durchaus nicht alte Gesicht des Malers wirkte.

Die erste Überraschung bei dieser Begegnung auf dem Bahnhof war: ich brauchte keineswegs zu schreien, um mich Koch-Gotha verständlich zu machen. Er hob wohl gelegentlich einmal die Hand zum Ohr; er verstand aber, wenn ich klar und deutlich sprach, alles ohne verstärkte Dynamik, was namentlich für die Verständigung im Zuge und im Speisewagen durchaus von Vorteil war.

Wir begannen die Reise mit einem gemeinsamen Frühstück, und da ich deutlich seine Verstimmung gegen mich spürte, so beschloß ich, den Stier bei den Hörnern zu packen und von vorneherein Klarheit zu schaffen. Ich sagte: „Herr Koch-Gotha, Sie haben etwas gegen mich auf dem Herzen, und ich kann mir auch denken, was das

ist. Bernhard hat Ihnen sicher gesagt, daß ich Bedenken hatte, mit Ihnen zu reisen."

"Mich mitzunehmen," verbesserte er grollend. Ich lachte: "Ja — aber das war nicht meine, das war Bernhards Formel. Ich habe nur deswegen gezögert, weil Bernhard mir sagte, Sie seien — entschuldigen Sie — so schwerhörig, daß ich mich im Notfall schriftlich mit Ihnen verständigen müßte."

"Na, hören Sie mal!" sagte Roch-Gotha.

"Ja," erwiderte ich, "wörtlich so . . . Ich stellte Sie mir als einen beinahe tauben, alten Herrn vor und habe gegen die Aussicht einer Reise mit einem solchen ins russische Kriegsgebiet allerdings einige Bedenken geäußert."

"Und das mit Recht," gab er zu. "Mir hat er gesagt, Sie weigerten sich, mich mitzunehmen; aber er hätte es doch durchgesetzt."

"Und das Wort „mitnehmen“ hat wiederum Sie mit Recht geärgert," stellte ich fest.

"Lassen Sie sich gern von einem Fremden mitnehmen, der sich noch dazu sträubt?" fragte er.

"Nein," gab ich zu. Und dann einigten wir uns dahin, daß alles in Wirklichkeit ganz anders gewesen wäre, als man es uns dargestellt hätte, und daß wir nun einmal darangehen wollten festzustellen, wie wir denn in Wirklichkeit zueinander paßten und wie wir uns miteinander vertrügen.

Wir begannen mit diesem Erproben unserer Möglichkeiten bereits beim gemeinsamen Mittagessen, und das Resultat war sehr erfreulich. Wir fanden sehr bald Zugänge zueinander, die über die nur beruflichen Relationen erheblich hinausgingen, und als wir in Danzig ankamen, waren nicht nur die kleinen Anfangsdifferenzen ver-

geffen, sondern es war der Grund zu einer Freundschaft gelegt, die den Krieg nun schon länger als ein Menschenalter überdauert hat.

Die Lage, die diesem Beginn folgten, hatten etwas Märchenhaftes. Nicht weit von uns tobte der Krieg; die Schlacht von Tannenberg war geschlagen; die gewohnte, friedliche Welt des Ostens war ein Durcheinander von Truppen, Flüchtlingen, Gefangenen, heimkehrenden Menschen, heimkehrendem Vieh. Alle gewohnten Ordnungen waren in Verwirrung geraten: hier staute sich alles, dort war niemand; hier gab es alles, dort nicht ein Stück Brot — und dazwischen zogen wir beiden herum. Über das gerade verlassene und von den Toten gesäuberte Schlachtfeld von Tannenberg und durch die Wälder um Labiau und Tapiau, in denen noch die Russen saßen, durch das überfüllte Königsberg, das in diesen heißen, spätsommerlichen Tagen nach dem Siege jeden Abend aufschäumte wie ein entfesselter Riesengarten des Eros, durch das leere, zerstörte Hohenstein — durch diese ganze seltsame Welt der Vernichtung und des primitivsten, nackten Lebens, die man Krieg nennt. Ich schrieb; Koch-Gotha zeichnete und war damit in seinem eigentlichen Lebenselement, im Bereich des Soldatischen. Er hatte ursprünglich Offizier werden wollen; ein Sturz vom Barren beim Turnen, noch auf der Schule, zog ihm jene Schwerhörigkeit zu, vor der ich mich gefürchtet hatte, und machte allen militärischen Zukunftsabsichten ein Ende. Der junge Koch beschloß darauf, Maler zu werden, mit ausgesprochener Spezialisierung auf das Soldatische. Er studierte die Uniformen der napoleonischen Zeit und des preußischen Heeres. Als man ihn, schon zu Beginn seines Ruhmes, 1905 nach Petersburg in die Welt der Revolution schickte, nutzte er die gute Gelegenheit zum

Studium auch der russischen Armee. Er ging nach Paris, nach Konstantinopel, auf den Balkan, fand mit seiner dem Soldatischen entsprechenden Art — seine Stimme hatte immer etwas von dem hellen Kommandoklang des Offiziers in Zivil — und mit seinem ausgeprägten Sinn für Humor überall rasch Anschluß und wurde dadurch in diesen ostpreussischen Tagen 1914 mehr als einmal mein Retter. Das Verhältnis wurde genau das Gegenteil von dem, was Georg Bernhard mir vorausgesagt hatte: Koch-Gotha nahm mich mit — nicht ich ihn.

Ein Beispiel. Wir waren von Königsberg aus nach Osten vorgestoßen in das Gebiet, aus dem sich die Russen unter Kennenkampf gerade zurückgezogen hatten. Das Land war leer, da und dort ein paar erste Heimkehrer — zu laufen oder gar zu essen gab es nichts. Wir waren früh aufgebrochen, hatten nichts mitnehmen können; als es Mittag wurde, knurrten unsere Mägen vernehmlich. Zuletzt kamen wir in ein Dorf. Deutsche Infanterie rastete gerade dort, am Teich stand eine dampfende Feldküche. Die beiden Zivilisten, die da plötzlich auftauchten, wurden natürlich mit dem gebotenen Mißtrauen betrachtet. Wir erwarteten jeden Moment, als Spione festgenommen zu werden. Koch-Gotha sah sich suchend um; da entdeckte sein für Uniformen geschultes Auge im Schatten vor der Schule ein paar Offiziere. Wir drängten uns bis zu ihnen durch, auch von ihnen mit mehr als ablehnenden und mißtrauenden Blicken begrüßt. Aber Koch-Gotha ließ sich nicht beirren; er zog seinen Hut, trat an einen langen Major heran und schmetterte mit seiner hellen Kommandostimme: „Erlauben Sie, Herr Major, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist Koch-Gotha.“

Die Wirkung dieser Worte war verblüffend. Die bisher skeptisch abweisenden Blicke der Männer strahlten beim

Klange dieses Namens plötzlich auf. „Das's ja großartig,“ sagte der Major, und die anderen sagten ohne Worte dasselbe. Und als Koch-Gotha dann mit schöner Offenheit, nachdem er mich ebenfalls vorgestellt hatte, bekannte: „Entschuldigen Sie, meine Herren, aber wir beide haben seit heute früh nichts gegessen und einen schrecklichen Hunger...“ da erhob sich ein allgemeines Gelächter, und binnen wenigen Minuten stand vor jedem von uns ein wohlgefülltes Kochgeschirr mit Erbsensuppe, und wir konnten unseren leeren Mägen unter den begleitenden freundlichen Blicken der Offiziere und der sie umgebenden Mannschaften neue Füllung zuteil werden lassen.

Der Fall blieb nicht vereinzelt, er hat sich noch mehrmals mit nie versagender Wirkung des Namens Koch-Gotha wiederholt. Die heutigen Generationen können sich von der Popularität des Malers und Zeichners Koch-Gotha keine Vorstellung mehr machen: ihn kannte damals buchstäblich jeder. Nicht nur die Offiziere, auch ein guter Teil der Mannschaften grinste hocherfreut, sobald sie begriffen hatten, wer da breit, weißhaarig, mit dem großen, rosigen Gesicht und den lachenden dunklen Augen vor ihnen stand. Er war überall sofort daheim und nahm mich mit; ich durfte an seinem Ruhm teilnehmen und an der Verpflegung, die wir diesem Ruhm mehr als einmal verdankten, ebenfalls.

Vierzehn Tage sind wir so zusammen durch das östliche Land gezogen. Einmal übernachteten wir in einem kleinen Hotel in Osterode. Ich hatte mich gerade hingelegt und betrachtete mißtrauisch die kleinen bräunlichen Flecke an der Tapete neben dem Kopfkissen. Da klopfte es an der Lüre, und als ich öffnete, stand draußen Koch-Gotha im Schlafanzug, eine brennende Kerze in der Hand, und

fragte: „Sagen Sie mal, kleben bei Ihnen auch so viel tote Wanzen an der Wand?“ Ich tröstete ihn: die wären ja schon tot; er war sehr betrübt und nur mit vielem Zureden zu bewegen, die fluchtartig verlassene Stätte der Nachtruhe wieder aufzusuchen. Am Morgen erwies sich dann, daß die Flecken größtenteils wirklich schon historisch waren: wir hatten beide gut und ungestört durch nächtliche Besucher geschlafen.

In Danzig brannte er mir dann durch. Wir hatten beschlossen, den nächsten Tag nach Neufahrwasser und Hela hinauszufahren; als ich am Morgen meine Schuhe ins Zimmer nahm, fand ich in dem einen einen Zettel: „Entschuldigen Sie, ich halte es nicht mehr aus; ich fahre mit dem Frühzug. Auf Wiedersehn in Berlin! Ihr Koch.“

Die Erklärung des Rätsels war sehr leicht: er hatte sich kurz vor unserer Abreise verlobt. Ich gab ihm vollständig recht, daß er mich versetzte.

Aus dieser Fahrt und ihren Erlebnissen — die Berliner Illustrierte brachte eine ganze Anzahl von Zeichnungen Kochs, meine Berichte erschienen gleichzeitig in der Vossischen Zeitung —, aus diesen zwei Wochen täglichen Beisammenseins entwickelte sich in den zwanziger Jahren eine gute, lebendige Freundschaft, die sogar seinen Fortgang von Berlin überdauert hat. Koch-Gotha heiratete und bewohnte weiter sein altes, großes Atelier in der Luitpoldstraße 27, wo auch der Maler Georg Meissner einmal gewohnt hatte: wir haben eine Menge lebendiger und ergiebiger Stunden dort oben hinter den Stud-Nachbildungen der beiden Chimären von Notre Dame, die die Balkonbrüstung zierten, verbracht. Koch-Gotha war nicht nur ein Illustriator mit vitalem Humor und Sinn für die groteske Komik des Bürgers und Kleinbürgers: als der wurde er populär, als der Mann des Koch-Gotha-

Albums und der großen Titelseiten der Berliner Illustrirten. Er hatte auch eine französische Großmutter gehabt; aus deren Blut wohl stammte ein Zug von Grazie und Charme, der ihn in seinen nicht gedruckten Zeichnungen und Radierungen unmittelbar neben Constantin Guys, den großen Chronisten des zweiten Kaiserreiches, stellt. Es gibt Blätter von ihm, die zum Besten seiner Zeit gehören, und der Maler Koch-Gotha hat Aquarelle, Feldblumensträuße, Landschaften geschaffen, vor denen man zum Vergleich schon Hans Thoma und seine Welt heranziehen muß. Er war ein großartiger und echter Humorist, weil er niemals negativ und boshaft wurde, sondern immer zugleich über sich selber mitlachte, wenn er die Komik seiner Mitmenschen in die Sichtbarkeit stellte: er war darüber hinaus ein feiner, nobler Künstler von sehr vielen Graden und ein Mensch von sehr besonderer Art der Anlage und des Geistigen.

Fritz Koch-Gotha ist, was eines Abends, als wir zu später Stunde bei guten Gesprächen und guten Weinen zusammensaßen, halb zufällig herauskam, einer der stärksten Eidetiker unter den Malern seiner Generation. Anfang der zwanziger Jahre erschien das kleine Buch von Jaensch über die Phänomene der Eidetik, das heißt, über die Gabe mancher Menschen, ihre Vorstellungen für sie anschaulich sichtbar in den Raum, an die Wand ihres Zimmers zu projizieren und sie dort zu betrachten, wie andere ein Bild betrachten. Ich kannte diese Gabe seit langem von meiner Frau, die sie benutzte, um Vergessenes wieder hervorzuholen: sie ließ das „Nachbild“ der einstigen Situation heraufsteigen, wartete, bis es sich in voller Klarheit eingefunden hatte, und sah dann wie auf einer Photographie oder Vergrößerung nach.

Ich brachte, von dem Buch von Jaensch ausgehend, das Gespräch auf diese Phänomene. Koch-Gotha hörte zu, dann zuckte er die Achseln: „Das ist doch nichts Besonderes; das kann doch jeder Mensch und nicht bloß mit Erinnerungen und Nachbildern. Da —“ er sprang auf, „während wir hier reden, sehe ich an der Wand eine römische Arena; da —“ er lief zur gegenüberliegenden Wand des Zimmers — „hier fängt sie an, drüben —“ er schob sich am Sofa entlang — „ist der Platz des Kaisers. Jetzt zieht er gerade ein, alles steht auf. Hier, durch die gewölbte Lüre unten, kommen jetzt die wilden Tiere langsam aus dem Keller herauf, ein schöner, großer Löwe, ein Prachteremplar —“ er sprang zur Seite — „und hier erscheinen die Sklaven, scheinen Christen zu sein, sind aber auch Schwarze dabei.“

Damit kehrte er der Wand den Rücken und kam auf seinen Platz zurück. Die Ausmaße des Arenabildes, die er gewiesen hatte, umfaßten etwa zweieinhalb bis dreieinhalb Meter, überdeckten einige kleine Gemälde, die an der Wand hingen, offenbar ohne seine Vorstellung sonderlich zu stören. Es handelte sich bei ihm nicht um ein Nachbild, sondern um rein produktive Phantasie-Eidetik: er projizierte als sein eigener Projektionsapparat seine Vorstellungen an die Wand oder auch in den Raum, wie es sich gerade ergab. Einmal berichtete er von einem Erlebnis aus der Zeit, als er für einen Verlag den Gallischen Krieg Cäsars illustrierte. Er saß in seinem schönen, großen Atelier an dem Arbeitstisch, an dem ihn sein Schüler Herbert Jeschke einmal in einer ausgezeichneten, fast menzelisch getreuen großen Bleistiftzeichnung proträtirt hat, und zeichnete. Zufällig blickte er auf und sah in den weiten Raum des Ateliers zur Rechten, nach der Eingangstüre zu. Da erblickte er in scharfer Deutlichkeit den

Kopf der von Cäsar geschlagenen Rheinbrücke auf der Neuwieder Seite im Raum dieses Ateliers, die hellen dicken, frisch geschnittenen Balken, das etwa einen Meter hohe, helle hölzerne Geländer. Während er sich noch das Gefüge der Balkenkonstruktion besieht, kommt auf einmal von der Türe her, also von der Neuwieder Seite, langsam ein junger römischer Leutnant auf die Brücke geschlendert, sehr elegant mit blank funkelnden messingnen Beinschienen und einem ganz neuen „modernen“ Helm, eine Reitgerte in der Hand, mit der er sich immer gegen seine Beinschienen klatscht. Er geht ein paar Schritte auf die Brücke, tritt ans Geländer, starrt eine Weile hinab in den Strom, spuckt schließlich kräftig hinunter, wendet sich und geht, die Reitgerte in der Hand, langsam wieder von dannen, verschwindet. Auch die Brücke beginnt zu verblassen, verschwindet ebenfalls.

Auch dies war ein Musterbeispiel produktiver Eidetik, bei dem man fast ein bißchen an Kiplings „Schönste Geschichte der Welt“ erinnert wird. Es war zugleich ein Beweis dafür, wie intensiv die Phantasie dieses Zeichners sich jeweils mit den Objekten seiner Gestaltung beschäftigte, und wie weit er über das nur Berufliche hinausgriff. Koch-Gotha, den die Römerzeit Germaniens von früh auf interessierte, ist lange in selbständiger, einbringlicher Arbeit der alten Frage nach dem Schlachtfeld von Idistaviso nachgegangen. Er reiste hierhin, reiste dorthin, an all die Stätten, die andere Forscher als Schauplatz der Schlacht angesehen hatten, versuchte, die kargen Daten über die Lokalität des Treffens jeweils anschaulich, auf Grund seiner eidetischen Gabe vor sich bildhaft zu realisieren — und konnte die wortbedingte Vorstellung und die jeweilige Landschaft, auch wenn er ihre Wandlungen seit bald zwei Jahrtausenden in Rechnung zog, nicht zur

Dedung bringen. Erst am Weserbogen bei Minden gelang ihm diese Identifizierung: er sah über der heutigen Landschaft das alte römisch-germanische Schlachtfeld — und er verfocht in langen Auseinandersetzungen mit Archäologen und anderen Forschern seine These mit dem Ergebnis, daß zuletzt Männer wie Carl Schuchhardt den Dilettanten Koch-Gotha durchaus ernst zu nehmen begannen.

Er hatte in seinem Wesen etwas, das ihm diese Überzeugungswucht gab. Wenn er breit, ein wenig wiegend, ein wenig unsicher tastend, mit dem Gang des Schwerhörigen ankam, dem das Ohrenleiden auch die Organe des Gleichgewichts angegriffen hatte, wenn man die volle, voluminöse Stimme hörte, spürte man die vitale Kraft des Mannes Koch-Gotha, die ihn gegenüber den meisten seiner Berufsgenossen auszeichnete. Einmal hatte ich ihn nach Lichtenrade zu uns gebeten, zu echten Thüringer Klößen, nicht den üblichen Berliner Verfälschungen. Mir gegenüber am Waldweg wohnte seit einem halben Jahr mein Freund Rudolf Roetter, ebenfalls Thüringer, ebenfalls Gothaer, ebenfalls ein Mann mit einer herrlichen, überlegenen Vitalität. Er war im Krieg Flieger gewesen, vor allem an der russischen Front, und hatte unter dem Frost in den Tausendmeterhöhen so gelitten, daß er im Winter in seiner Wohnung kein offenes Fenster duldete. „Ich will lieber ersticken als erfrieren,“ sagte er, „das Unwürdigste, was man einem Menschen zumuten kann, ist Frieren.“ Er war bald nach 1918 zur Schwarzen Reichswehr gestoßen, arbeitete mit den Heinkel-Werken in Warnemünde, erlebte es, daß man ihm den Benzintank seines Flugzeugs vor dem Aufsteigen anbohrte, und was es sonst an Sabotagefreuden im damaligen Deutschland gab. Aber der Hauptmann

Koetter ließ sich dadurch nicht stören. Er fluchte laut und vernehmlich, lachte sein lautes, mitreißendes Lachen und stieg von neuem auf.

Zu Koch-Gotha paßte er ausgezeichnet: die beiden waren aus verwandtem Holz, hatten sehr ähnliche vitale Energien und die gleiche Freude an der Komik des Lebens. Nicht ohne Grund schrieb Koetter gelegentlich sehr begabte kleine Skizzen, Bilder aus dem kleinbürgerlichen Familienleben, von denen ich manche in der D.A.Z. gedruckt habe. Ich brachte die beiden bei mir zusammen; sie fanden großes Gefallen aneinander, und so beschloß ich eines Tages, ein gemeinsames Wetteffen in Klößen zu veranstalten, von denen beide als echte Thüringer in hohen Tönen der Begeisterung als von etwas zu schwärmen pflegten, was es im kulturlosen Berlin eben nicht gäbe. Rezepte wurden besorgt, Erdäpfel in gebührenden Massen präpariert, denn beide hatten erklärt, unter einem Duzend für jeden machten sie es nicht — und dann begann der feierliche Akt.

Es war wirklich ein feierlicher Akt. Eine Riesenschüssel, gehäuft voll mit dampfenden, großen Klößen, erschien auf dem Tisch, dazu die Saucen, Fette, und was ein Thüringer sonst zu diesem Nationalgericht verlangt. Sie wurden mißtrauisch besichtigt, sie wurden mißtrauisch gekostet — und sie fanden Gnade vor den strengen Gothaer Zungen. Sie waren richtig! Und nun hob ein Essen an, wie ich es seit ostpreussischen Jugendtagen selten mehr erlebt hatte. Es wurde geredet, gelacht, getrunken, es wurde vor allem gegessen. Unten in der Küche zauberte das Mädchen, dem das Unternehmen ebenfalls Spaß machte, neue, ungeahnte Quantitäten der grauen Kugeln; oben verschwanden diese Riesenquantitäten in erheblich schnellerem Tempo.

Als die Zahl dreißig erreicht war (wir waren unser fünf), wollte Koch-Gotha aufatmend sich für desinteressiert erklären. Roetter sah ihn verächtlich an: „Schwächling! Sie wollen aus Gotha sein?“ — und weckte so seinen Ehrgeiz von neuem. Die Produktion lief weiter und die Konsumption ebenfalls, bis bei sechsunddreißig der Hauptmann Roetter erklärte, nun wolle er zu anderen Genüssen übergehen. Wenn er jetzt noch mehr vertilge, käme er in Gefahr, daß ihm nachher der Käse nicht mehr schmecke und die süße Speise auch nicht. Koch-Gotha sagte gar nichts mehr; er sah seinen Landsmann ehrlich bewundernd an. Dessen rundes, volles, fröhliches Gesicht strahlte: an Unternehmungen von solcher Art hatte der Hauptmann Roetter, der sich jedes Jahr ein neues Kind wünschte, seine helle Freude.

Im Dritten Reich wurde Roetter im neuen Heer wieder aktiv. Er brachte es bis zum Oberstleutnant, zuletzt, glaube ich, noch bis zum Oberst. Er leitete die Fliegerschule in Braunschweig und saß zuletzt in Neu-Ruppin. Seit 1945 ist er verschwunden: der Weg seines Lebens hat wie der so vieler trefflicher Männer irgendwo im Dunkel des Unbekannten, wohl des Nichts geendet.

Nicht sehr lange nach dem Ende des ersten Krieges begannen die Beziehungen zwischen Fritz Koch-Gotha und dem Hause Ullstein, der Berliner Illustrierten Zeitung, sich zu lockern. Eine andere Zeit war heraufgestiegen, schärfer, härter, mit weniger Sinn für das vitale große Lachen dieses Thüringers. Jüngere Konkurrenten drängten heran; er fühlte sich nicht mehr behaglich, löste seinen Vertrag und ging zur „Woche“, zum Hause Scherl. Damit verschwand er für sein altes Publikum, und das neue, zu dem er kam, hatte nicht die lebendige Beziehung zu ihm und seinen Arbeiten. Er hatte weiter Erfolge,

arbeitete weiter als Illustrator (die Reuter-Ausgabe des Bibliographischen Instituts ist ein schönes Beispiel seiner Phantasie und der Kraft des Einfühlens auch auf diesem Gebiet); die große Popularität aber versank langsam. Er gab schließlich seine alte Wohnung in der Luitpoldstraße auf, zog nach Charlottenburg in die Gegend des Schlosses — und erwarb zugleich in Althagen bei Rustrum in Mecklenburg ein kleines Sommerhaus. Als der Krieg kam, ereilte auch ihn das Schicksal: seine Charlottenburger Wohnung verbrannte samt seinen Bildern, seiner Bibliothek, seinen Sammlungen. Da verließ er Berlin und zog sich nach Althagen zurück, wo er seinen Freund Alfred Partikel gelegentlich in der Nähe hatte und den Bildhauer Gerhard Marks, der auch dort hauste, bevor er nach Hamburg ging.

Dort oben sitzt er nun, schreibend, vielleicht auch zeichnend, gelegentlich sogar sich einen Brief abbringend — obwohl er bezaubernde Briefe schreiben kann, die genau so von lebendigem Humor erfüllt sind wie seine besten Zeichnungen. Als er seinen siebenzigsten Geburtstag feierte, taufte die Stadt Rostock eine Straße ihm zu Ehren Koch-Gotha-Straße. Vielleicht vollendet er den begonnenen Bericht über seine eidetischen Erfahrungen und Einsichten: schön wäre es, denn er weiß mehr davon als viele andere. Aber auch wenn er nichts tut, spazierengeht, sich seiner Enkel freut und das Tun jüngeren Geschlechtern überläßt: er ist ein herrlicher Kerl, der so vielen Freude und Lachen gegeben hat, daß er ein volles, gültiges Anrecht auf solch ein *otium cum dignitate* sogar mit einem gelegentlichen guten Trunk erworben hat.

Peter Bamm

Er heißt gar nicht Peter Bamm und hat neben seinem etwas anrühigen Beruf als Humorist, der ihn berühmt gemacht hat, eine wenig humoristische, sehr anständige Tätigkeit: er ist Arzt und heißt als solcher Dr. med. Curt Emmrich und hat trotz seiner Bücher vom „Z-Punkt“ und der „Kleinen Weltlaterne“ an diesem Beruf sein eigentliches Lebens- und Arbeitsgebiet, so daß man nicht weiß, ob er seine entscheidenden Bücher nicht noch einmal aus diesem Bereich schreiben wird. Angefangen hat er die neue Reihe sogar schon.

Schuld daran, daß er mir begegnete und infolgedessen nicht nur Arzt, sondern auch ein Schriftsteller wurde, ist Cornelius Gurlitt, der Kunsthistoriker und Wirkliche Geheime Rat an der Technischen Hochschule in Dresden. Ich hatte 1899 in meinem ersten Semester bei ihm gehört und von dem großen, breitschultrigen, überlegenen Mann entscheidende Eindrücke empfangen, so daß alles, was Gurlitt hieß, seitdem unwillkürlich auf ihn hin orientiert wurde. Cornelius Gurlitt hatte eine Tochter Cornelia, die während des ersten großen Krieges in Wilna als Krankenschwester tätig war. Wallenberg und ich lernten sie kennen, und als die Pressestelle einen zweiten, jüngeren Offizier suchte, bat sie, ihren verwundeten, jüngeren Bruder Hildebrand anzufordern. Dieses geschah; der Leutnant Hildebrand Gurlitt kam nach Wilna, und durch ihn ergab sich die erste, noch unpersönlich bleibende Beziehung zu Peter Bamm, besser zu Curt Emmrich. Hildebrand Gurlitt war 1914 als Kriegsfreiwilliger ins Sächsische Leibregiment eingetreten, gleichzeitig mit ihm die Abiturienten Bruno Erich Werner und Curt Emmrich. Ihr gemeinsamer Kompanieführer war der Leutnant Wieth

von Gollsenau, der später wie der Kriegsfreiwillige Emmrich unter einem Pseudonym berühmt werden sollte: als Ludwig Renn schrieb er das Buch „Krieg“, dem ein weiterer Angehöriger des Kreises um Hildebrand Gurlitt und Bruno Erich Werner, der junge Fritz Herbert Lehr, durch energische Kürzungen seine heutige Form geben sollte.

Wilna lag bereits in weiter Ferne; aus dem schlanken Leutnant Hildebrand Gurlitt war ein noch ebenso schlanker Schüler Adolf Goldschmidts, ein Student der Kunstgeschichte an der Berliner Universität, geworden. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hatte sich in die Deutsche Allgemeine verwandelt; ich war nicht mehr Feuilletonredakteur, sondern nur noch Kunst- und Theaterkritiker — da ließ sich eines Tages bei mir der cand. med. Curt Emmrich melden. Ein schmaler, schlanker, dunkelblonder junger Mann mit einem witzigen, nicht eben sehr wohlgenährten Gesicht erschien; ein paar geschneite, lachende Augen sahen mich hellgrau durch eine randlose Brille an — und vor mich auf den Schreibtisch wurde ein Papier gelegt, auf dem der Wirkliche Geheime Rat Professor Cornelius Gurlitt dem Studenten der Medizin Curt Emmrich bescheinigte, daß er treu, fleißig, und nüchtern wäre.

Auf mein etwas erstauntes Gesicht hin erklärte der cand. med. Curt Emmrich, die Sache wäre die: er wolle jetzt hier in Berlin seine klinischen Semester erledigen; dazu müsse er Geld verdienen. Das könne er aber, wenn er tagsüber klinisch arbeite, nur nachts, und darum wolle er bei der Berliner Wach- und Schließgesellschaft eintreten und im Grunewald Villen bewachen. Der Garantieschein des Geheimrats Gurlitt, dessen Sohn Hildebrand — sein, Emmrichs, Freund — mich schön grüßen

ließe, genüge dazu allein nicht: er brauche einen zweiten, und darum komme er zu mir. Von seinen näheren Freunden könne keiner beeiden, daß er, Emmrich, nüchtern sei; so hätte er sich auf Hildebrand Gurlitts Anraten an mich gewendet, mit dem er sich noch nie betrunken hätte.

Ich sah den schmalen, jungen Mann mit dem lebendigen, lachenden Gesicht ein Weilschen an. Ob er wirklich einen so starken Alkoholkonsum habe?

Er nickte: aus Berufsgründen — ja! Auf mein fragendes Gesicht hin berichtete er, er lebe jetzt davon, daß er als Stadtreisender eines älteren Freundes mit Schnaps handle; das ergäbe oft die Notwendigkeit gemeinsamen Probierens der Ware. Darum wolle er ja im Interesse seines Studiums wie seiner Gesundheit den Nebenberuf wechseln und zur Wach- und Schließgesellschaft gehen: treu, fleißig und nüchtern.

Der junge Mann gefiel mir. Ich füllte den zweiten Schein, das Duplikat zu dem von Cornelius Gurlitt aus und gab ihn ihm, verpflichtete ihn aber, wiederzukommen und mir seine Erlebnisse zu berichten. Es war die Zeit der hohen Inflation; man konnte nie wissen, was sich außer Schnapshandel und Wach- und Schließgesellschaft bei diesem ehemaligen Leutnant noch alles ergeben konnte.

Der cand. med. Curt Emmrich bedankte sich, zog sein Mäntelchen an und wanderte von dannen. Vierzehn Tage später war er wieder da. Sein Versuch war gescheitert. Es ginge eben auf die Dauer doch nicht, tagsüber medizinische Arbeit zu leisten und nachts Villen zu bewachen. Er müßte auf eine neue Tätigkeit sinnen; aber die zehn Tage bei der Wach- und Schließgesellschaft möchte er doch nicht missen — all die ausgezeichneten Männer, die er da kennengelernt hätte, und all die amüsanten Erleb-

nisse hätten den Aufwand an Zeit und Kraft bei weitem gelohnt.

Dann begann er zu erzählen: lebendig, witzig, amüſant, ſo daß es ein Vergnügen war zuzuhören. Schließlich ſagte ich: „Halt — kommen Sie mal mit.“

Er erhob ſich gehorſam und folgte. Ich ſetzte ihn in das leere Nebenzimmer, gab ihm Schreibpapier und ſagte: „Schreiben Sie auf, was Sie da anſingen zu erzählen. Wenn Sie fertig ſind, bringen Sie es herüber.“

Eine Stunde ſpäter erſchien er wieder, ein Manuſkript in der Hand: „Wie ich Nachtwächter wurde,“ hatte er darüber geſetzt. Ich nahm es, las es, änderte ein paar belangloſe Kleinigkeiten und ſagte: „So, mein Lieber, das werden wir morgen drucken, und da Sie ſicher kein Geld haben, weiſe ich Ihnen das Honorar gleich an. Wollen Sie mit Ihrem Namen zeichnen?“

Er wehrte ab: das möchte er nicht gerne. Emrich ſei er als Mediziner; ſo etwas wie das hier möchte er lieber pseudonym machen. Ob ich denn wirklich meinte...?

Ich lachte: „Ja, ich meine. Ich verlange ſogar von Ihnen, daß Sie wiederkommen und mir mehr bringen. Sie ſind ſehr begabt.“

Er wurde, glaube ich, ein bißchen rot. Es kann aber auch die Freude über die Honoraranweiſung geweſen ſein. Er beſah ſie immer wieder: „Daß man mit ſowas Geld verdienen kann!“

Dann ging er, und wir ahnten beide nicht, daß mit dieſer erſten Begegnung der Grund gelegt war für die Laufbahn und die Exiſtenz des ſpäter ſo populär (um nicht zu ſagen volkstümlich) gewordenen Autors Peter Bamm.

Dieſer Name und dieſe Geſtalt wurden erſt ſpäter erſunden, und daran war wieder die Familie des Geheimrats Gurlitt ſchuld, dieſesmal allerdings die jüngere Gene-

ration. Der cand. med. Curt Emmrich wählte sich zunächst ein anderes Pseudonym, ein sehr vornehmes sogar: er nannte sich Detlev Clausenwig. Als solcher schrieb er eine Menge hübscher, amüsanter Artikel, die ich auch größtenteils drucken konnte — bis eines Tages aus dem Verlag ein geharnischter Protest gegen das unschuldige Pseudonym erfolgte. Bei Humann — die D.M.Z. war schon im Besitz von Stinnes — saß in der Direktion des Blattes der Schriftsteller Otto von Gottberg, der aus dem Hause Scherl herübergekommen war und ebenfalls die diktatorischen Neigungen mitbrachte, die ich bereits von dem Doktor Paul Sandstein aus dem Betrieb der vor-ullsteinischen Vossischen Zeitung kannte. Er verfügte — die Redaktion hatte zu gehorchen. Er war empört, wenn einer widersprach; er war außer sich, wenn einer seinen „Befehlen“ zum Trotz weiter tat, was er für richtig hielt.

Zwischen ihm und mir hatte sich sehr bald eine Auseinandersetzung ergeben, die ich, da sie mir Spaß machte, mit zähem Widerstand durchhielt. Ich weiß nicht mehr, um was es eigentlich ging. Ich weiß nur noch, daß vom hohen Verlag Ufas um Ufas kam: ich fand für jeden eine andere Entgegnung und eine andere Ausrede. Gottberg, ein kleiner, zugleich kalter und cholerischer Mann, schäumte; er drohte schließlich mit Kündigung. Ich antwortete auch darauf mit Betonung meines Standpunktes. Da kam plötzlich zwischendurch sein Protest gegen das Pseudonym Detlev Clausenwig. Jeder preußische Offizier müsse sich verletzt fühlen, wenn er den ihm heiligen Namen Clausenwig für Feuilletons mißbraucht sähe. Der Unfug müsse aufhören — und das sofort. von Gottberg.

Ich überlegte; dann schrieb ich zurück: diesen Protest und seine Berechtigung sähe ich ein; das könne in der Tat zu Mißverständnissen führen. Ich würde dafür Sorge

tragen, daß das Pseudonym Detlev Clausenitz aus den Spalten der D.N.Z. verschwände und durch ein anderes unverfänglicheres ersetzt würde. Fechter.

Dieses Nachgeben auf einem ganz andern Gebiet und in einem ganz abgelegenen Fall hatte eine merkwürdige Wirkung: Herr von Gottberg kam auf unsern eigentlichen Streitfall nicht mehr zurück. Er nahm den Teilsieg als Ersatz und ließ das Ganze in der Schwebe, zumal er wohl gesehen hatte, daß ich im Notfall auch bei Humann auf meiner Auffassung beharren würde.

Das Problem war nun, einen neuen Namen für den Mitarbeiter Curt Emmrich zu finden. Wir berieten hin, wir berieten her; es wurde nichts Rechtes daraus. Nun hatte um jene Zeit Hildebrand Gurlitt, der inzwischen seinen Doktor gemacht hatte und in die Museumslaufbahn gegangen war, als man ihn zum Direktor der Zwickauer Sammlungen berief, schleunigst geheiratet. Eine reizende, junge Tänzerin, die aus dem Mary Wigmankreis, glaube ich, herkam, sich den Bühnennamen Vambula beigelegt hatte und das bewunderte Ideal der ganzen jungen Mannschaft war, die damals am Feuilleton der D.N.Z. mitarbeitete. Bruno Erich Werner, der zu der Zeit noch die Antiquitätenabteilung von Berthheim in der Bellevuestraße leitete, bevor er den Sprung in den Journalismus wagte, fand sie reizend, der cand. med. Curt Emmrich fand sie bezaubernd, und wer sie sonst noch zu Gesicht bekam, war derselben Ansicht. Der Name Vambula stieg immer von neuem auf, jeden Tag in neuer, strahlender Beleuchtung, so daß ich schließlich, als wieder einmal das Pseudonymproblem gewälzt wurde, erklärte, jetzt hätte ich genug: „Vambula hier, Vambula da — hängen Sie sich die erste Silbe ihres geliebten Namens als Pseudonym um den Hals. Sie heißen jetzt Vamm, mit Vor-

namen Peter; so heißt heute sowieso alles. Peter Bamm — das behalten die Leute, und das ist das Wichtigste."

So wurden der Name und der Autor Peter Bamm geboren. Es dauerte nicht lange, so hieß er auch im Leben nur noch Bamm; er wurde so angeredet, so gerufen; sein wirklicher Name geriet fast in Vergessenheit. Man mußte erst nachdenken, ehe man ihn wiederfand; er war endgültig in die Bereiche der Medizin abgerückt.

Die hatte inzwischen weiter ihre Rolle im Dasein des Kandidaten Emmrich gespielt. Von der Schriftstellerei allein konnte er nicht leben; so brachte ihn mein Freund und Hausarzt Richard Wolf, der zugleich der beste naturwissenschaftliche Mitarbeiter war, den die D.A.Z. je gehabt hat, zunächst im „Birkenhaag“, einem großen Sanatorium in Lichtenrade, das dem Doktor Sander gehörte, als Hauslehrer für dessen Sohn Jacques oder Jakob unter: dort hatte er freie Wohnung, freie Station und die notwendige Remuneration ebenfalls und konnte daneben seine noch notwendigen Semester absolvieren.

Wolf, ein Schwiegersohn des Oberbürgermeisters Adolf Bermuth, des Schöpfers von Groß-Berlin und Erfinders der Brotkarte, war ein fast knabenhaft zarter, stiller Mann, mit einem klugen, schmalen Gesicht und nachdenklichen braunen Augen hinter einer randlosen Brille. Er war praktischer Arzt, im wesentlichen aber Mathematiker, und zwar eine durchaus produktive mathematische Begabung. Er arbeitete an einem zahlentheoretischen Problem, korrespondierte viel mit Edmund Landau, der damals schon von Berlin nach Göttingen übergesiedelt war. Er war zugleich sehr musikalisch, spielte vortrefflich Klavier und musizierte oft mit Albert Einstein, der ihn sehr schätzte. Einmal ergab sich bei einem sonntäglichen Musi-

zieren der beiden eine ebenso tragikomische wie für Einstein und seine Haltung zum Leben bezeichnende Situation. Wolf hatte am Sonntag bei Einstein gegessen; Frau Professor Einstein war bald nach Tisch ausgegangen, um Bekannte zu besuchen; die beiden Männer hatten das Feld für sich, da außer ihnen nur noch die Hausangestellte in der Wohnung war. Einstein, die Geige in der Hand, begab sich zu dem Mädchen, das sich nach gestaner Arbeit in sein Zimmer zurückgezogen hatte, und sagte freundlich: „Marie, lassen Sie die Türe Ihres Zimmers offen; ich werde jetzt mit Doktor Wolf schöne Musik spielen; ich lasse die Tür des Musikzimmers offen; dann können Sie gut alles mit anhören und haben auch etwas von der Musik und vom Sonntag.“

Das Mädchen erwiderte nichts. Einstein begab sich an den Flügel, an dem Wolf bereits saß — und dann spielten sie. Eine Mozart-Sonate nach der andern, daß es eine Lust war und sie jede Beziehung zum Raum, vor allem aber zur Zeit verloren.

Als die Frau Professor Einstein nach einigen Stunden nach Hause kam, fand sie die Tür zum Mädchenzimmer weit offen, und drinnen am Fenster saß das Mädchen Marie und weinte bitterlich.

Frau Einstein trat erschrocken hinzu und fragte, was ihr fehle, und nach einigem Schlucken, Schluchzen und Naseputzen bekannte das Mädchen: „Der Herr Professor hat gesagt, ich sollte meine Tür offen lassen und zuhören, wie die Herren spielen: ich muß doch aber Briefe schreiben, an meine Mutter und meinen Bräut'jam, und wenn ich zuhöre, kann ich nich schreiben, und nu hab ich keinen einzigen Brief geschrieben und muß bis nächsten Sonntag warten“ — und sie senkte das Haupt und schluchzte von neuem bitterlich. Womit

die Dialektik alles sozialen Verhaltens wie an einem Schulbeispiel weithin warnend und nachdenklich sichtbar wurde.

Der Partner dieses Sonntagskonzerts also nahm sich des cand. med. Curt Emmrich tatkräftig an, indem er ihn zuerst im „Birkenhaag“, dann beim Professor Rakenstein im Krankenhaus am Friedrichshain unterbrachte. Das war bereits später, als aus dem cand. med. ein Doktor med. Emmrich geworden und der Schriftsteller Peter Bamm bereits auf dem Weg zu der Form war, die ihn einmal so populär machen sollte.

Carl Haensel hatte in der letzten Zeit seiner Tätigkeit bei der D.N.Z. eine Art Wochen-Feuilleton eingeführt, das er „Wochenend“ nannte, jeden Sonnabend in der Abendausgabe erscheinen ließ und selber schrieb. Es war zum Teil sehr amüsant, zum Teil für das bürgerliche Publikum der D.N.Z. von einer fast sagenhaften Unmöglichkeit. Haensel erzählte alles, aber auch alles, das Menschliche wie das Unzumenschlichste — ohne Rücksicht auf die Bürgerlichkeit der Leser. Ich las dieses „Wochenend“ jeweils mit dem größten Vergnügen, Fritz Klein mit dem größten Entsetzen: dem Pfarrerssohn in ihm sträubten sich die Haare. Die Wochenenden waren schließlich mit ein Grund, daß ich Haensel riet, den Versuch eines Arbeitens mit Klein aufzugeben: zwischen diesen Welten gab es keine Brücken.

Haensel schied also auf seinen Wunsch aus, und es entstand die Frage: Wer soll das inzwischen Gewohnheit gewordene Wochenend weiterführen? Klein verlangte, ich sollte es übernehmen; ich lehnte ab. Ich müßte schon jede Woche für das Hamburger Fremdenblatt etwas Ähnliches liefern, das genügte mir. Ich schlug Peter Bamm vor, und er stimmte zu: er wolle es versuchen.

Dieser Versuch gelang über Erwarten gut. Es gab in den ersten Wochen ein paar kleine Schwierigkeiten; sie kamen mehr aus der Gesamtsituation als aus der Aufgabe. Hinter dem Schriftsteller Bamm und dem Doktor med. Emmrich stand schließlich auch noch der ehemalige Kriegsfreiwillige, der — wenig mehr als sechzehnjährig — mit den Gefährten in das sächsische Regiment eingetreten war. Er hatte viel in diesen vier Jahren gelernt: er hatte vom Schicksal auch manchen Stoß empfangen und diese Stöße wirkten zuweilen noch nach.

Eines Tages ließ sich der Professor Ragenstein, in dessen Krankenhaus am Friedrichshain der Mediziner Emmrich arbeitete, bei mir auf der Redaktion melden. Ich kannte ihn von Abenden bei Richard Wolf; er kam; wir begrüßten uns, und als ich schließlich nach seinem Begehren fragte, sah er mich ein bißchen prüfend durch seine Brille an und fragte: „Was ist mit dem Doktor Emmrich?“

Ich konnte nur mit einer Gegenfrage antworten: „Wieso?“

Aber er blieb dabei, Auskunft über seinen Schützling zu verlangen: „Säuft er?“

Ich zuckte die Achseln: „Nicht viel mehr als Sie und ich auch. Warum fragen Sie?“

Jetzt zuckte er die Achseln: „Er ist seit drei Tagen verschwunden. Nicht zum Dienst gekommen. Zu Hause meldet er sich nicht.“

Ich überlegte, dann bat ich ihn: „Haben Sie noch zwei, drei Tage Geduld, Herr Professor. Ich glaube, die Erklärung ist ziemlich einfach: zuweilen bricht bei ihm noch eine Nachwirkung des Krieges aus. Er hat einmal so etwas angedeutet. Dann verkriecht er sich, kann keinen Menschen sehen, liegt im Dunkeln und wartet sozusagen auf sich selber. Ich glaube, das ist der Anlaß.“

Kaizenstein sah mich mit seinem scharfen, klugen Arztgesicht eine Weile an. „Gut,“ sagte er schließlich, „heute ist Mittwoch; ich will ihn diese Woche krank schreiben. Ist er Montag wieder da, ist alles in Ordnung. — Und wie geht es Ihnen?“

Damit war der Fall für ihn erledigt. Ich dankte ihm für sein Verständnis; wir schüttelten uns die Hände, und er ging. Ich überlegte, ob ich versuchen sollte, zu Bamm zu gehen, sprach auch mit Bruno Erich Werner: ich unterließ es. Schon am Sonnabend nahm der Doktor Curt Emmrich seinen Dienst wieder auf. Kaizenstein stellte keine Frage an ihn: der Zwischenfall war vergessen.

Bamm's Verhältnis zur Medizin war eigentümlich. Er hatte den höchsten Respekt vor ihrem Wissenschaftsgehalt; zugleich war sie damals für ihn eine Art Zweckstudium. Sein eigentliches Ziel war die Sinologie. Er behauptete, es müßte irgendwann im Dreißigjährigen Kriege einmal ein Chinese in seine Familie hineingeraten sein, wies lachend auf seine ganz leicht geschlitzten Augen, die dem schmalen, witzigen Gesicht einen besonderen Zug gaben — und nannte China das Land seiner Sehnsucht. Er wollte Arzt werden, um nach Ostasien zu gehen und an Ort und Stelle Sinologie zu treiben. Die Medizin als solche interessierte ihn — damals — angeblich erst in zweiter Linie.

Seine Sehnsucht ging überhaupt in die Ferne. Er hatte sich mit mancherlei Schwierigkeiten selbst das Studium ermöglicht; nun saß er seit Jahren in Berlin und träumte von Reisen. Für sein Leben gern wäre er als Schiffsarzt gefahren — wenn er nur einen Weg auf die See gesehen hätte. Schließlich war er erst fünf- oder sechsundzwanzig Jahre alt.

Ich überlegte mir den Fall, und dann sprach ich mit Hans Humann. Die D. A. Z. gehörte noch Stinnes, und der

Firma Stinnes gehörten auch allerhand Dampferlinien. Ob sich da etwas machen ließe? Ich versprache mir für das Blatt eine ganze Menge von solch einem Experiment.

Humann, verständnisvoll wie immer in solchen Fällen, versprach, mit den entscheidenden Herren in Hamburg zu telephonieren. Er würde mir Nachricht geben. Ich dankte ihm und ging.

Acht Tage später — Vamm war zufällig gerade bei mir, um sein fälliges Wochenend-Feuilleton abzuliefern — läutete das Telephon: „Hier ist Humann — ich habe mit Hamburg gesprochen. Ihr Schügling soll sich am nächsten Mittwoch in Hamburg melden; ich schicke Ihnen Adresse und Zeitangaben sogleich hinunter. Sagen Sie das bitte dem Delinquenten: er kann vorerst die nächste Amerika-fahrt mitmachen.“

„Er ist gerade bei mir im Zimmer, Herr Kapitän,“ gab ich zur Antwort. „Schade, daß Sie die Wirkung Ihrer freundlichen Vermittlung nicht selbst mit ansehen können.“

Er lachte und legte den Hörer ab.

Es war wirklich schade: ich habe selten einen Menschen sich so ehrlich und von Grund aus freuen sehen. Vamm schrie, Vamm zog sich seine Jacke aus, obwohl das Futter in einem sehr reparaturbedürftigen Zustand war, ballte sie zusammen, warf sie zur Decke empor, von wo sie sich entfaltend auf uns niedersegelte. Er tanzte einen Indianertanz, und dann sah er mich an und sagte: „Eigentlich müßte ich Sie umarmen, Doktor Fechter.“

Ich wehrte erschrocken ab: „Versuchen Sie das gefälligst bei irgendeinem weiblichen Wesen, aber nicht bei mir. Und nun gehen Sie zu Humann und bedanken Sie sich bei ihm; er hat das gemacht, nicht ich. Dann präparieren Sie Ihre Reise. Wenn Sie Geld brauchen,

bitten Sie um Vorschuß; ich glaube, Humann wird ihn bewilligen."

Er fuhr dann in der That wenige Wochen später auf einem Stinnes-Dampfer als Schiffsarzt nach New York. Er war so geschickt, auf dieser ersten Reise die etwas vernachlässigte Vordapothek in einen tadellosen Zustand zu bringen, hatte das Glück, daß keine schlimmen Erkrankungen passierten, erwies sich für den Kapitän und die Offiziere als ein angenehm auffrischendes Element der Unterhaltung und trat, kaum zurückgekehrt, seine zweite Reise an, diesmal nach Südamerika, dann eine dritte, längere nach Ostasien.

Die Wirkung dieses Hinauskommens auf ihn war ausgezeichnet. Die Feuilletons, die er von der Reise schickte, waren das Beste, das er bisher geschrieben hatte: man spürte förmlich, wie der ganze Mensch sich weitete. Gewiß, er sonnte sich darin, Buenos Aires schreiben zu können, von Hongkong, Bombay, Port Said zu sprechen wie bisher von Wannsee oder Frankfurt am Main oder Freiburg. Dafür lachte man ihn aus, wenn er wieder auftauchte, und dann war es überstanden. Im übrigen aber wurde er jetzt erwachsen; er sah Zusammenhänge, lernte Völker und Menschen kennen, und die kleinen, knappen Essays, die er von nun an schrieb, hatten Perspektiven, die man sonst nur bei wenigen und dann sehr anders fand. Der einzige, der in gleicher Weise ohne Enge war, war Strobel als Karl Frahm.

Von den Dingen, die Vamm auf diesen Reisen schrieb, steht vieles in den Bänden, die Kilpper später in der Deutschen Verlagsanstalt von ihm herausbrachte. Ich war zuerst skeptisch in bezug auf eine breitere Wirkung solcher Sammelbände gewesen; ich hatte mich getäuscht. Der Humor, die Heiterkeit, der überlegene Witz, der nie-

mals in billigen Wortwitz abglitt, überdauerten den Tag; auch als später Fritz Klein den Autor Peter Bamm für unsere neue „Deutsche Zukunft“ von der D. A. Z. wegholte, was deren Gefühle für uns nicht gerade steigerte, behielt sein „Mosaik der Woche“, wie das frühere Wochenend jetzt genannt wurde, seine Frische und Lebendigkeit, genau so wie der Mensch, der es schrieb.

Denn das war das Hübsche: der Mensch und der Autor deckten sich bei Bamm. Er war selbst fröhlich und ein Mann voll Witz und Laune — er war wie das, was er schrieb. Es vollzog sich langsam in der Zeit dieser Reisen ein Wandel mit ihm. Er ging einmal fast ein Jahr für die Schweizer Firma Hoffmann-Laroche nach China, bereiste das Land seiner Sehnsucht in vielen seiner Teile. Als er wiederkam, hatte er den Sinologentraum seiner Jugend ausgeträumt und war ganz zum Mediziner geworden. Sein Gesicht hatte einen anderen, gewissermaßen wissenschaftlicheren Zug bekommen: er arbeitete in Hamburg am Tropenkrankenhaus; er unterbaute sein Fachwissen stärker und stärker, und schließlich ließ er sich sogar in Berlin N. als praktischer Arzt nieder. Er hatte herrliche Erlebnisse mit seinen Patienten, Erlebnisse, wie eben nur er sie haben konnte, weil nur seine vergnügte Seele in den Menschen Reaktionen dieser Art hervorrief. Eine solche Geschichte mag hier stehen; sie ist bezeichnend für das wunderbare Volk der Berliner, das schon lange vor der Biermächtebesetzung, der Russenblockade und der Luftbrückenzeit ebenso selbstverständlich und sachlich und selbstironisch überlegen war wie heute.

Bamm kaufte an der Elsässer Straße den Fleischbedarf für seine Mahlzeiten ständig in der gleichen Schlächtereierunweit seiner Wohnung, hielt auch seine Wirtschafterin an, nur in diesem soliden und sauberen Geschäft einzukaufen.

Er kannte den Inhaber, einen großen, kräftigen Mann, bereits von Ansehen, ebenso wie der ihn, dachte aber unter dem Ansturm der Patienten, wie er selber mit künstlichem Ernst erzählte, nicht gerade häufig und nicht gerade intensiv an ihn.

Eines Tages aber sitzt in seiner Sprechstunde groß, breit und geruhig eben dieser Fleischermeister aus der Elsfässer Straße.

„Manu, Meister?“ sagt Bamm.

„Ja, Herr Doktor,“ erwidert der wie ein Gebirge vor dem schmalen Arzt aufragende Mann; „iä wollt’ Ihn’ bitten, mir mal zu untersuchen.“

„Was fehlt Ihnen denn, Meister?“ fragt Bamm teilnehmend.

„Iä weeiß ja auch nich,“ erwiderte der Mann, „hier und da — ich dacht, ich müßt’ mal zu Ihn’ gehn.“

„Dann ziehn Sie sich man aus,“ nickt Bamm; „wir woll’n mal sehen.“

Der Fleischermeister entkleidet sich, und als die letzte Hülle fällt, steht ein Riese voll Kraft und Muskeln vor dem Arzt, der nun bedächtig und sorgsam mit der Untersuchung beginnt. Er prüft das Herz, er prüft die Lungen; er untersucht Nieren und Leber und Milz und Blutdruck, stumm und gewissenhaft. Und dann reckt er sich, sieht den großen Mann an und sagt: „Ja, lieber Meister, ich kann nichts finden. Ich kann Ihnen nur sagen; Sie sind kerngesund.“

Dabei betrachtet er den Fleischer streng und prüfend durch seine Brille. Der aber grinst und greift nach seinem Hemd: „Weeiß iä, Herr Doktor, weeiß iä alleene.“

Der Doktor med. Emmerich macht ein einigermaßen erstauntes Gesicht. Der Patient aber, gerade in seine Unterhosen fahrend, sagt mit dem gleichen überlegen

fröhlichen Gesicht: „Sehn Se, Herr Doktor, Sie kaufen seit 'n halbes Jahr bei mir — alles, nich? De Wurscht und det Jeahäkte, und wat Se sonst brauchen. Macht'n ganz scheenes Stüüd Geld, wenn man's zusammenrechnet. Na, und da hab id mir jesagt: Karl — du mußt ooch mal wat springen lassen. Der Doktor läßt dir verdienen, mußt du ihn ooch mal verdienen lassen. Gesund biste ja; aber 'ne Untersuchung kann nie schaden, und der Doktor hat seine zwanzig Emm verdient. Sehn Se — darum bin id zu Ihn' jekomm'.“

Das war Berlin, ist Berlin und wird Berlin bleiben, solange die Spree bei Spandau in die Havel fließt.

Jürgen Fehling

Er gehört auch unter die Menschen des Humors, wenn auch eines wesentlich anderen. Sein Humor ist von der abgründigen Sorte, beinahe von der grausigen: er kommt aus der Welt von Pieter Breughel und Hieronymus Bosch, geht sogar noch erheblich über sie hinaus. Der Nächste am Rand der Abgründe ist Ernst Barlach; mit gutem Grund hat Fehling den ersten Stil für die Bühnenswelt dieses Dichters geschaffen, wenn auch nicht den letzten; den wird erst eine abgerücktere Zukunft bringen.

Jürgen Fehling ist eine der seltsamsten Erscheinungen nicht nur auf der Szene des letzten Menschenalters und der Gegenwart. Er stammt aus Lübeck, der Stadt der Buddenbrooks, was schon ein Wiß ist; er stammt ebenfalls wie Thomas Mann aus einer alteingefessenen Familie von Bürgern und Senatoren, was der zweite Wiß ist. Den dritten bringt die Tatsache, daß zu seinen Vorfahren Emanuel Geibel gehört. Man stellt sich unwill-

fürlich den späten Nachkommen vor, wie er gemütvoll des Ahnherrn Verse singt: „Der Mai ist gekommen . . .“

Fehling hat Germanistik studiert, dann ging er zum Theater. Bei Kayßler an der Volksbühne sah man ihn zuerst, einen schmalen, schlanken Jüngling mit einem Kopf, dem man beinahe die Verwandtschaft mit Geibel glaubte; er hatte damals selbst einen ganz leichten Dichterszug. Er spielte den Falk in Ibsens „Komödie der Liebe“, mit der jungen Lucie Mannheim als Schwanhild — und wenig später trat er zum erstenmal als Regisseur hervor. Er brachte Shakespeares „Komödie der Irrungen“ in einer Aufführung heraus, die wenig vom Stil des älteren Fehling hatte: sie war leicht, rasch, beweglich, spielerisch, ganz und gar nicht niederdeutsch, wie man später immer wieder die Inszenierungen Fehlings nannte.

Bald darauf holte Tefner ihn an das Staatstheater — und dort haben sich dann in den zwanziger Jahren die Fehlingzüge herausentwickelt, an die man heute bei seinem Namen zuerst denkt. Er inszenierte den Armen Vetter, die Sündflut, den Blauen Voll von Barlach; er fand den Schauspieler, der wie kein anderer seine Vision des Lebens zu verwirklichen vermochte, Heinrich George, „die wilde Kraft,“ wie er ihn, melancholisch von einem wesentlichen Teil der eigenen Welt Abschied nehmend, beim allzu frühen Tode Georges genannt hat.

In jenen zwanziger Jahren, als er bei Tefner war, lernte ich ihn kennen. Aus irgendeinem Anlaß kamen wir über irgendeine Frage in einen Briefwechsel: eine Einladung zum Frühstück bei ihm folgte. Er wohnte damals irgendwo an der Kaiserin-Augusta-Straße am Ufer: ich fand einen nicht mehr ganz jünglinghaften, aber in aller Männlichkeit noch schlanken, wenn auch schon wuchtig wirkenden Mann, besessen vom Leben und ergriffen

vom Dämon der Sprache und des Sprechens, wie ich es noch nicht erlebt hatte. Fehlings Grundzug — je älter er wird, desto mehr spürt man es — ist ein für seine niederdeutsche Herkunft überraschendes Überquellen, eine fast östliche Abundanz und Maßlosigkeit, deren Überfluten so leicht niemand gewachsen ist. Wir saßen vor dem Beginn des Essens und unterhielten uns, das heißt, er redete. Wir saßen bei Tisch, und er redete weiter; wir nahmen den Kaffee, und er sprach immer noch. Ununterbrochen, endlos, dabei gescheit, klug, zuweilen mit großartig wüthigen, für den Betroffenen freilich oft tödlichen Formulierungen. Als ich nach fast drei Stunden ging, wirbelte mir der Kopf — obwohl ich nur wenige hundert Worte gesprochen hatte.

Wenig später mußten wir — es mag Ende der zwanziger Jahre gewesen sein — im Berliner Rundfunk ein Gespräch zu dreien veranstalten: er, Kayßler und ich. Es war nicht ganz leicht, in dieses Gespräch einiges Gleichgewicht und vor allem einige Verzahnung des Dialoges zu bringen. Fehling gab einen langen Monolog: was die anderen sagten, rührte kaum an seinen Geist, geschweige denn an seine Seele. Es war ein merkwürdiges Schauspiel, als ich mir bei einer Wiederholung die Unterhaltung anhörte: Fehling war der Isolierte, nur auf sich Gestellte; Kontakt ergab sich nur zwischen Kayßlers Worten und den meinigen. Er ging seinen Weg, großartig, konsequent, wild — ein Mensch, dem das Genug niemals genügte, der alles bis an die letzten Grenzen vortrieb, bis dahin, wo es als Ausdruck zugleich grotesk und bewußt lächerlich wurde, grausig und komisch, wo das Absolute, gleichzeitig von zwei Seiten her erreicht, sich selber aufhob und ins Bodenlose stürzte. Er hatte einen ungeheuren Verschleiß von Kräften und Menschen,

wüßte mit den Energien von Schauspielern und Schauspielerinnen ohne jede Rücksicht auch auf sich selber. Es ging dabei nicht immer nur um die Verwirklichung einer objektiven Vorstellung vom Werk und der Leistung: es ging um die Auswirkung letzter Möglichkeiten, bis zu denen Menschen vordringen können. Bei einer Probe hatte er einmal eine Schauspielerin weiter und weiter ausgepreßt, bis sie schließlich die Nerven verlor, furchtbar zu schreien begann, ihn von oben bis unten beschimpfte, weil sie einfach nicht mehr weiter konnte. Fehling hörte sich den Ausbruch und das Loben gelassen an; dann, als es einmal abebbte, sagte er kühl: „Ich habe gar nicht gewußt, daß du so großartig schreien kannst. Komm her, mach das nochmal; das können wir hier wunderbar brauchen.“ Und er riß in der That die Schauspielerin mit diesem Unbetheiligtbleiben wieder empor und steigerte sie zu immer noch wirksamerer Leistung.

Der eigentliche Schauspieler Fehlings, der Mann, der ihm trotz allen Bildungsabstands und aller tiefen Wesensunterschiede am meisten entsprach, war Heinrich George. Sie haben sich, als Fehling am Schillertheater bei ihm arbeitete, sehr schlecht vertragen, und Gründgens hat Fehling mit Recht wieder an das Staatstheater zurückgeholt; im Kern ihres Wesens aber saß eine tiefe Verwandtschaft: George hatte in sich die gleichen Abgründe der Substanz wie Fehling, mit denen dieser nun gestaltend schalten, aus denen er seine wußten, maßlosen Gesellen formen und hinstellen konnte, aus denen das nackte Leben grinst und dröhnend lachte, heulte, seine Lumpen und Blößen wies, nach denen schon der Tod schielte. George war nicht nur Barlachs, er war Fehlings Armer Vetter; er war, zwischen Erkenntnis und tiefster Betrunkenseit schwankend, Fehlings Blauer Boll; er war die Verför-

perung von Fehlings Welt, weit über das Schauspielersische hinaus.

Einmal wollte Rudolf Binding mich sprechen und bat Werner Beumelburg, uns zusammenzubringen. Beumelburg lud uns beide für einen Abend zu sich in die Brückenallee, wo er eine große Wohnung gemeinsam mit dem Doktor Gescher bewohnte, der später die Witwe von Joachim Ringelnatz heiratete. Als ich an jenem Abend zu Beumelburg kam — Binding war bereits da —, herrschte eine ziemlich desolote Stimmung. Der Hausherr war blaß, unpäßig, marode, so daß er sich bald zurückziehen mußte. Das Service auf dem Tisch, Teller, Gläser, Laffen, machte einen bunt zusammengewürfelten Eindruck, der wenig zu dem damals schon weithin bekannten Schriftsteller Beumelburg passen wollte. Binding trank seinen Wein aus einem Wasserglas; vor mir stand ein ähnliches Gefäß: es war alles etwas verstört und sonderbar. Allmählich kam ich hinter das Geheimnis. Doktor Gescher berichtete, daß am Abend vorher, es sei schon ziemlich spät, nach Mitternacht gewesen, Heinrich George unvermutet aufgetaucht sei, bereits stark unter dem Bann des Alkohols, und weitere Nachfüllung verlangt hätte. Die sei ihm von Beumelburg auch bereitwillig gewährt worden; es hätte sich ein wildes Zechen erhoben, dessen armes Opfer der Hausherr geworden sei, der sich bis heute nicht von den Quantitäten erholt habe, die George ihm eingeslößt hätte. Zum Schluß aber wäre George wie so oft von einer sinn- und grundlosen Wut gepackt worden: der Riese hätte getobt und geschrien und schließlich alles, was er an Glas und Geschirr erreichen konnte, Teller, Laffen, Weingläser, Flaschen, durchs Fenster auf die nächtliche Brückenallee hinab befördert, bis am Ende auch seine Energien verschwach-

ten und er in irgendeiner Ecke in Schlummer gesunken wäre.

Das Faktum an sich ist belanglos; es hat sich bestimmt unter gleichen oder ähnlichen Vorzeichen mehr als einmal ebenso abgespielt. Es gibt nur einen Einblick in die Beziehung zur Welt, die in George war, in diesen brodelnden Kessel von Leben ohne Grenzen, von unbändig ungebändigter Glut, die Auswege, wenn nicht anders, im Grotesk-Banalen suchte. Fehling stand vor dieser Welt des riesigen, dicken, vitalen Schauspielers George wie vor einem Gefäß, das alles enthielt, was er brauchte, um Menschen aus ihrem letzten, absoluten Wesen zu gestalten und zu formen. Er nahm ihn als Materie und gab seinerseits die Spannung, die Schärfe, die Zeichnung hinzu, die diese Materie brauchte, um Wirklichkeit, Wirkung, Form zu werden. Sie waren verwandt und waren schärfste Gegensätze: sie konnten nur vorübergehend miteinander arbeiten und zusammenkommen. Jeder von ihnen war eine wilde Kraft, das mußte auf die Dauer zu einem Gegeneinander statt zu einem Miteinander führen. Ihre beste Zeit waren die Barlach-Jahre bei Jespner.

Nach dem Kriege — 1945 — machte Fehling den Versuch, selbständig ein Theater zu leiten. Er ging zuerst nach Zehlendorf in das Künstlerhaus, brachte eine glänzende Aufführung von Raynalds „Grabmal des unbekannten Soldaten“ — und erlebte den ersten finanziellen Zusammenbruch des Berliner Nachkriegstheaters. Dann versuchte man, einen Intendanten des Hebbeltheaters aus ihm zu machen, was ebensowenig gelang. Er konnte, um das Ganze eines Dramas und seine Vision von ihm zu verwirklichen, aus Menschen das Letzte herausholen, bis sie schreiend ausbrachen, wie jene Schauspielerin,

um dann doch mit ihm zu arbeiten: es war unmöglich, von ihm die bürokratische Arbeit zu verlangen, die die Leitung eines Theaters erfordert. Er war, je älter, breiter, wuchtiger, herrscherhafter er geworden war, um so weniger geneigt, Rücksicht zu nehmen und relativistisch zu denken. Er sah prachtvoll aus, mit dem großen, souveränen Gesicht und der breiten, schweren, jetzt wirklich niederdeutschen Gestalt: er war, wenn die Welle des Lebens ihn aufwärts trug, genau so abundativ vor allem in seinen Worten geblieben, wie er immer gewesen war. Er war in vielem eine wildere Kraft, als selbst George gewesen war.

Dabei konnte er nach wie vor herrlich sein, neben Kalauern und Wortwigen Formulierungen bringen, die den Kern einer Situation trafen, ohne erst lange auf sie zu zielen, und konnte, wenn sich einmal für Momente ein Gespräch ergab, Erkenntnisse aufreißen, zu denen nur wenige schon Zugang hatten. Einmal trafen wir bei einem Amerikaner zusammen, mit dem er befreundet war. Die Begegnung dehnte sich bis zum Abend hin; ein paar andere Gäste, auch Frauen waren hinzugekommen — es ergab sich eine Einladung zum Abendessen. Deutsche Vorstellungen von solchen Unternehmungen waren zu der Zeit — 1946 oder 47 — etwas bescheidener als amerikanische, zumal der Hausherr in seines Herzens Geberlaune gastlich allerhand Besonderheiten seines Erdteils aufstischte. Es war alles schön und freundlich, es blieb für einen Autochthonen des Landes zwischen Maas und Memel ein schwer zu überbrückender Widerspruch zwischen der Situation eben dieses Landes und dem, was hier als selbstverständliche Gaben des Lebens geboten wurde.

Ich saß an der einen Langseite des Tisches, aß von diesem Gebotenen mit dem bei aller Freundlichkeit der

Atmosphäre nicht aus dem Bewußtsein auszuschaltenden Gefühl dieses Widerspruchs. Mir gegenüber saß Fehling, und sein rascher Instinkt erfaßte sofort die Situation. Er sah mir ein Weilschen zu, dann grinste er, beugte sich etwas über den Tisch und fragte: „Nun, Fechter — kau do you do?“

Es war ein Nichts, eine Spielerei, ein Momenteinfall: er packte die ganze seelische, menschliche, ja fast die politische Situation mit einer Knappheit und Prägnanz, daß man kaum lachen konnte.

Fehlings Gehirn funktionierte in seinen gesteigerten Zeiten dauernd in Formulierungen dieser Art. Als das Deutsche Theater im Beginn der Ara Langhoff mit ihm verhandelte, brachte er Haltung und Situation des Hauses auf die Formel: das ganze Theater in der Schumannstraße sei doch nur noch eine Volkshochschule für Marr und Moritz. Das Ergebnis war natürlich, daß von seinem Engagement keine Rede mehr war. So ist es sehr oft gegangen: die momentane Wirkung stand dann vor der Überlegung, der schauspielerische Effekt vor dem sachlichen.

Dabei konnte er, wenn die Stunde günstig war, in einer Unterhaltung von Minuten Erkenntnisse formulieren, die Substanz für ganze Bücher enthielten. Entscheidend war immer nur der Anfang, der Moment der jeweils ersten geistigen Berührung: gab es dort den Funken, so entwickelte sich alles weitere von selbst. Einen Abend kamen wir schon beim ersten Kognak auf Kleist. Er sagte, die „Penthesilea“ habe einen falschen Titel; das Stück müsse eigentlich „Achill“ heißen. Dann fragte er plötzlich: „Wissen Sie, welches der schönste, tiefste Vers in diesem Stück ist?“ Ich nickte: „Er spricht von der Darbanerburg.“ Er wollte mir um den Hals fallen:

„Den meine ich,“ schrie er und ergoß nun sein ganzes Entzücken über die ungeheuerliche Weite des sich bekennenden Gefühls, die in diesen fünf Worten aufglüht — und war für den weiteren Abend zugänglicher und offener denn je. Eine Stunde später saßen wir zufällig wieder zusammen: es war ein großer Kreis von Menschen, und die Begegnungen wechselten. Da fing er von Gerhart Hauptmann an, stellte fest, er sei für uns heute doch bereits erledigt. Ich schränkte die Behauptung auf den Naturalisten und auf den jungen Hauptmann ein; er blieb bei seiner Haltung. Der kommende Mann sei Hermann Sudermann; die Entdeckung stehe noch aus; seine, Fehlings Johannisfeuer-Aufführung damals im Staatstheater sei ein erster Versuch gewesen, das Eigentliche komme erst. Die Blamage für Alfred Kerr (der zur Zeit dieses Gespräches noch lebte) sei doch schon jetzt überlebensgroß: er wäre doch bereits ein erwachsener Mann gewesen, als er seine Broschüre gegen Sudermann schrieb — ein bißchen wenigstens hätte er auch damals schon ahnen können. „Aber er konnte eben nichts sehen, und so bleibt uns die Aufgabe, den Unsinn von damals richtigzustellen.“

Einmal hatte ich einen der jüngeren Kritiker, die neben mir arbeiteten, gebeten, das Referat über eine Fehling-Inszenierung im Staatstheater zu übernehmen, weil ich es für sinnvoll hielt, den Jüngeren beim Publikum durch die Vertrauung auch mit solchen Aufgaben eine stärkere Position und ein größeres Gewicht zu geben. Am Abend erschien die Kritik, am Morgen fand ich bereits einen zornigen Brief von Fehling: „Was fällt Ihnen ein, meine Arbeit derart zu bagatellisieren, daß Sie in eine Aufführung von mir irgendeinen Ihrer jungen Leute schicken? Wenn ich etwas inszeniere, so kann ich verlangen,

daß Sie sich selbst bemühen. Sie können mich verreißen, können mich beschimpfen, aber es ist mein Recht zu fordern, daß Sie selbst sich meiner Arbeit stellen."

So ging es seitenlang weiter. Er war ehrlich wütend und gab dieser Wut immer neuen und immer prägnanteren Ausdruck. Er schrieb überhaupt herrliche Briefe, wie denn in ihm ein starkes schriftstellerisches Talent lebt, das sein Breughel-Barlach-Wesen und seinen Instinkt für letzte untergründige Humore sehr komprimiert, sehr intensiv und substanzerfüllt zum Ausdruck bringt. Er schrieb während der Kriegsjahre einen großartigen Aufsatz für die D.A.Z.: wild, lachend, überlegen, nur leider vollkommen undruckbar unter den damaligen Verhältnissen. Er schrieb den schönsten Nekrolog auf Heinrich George, und er hat sicher sehr viel anderes auch noch geschrieben, das wert wäre, gedruckt zu werden. In allem lebt eine gespannte, fast überspannte Kraft; die Frage ist nur: quillt sie aus dem Reservoir eines natürlichen Besitzes, oder ist sie zuletzt Versuch der Selbstbestätigung eines Mannes, der das Schauspiel des homo ludens zwar bis in die letzten Tiefen durchschaut hat, der aber immer wieder das Schauspiel der Kraft braucht, um sich vor sich selbst zu bestätigen? Jede Aufführung Fehlens war bis an die Grenze vorgetrieben, wo der nächste Schritt in die Groteske der Selbstparodie führt: das ergibt sich nur, wenn die Kraft nicht nur aus natürlicher, sondern aus bewußter, gewollter Spannung lebt. Fehling hat großartige, geniale Leistungen gebracht: es waren immer Leistungen des Willens, zuletzt der Gewalt, des Fanatismus gegen sich und andere. Das Barock Barlachs und das Barock Claus Bergs, das Barock nicht der Fülle, sondern des Willens war das seine. Er hat etwa im „Blauen Vell" Unvergessbares geleistet: zuletzt stand das Lachen

seines Humors über dem Nichts, für das er rastlos, bedenkenlos, mit allen Mitteln Erfüllung suchte. Er ist ein großartiger Verwirklicher der Welt des Expressionismus; sein Leben und ein gut Teil seines Wirkens stiegen schon aus dem Bereich des Surrealismus, der in die Tiefenschichten der Seele hinabging, um dem Leben vielleicht einen neuen Inhalt, vielleicht aber auch nur einen neuen Vorbau vor dem unentrinnbaren Nichts heraufzuholen, dem man sonst allein noch mit dem Gelächter über alles beikommen kann.

Sling

Eigentlich hieß er Paul Schlesinger; aber als Sling wurde er bekannt, man kann fast sagen, berühmt und lebt bis heute wenigstens im Gedächtnis der Kleinen fort, die seine Kinderbücher noch immer mit der gleichen besessenen Anteilnahme lesen wie damals in den zwanziger Jahren, da sie entstanden.

Er war ein Bruder Bruno Walters, des berühmten Mozartdirigenten, obwohl er selbst nicht allzuviel von Mozart hatte und sehr gelacht hätte, wenn jemand seine Person zum Nokofo hätte in Beziehung bringen wollen. Er war ein breiter, schwerer, ein wenig vorgebeugt gehender Mann mit einem großen, runden Schädel unter einem Kranz noch vollen Haares: er hatte einen großen, beweglichen Mund und ein Paar graubraune, freundliche Augen, eine Stimme, in der Wärme, Behaglichkeit und ein ausgesprochener Sinn für Humor waren.

Sling tauchte, wenn ich mich recht entsinne, in den zwanziger Jahren bei der Vossischen Zeitung als Mitarbeiter und bald auch als Redakteur auf. Er hatte eine

kleine, zierliche Frau und ein paar kleine Kinder, die ihn wohl zu seinen Kinderbüchern inspirierten. Monty Jacobs mochte ihn gut leiden; so ergab es sich, daß wir uns auch außerhalb des Dienstes begegneten, abends nach dem Theater, bisweilen auch draußen bei Monty in Nicolasssee.

Eine ausgeprägte Gestalt des Berliner Journalismus wurde Sling, als er begann, sich der Gerichtsberichterstattung zuzuwenden. Sie war immer eine der schwierigsten und interessantesten Gebiete journalistischer Arbeit; sie ist bei uns kaum je über die Primitivität der bloßen Reportage hinaus entwickelt worden zu den Gestaltungsmöglichkeiten psychologischer, dramatischer, humoristischer Art, die sie wie kaum ein anderes Gebiet der Berichterstattung vom Leben enthält. Sie ist im Grunde zehnmal interessanter, aufregender und spannender als jede Theaterkritik, weil sie es mit der Wirklichkeit, nicht nur mit Spiel und Dichtung zu tun hat. Sie verlangt von dem, der sie üben will, unendlich viel mehr an Takt, Lebenskenntnis, Wertgefühl, als vom Theaterkritiker verlangt wird, der sich seinen Gegenstand nicht erst suchen und auswählen muß, sondern ihn wie die Eintrittskarten zur Premiere fertig geliefert bekommt.

Schon in den Jahren nach 1914 hatte Stefan Großmann gelegentlich sich als Berichtersteller bei großen, sensationellen Prozessen in der Vossischen Zeitung betätigt. Sling war klüger und sah tiefer; ihm ging es nicht um die großen, ihm ging es um die alltäglichen Prozesse, in denen die kleinen Tragödien und Komödien des Lebens sich auswirkten. Er fuhr nicht zu irgendwelchen großen Affären hierhin und dorthin: er ging nach Moabit und wanderte von Gerichtssaal zu Gerichtssaal, saß hier ein Weilchen, dort ein Weilchen in der Hoffnung, irgendeinen ergiebigen Fall anzutreffen, aus dem er dann in seiner

behutsam überlegenen, halb witzigen, halb humorvollen Weise ein kleines Lebens- und Menschenbild formen konnte. Die Leser wurden bald auf diese knappen, bescheiden placierten Beiträge aufmerksam, die er mit dem Abkürzungspseudonym *Eling* zeichnete. In kurzer Zeit hat er sich bei ihnen eine sehr geachtete Position geschaffen — und bei den Juristen und Richtern in Moabit ebenfalls. Andere versuchten, ihn zu kopieren; sie verschwanden bald wieder. Er konnte nur leisten, was er leistete, weil dieses Tun, dieses Begleiten der mannigfachen kleinen und großen Wechselfälle des Lebens seinem persönlichen Wesen im Tiefsten entsprach. Er ging auch draußen mit seiner breiten, rundlichen Figur und dem etwas behutsamen Gang, mit seinem großen, langsam beobachtenden Schädel mit den suchenden, freundlichen Augen durch die mannigfachen außergerichtlichen Prozeßverfahren des Lebens, notierte und gestaltete sie, genau so wie die komischen, tragikomischen und die tragischen Kämpfe des Daseins, die er in Moabit aus den täglichen Arbeitsmassen der Richter sich herauspückte.

Einmal pickte er auf diesen Wanderwegen durch die Grenzbezirke zwischen friedlichem und unfriedlichem Leben auch mich auf. Das kam so: Ein Offtulist von Beruf, der sich Professor nannte, geriet eines Tages mit seinem etwas zu energisch geratenen Versuch, aktiv am Erbe seiner Gläubigen teilzunehmen, in das Licht der Zeitungsöffentlichkeit. Es kam dabei eine Menge ebenso bezeichnender wie amüsanter Einzelheiten zutage: ich griff das Thema auf, schrieb ein langes Feuilleton für das Hamburger Fremdenblatt über den Fall und hatte das Vergnügen, vier Wochen später eine Beleidigungsklage des Herrn Professors und die übliche Vorladung zum Sühetermin nach Moabit zu erhalten. Der Termin verlief

ergebnislos, obwohl ich aus Neugier hingegangen war: ich übergab die Angelegenheit Heinrich Goesch's Freund Fritz Kalischer, dem Schwiegersohn von Strindbergs Doktor Asch, den Munch rabierte und dessen schönes Grabmal auf dem Wilmersdorfer Friedhof neben dem Krematorium Heinrich selbst entworfen hat. Nach einiger Zeit wurde eine Verhandlung angesetzt: Fritz Kalischer, der offenbar einen wichtigeren Termin wahrzunehmen hatte, war nicht erschienen — es wurde vertagt. Beim nächsten Mal war er da, stellte nun aber seinerseits, da er auf neues Entlastungsmaterial für mich gestoßen wäre, einen zweiten Vertagungsantrag, der ebenfalls bewilligt wurde.

An diesem dritten Termin fehlte er wieder. Der Vorsitzende, ein sehr überlegener, älterer Mann mit einem feinen, klugen Gesicht, zuckte die Achseln und sah mich fragend an: „Wollen Sie wieder vertagen? Sie haben das Recht dazu.“

Der Kläger, der mit ein paar Freunden erschienen war, stimmte ein höhnisches Gelächter an. „Natürlich wieder vertagen. Die Methode kennt man.“

Der Richter wies ihn scharf in seine Schranken zurück. „Das überlassen Sie bitte gefälligst mir. Ich habe hier —“ er zeigte auf ein dickes Papierbündel, das vor ihm lag — „Ihre Akten zur Hand: Sie haben nicht die geringste Ursache, den Überlegenen zu spielen.“

Dann wendete er sich wieder zu mir: „Also wie ist es? Wollen Sie wieder vertagen?“

Ich überlegte: „Im Grunde weiß Doktor Kalischer nicht mehr als ich auch. Was er vorbringen kann, kann ich, abgesehen vom Juristischen, ebenso gut vertreten. Mir liegt auch daran, die Angelegenheit endlich aus der Welt zu schaffen.“

„Also gut,“ nickte der Richter, „verhandeln wir. Wollen Sie bitte dort drüben Platz nehmen,“ und er zeigte auf eine Bank, die ein paar Stufen erhöht an der Fensterwand stand, der Eingangsflügeltür gerade gegenüber. Ich folgte seinem Wink und nahm nicht ohne Vergnügen auf der Bank der Angeklagten Platz. Der Richter saß vor der Wand zu meiner Rechten; gegenüber harrten einige Zuhörer der Dinge, die da kommen sollten.

Sie kamen, wie es schien, auf ihre Kosten. Die Verhandlung begann damit, daß nach den üblichen Personalpräliminarien der Richter den infriminierten Aufsatz aus dem Hamburger Fremdenblatt durch einen jüngeren Herrn, der neben ihm saß, vorlesen ließ. Ein paarmal rauschte fröhliches Lachen auf: ich machte allerhand interessante Erfahrungen über die Wirkung eines gesprochenen Feuilletons.

Der Richter wollte wissen, woher ich mein Material, die faktischen Grundlagen der eben vorgelesenen Ausführungen bezogen hätte.

Ich erhob mich und begann zu berichten: daß es sich für mich im wesentlichen um die Auswertung von Dingen gehandelt hätte, die die gesamte Berliner Presse mehr oder weniger übereinstimmend bereits verbreitet hätte. In meinem Aufsatz wäre es nicht um Berichten von Tatsachen, sondern um Herausheben ihres Sinns oder Wider sinns gegangen; das Materielle wäre bereits sekundär, nur Anlaß zu Anmerkungen und Betrachtungen mehr oder weniger ironischer Art gewesen. Für die müßte ich die Verantwortung übernehmen: das Faktische wäre durch den consensus omnium schon mehr oder weniger gegeben und bloße Voraussetzung gewesen.

Dies führte ich, vor meiner Bank stehend, die sich angenehm beschattet zwischen zwei großen Fenstern befand,

des längeren aus, als sich langsam, vorsichtig von außen her die große Flügeltüre öffnete, die mir gegenüber in den Saal führte. Ein dicker, schwerer, lockenumgebener Kopf schob sich durch den Spalt: sein Träger stand offenbar ein wenig vorgebeugt, um möglichst leise, ohne Störung den Raum betreten zu können. Ein Paar erstaunte, vor Erstaunen noch größere Augen starrten mich fassungslos an; dann schob sich Slings schwere Gestalt im Mantel in den Saal. Er schloß die Türe hinter sich und kam, nach einer kurzen Verneigung zum Richtertisch hinüber, langsam und leise auf mich zu. Er erkletterte die Stufen, auf denen ich stand, er reichte dem Angeklagten die Hand, und dann setzte er sich aufatmend zur Rechten neben mich auf das Armesünderbänkchen, und die Verhandlung, vom Richter wortlos für die Augenblicke, die die kleine Szene währte, suspendiert, nahm ihren Fortgang.

Dieser Fortgang entsprach dem Beginn: der Richter behielt die Haltung, die er schon eingangs bekundet hatte, bei, so daß dem Kläger jetzt eine Trias, der Angeklagte, der Richter und Slings, der Referent der Komödie, gegenüberstanden. Der Erfolg zeigte sich denn auch bald: der Mann der Transzendenz erklärte sich zu einem Vergleich bereit und forderte mich auf, ihn Ende der Woche zwecks weiterer Vereinbarungen in seiner Wohnung in der Babelsberger Straße zu einer Tasse Kaffee zu besuchen. Da mich das zu erwartende Milieu interessierte, sagte ich zu, selbst auf die Gefahr hin, die Kosten des Verfahrens tragen zu müssen. Der Richter notierte das Ergebnis, und Arm in Arm mit Slings stieg ich von der Anklagebank in den Saal hinab, verabschiedete mich in der gebührenden Distanz von dem ausgezeichneten Vertreter der Gerechtigkeit und verließ mit dem Vertreter der Gerichtsberichterstattung die Stätte meines ersten

Kampfes ums Recht, bei dem die Partie wenigstens remis ausgegangen war.

Die Schilderung, die Sling eine Stunde später Monty von der unverhofften Begegnung in Moabit gab, war bezaubernd: „Ich komme ahnungslos auf der Suche nach irgendeinem verwertbaren Fall an den Saal; ich sehe gar nicht erst nach den Namen der Parteien, die in den meisten Fällen doch nichts besagen. Ich blinzele, um mich zu orientieren, vorsichtig durch einen Spalt der Lüre — und wen erblicke ich? Paule Fechter, vor der Bank der Sünder mit der Sicherheit eines alten Routiniers von Moabit seine Sachen führend. Ich hab mich zuerst gar nicht in den Saal getraut; dann hab ich mich neben ihn gesetzt, und schließlich bin ich mir beinahe wie der Angeklagte vorgekommen. Er stand und redete, und der Richter behandelte ihn wie einen wohlbekannten Anwalt, mit dem er schon ein Duzend Verfahren und mehr aufs angenehmste durchgeführt hatte.“ Sling hat denn auch zu unserer Privatbelustigung einen höchst amüsanten Bericht über die Sitzung verfaßt; er ist wie so vieles in diesen bewegten Jahren, nachdem ich ihn lange aufgehoben hatte, den Weg allen Papiers gegangen.

Sling hat sich nicht nur als Zeitungsreporter betätigt; er hat, nachdem er sich noch als Paul Schlesinger in München bei den Elf Scharfrichtern die Sporen verdient hatte, einen vortrefflichen, nachdenklichen Roman geschrieben. „Urlaub von der Liebe“, und in den zwanziger Jahren hat er auch auf der Szene wohlverdiente Erfolge errungen, mit dem Lustspiel vom „Dreimal toten Peter“ und den „Erwachsenen“, die im Berliner Komödienhaus ihre Uraufführung erlebten. In diesem Lustspiel griff er das seit Hasenclever und Bronnen damals noch immer aktuelle Thema vom Gegensatz der Generationen

auf und wandelte es mit seiner halb fontanischen, halb neuberlinischen geschäftlichen Sachlichkeit ab: ein Mündelpaar, ein Jüngling und ein Mädchen, stehen zwei Vormundpaaren gegenüber und erwidern deren teils wohlgemeinte, teils stark bereits ins geschäftliche Übervorteilen der Jüngeren ableitende Erziehungsversuche mit Erfahrungen und Gegenminnen, deren Wirksamkeit das eigentliche Erwachsensein den Jüngeren zuwies und die Älteren in die Rolle eben älter gewordener Halbwüchsiger drängte. Das war mit leichter Hand amüsan und witzig gemacht, auf Wissen vom wirklichen Leben und seinen Problemen, besser, seinen Schwierigkeiten gestellt. Der Autor wollte vom Dialog mehr als von den Gestalten aus das Publikum und zugleich im formulierenden Schreiben sich selber unterhalten; so hat er bestes dramatisches Feuilleton mit Perspektiven, ohne Ansprüche und ohne Abgleiten ins Literarische gegeben und fand ebenso Beifall bei den Zuhörern wie sonst bei seinen Lesern, wenn er aus Beleidigungsklagen oder Betrugsaffären seine melancholisch amüsanten Bilder des kleinen und unsichtbaren Lebens entwickelte und in seiner überlegen witzigen Formulierung für Momente eindrucksvoll und nachdenklich ausleuchten ließ.

Elsa Wagner

Elsa Wagner erfreut sich seit vielen Jahren eines sicheren und berechtigten Ruhmes in der Theaterstadt Berlin. Sie war als junge Schauspielerin am Deutschen Theater Reinhardts tätig; sie spielte unter Jekner und Gründgens jahrelang am Staatstheater und ist seit der Katastrophe von 1945 eine der wesentlichsten Stützen des

Deutschen Theaters der Nachkriegszeit. Sie spielt seit langem fast nur komische Rollen, ältere Frauen, Chargen mit einem kräftigen, wirksamen und das Publikum beglückenden Humor — und gibt trotz alledem mit diesen öffentlichen Leistungen nicht die leiseste Vorstellung von dem, was sie eigentlich kann und ist.

Elsa Wagner ist Baltin, hat sprachlich sogar mehr von dem härteren Tonfall der Deutsch-Russinnen als von dem weicheren, singenderen Deutsch der Baltinnen. Sie war 1914 jung verheiratet: der Mann fiel zu Kriegsbeginn: sie blieb Elsa Wagner und hat seitdem mehr als ein Menschenalter Theater auf der Szene gespielt, während ihr eigentliches Reich das lächerliche, verdrehte Theaterspiel mit den Lächerlichkeiten und Verdrehtheiten des Lebens ist.

Wenn man ihr zuerst begegnet, spürt man wenig Besonderes: eine kaum mittelgroße, eher kleine, aber kräftig volle Gestalt, ein etwas von Lachen und Schminke verknittertes Schauspielergesicht von leicht slawischer Breite, ein Paar sehr bewegliche, fröhlich funkelnde braune Augen; sie würde, wenn man sie in einer Gesellschaft träfe, wohl auffallen; aber man würde kaum auf das gefaßt sein, was sie wirklich zu bieten hat. Obwohl das nicht wenig ist.

Elsa Wagner hebt nämlich, sobald sie sich in einem Kreis von Menschen befindet, in dem sie sich wohl und sicher fühlt, in günstigen Stunden sich selbst, ihre schauspielerischen Leistungen und das ganze Theater des Humors so völlig aus den Angeln, daß vor ihrem mitreißenden, großartig östlich vitalen Lachen von all den bedingten und studierten Heiterkeiten der Bühne nichts übrigbleibt. Elsa Wagner hat die mitreißende, freie Komik des geborenen Stegreifkomödianten; sie macht sich ihre Szene selbst, spinnt aus einem winzigen Anlaß ein riesiges,

phantaſtiſches Gebilde aus Witz, Spott, Spaß, Laune, Gelächter, Spiel mit allen Realitäten, ſo daß all die vor-
trefflichen Leiſtungen, die man von dieſer Frau auf der
Bühne ſah, verblaſſen, verwehen, aufgeſagter Literatur-
humor werden, der mit dem echten, dem unmittelbaren,
improviſierten, vom Schauspieler, der ihn beſitzt, ſelbſt
im Moment geſchaffenen Humor nicht das mindeſte zu
thun hat. In den guten Stunden Elſa Wagners erſteht der
ſelige Kaſpar, der Hanswurst, der echte, freie Schauspieler
an ſich zu neuem Leben, erfährt man beglückt und hin-
geriſſen, was Theater eigentlich iſt, beſſer, was es war,
bevor die Literatur ſich ſeiner bemächtigte, den ſelbſt-
herrlichen Mimen, die Kraft des geborenen Komödianten
in die Feſſeln des erlernten Wortes legte und damit dem
geſamten Schauſpiel, den beſten Energien des Theaters
eine Ablaufſlinie vorſchrieb, die zwar zu herrlichen Er-
gebniffen ganz anderer Art, zugleich aber zur Verſüm-
merung der eigentlichen Mimenkraft führte, nämlich der
frei ſich entfaltenden Darſtellung der Phantaſtik des
Lebens aus der freien Luſt am Theater, am Schauſpiel,
ohne Begrenzung und Mitreden anderer.

Elſa Wagner auf der Bühne, die Rollen Molières,
Sternheims oder gar Ibsens ſpielend, iſt eine ausgezeich-
nete, kluge, diſziplinierte Schauspielerin, die genau ihre
Mittel und Möglichkeiten kennt und im Intereſſe der
jeweiligen Aufgabe anwendet. Elſa Wagner, frei von
Text und Regiſſeur, in einen Kreis von Menſchen geſtellt,
die ſie kennt und mag und bei denen ſie ſich wohl fühlt,
iſt ein Phänomen, eine Naturkraft, das freie Talent
eines Schauspielers, der nur ſich, nicht irgendein Stück
gegebener Literatur zu ſpielen braucht. Sie iſt ein ent-
feſſeltes Bündel aller unterſchiedlichen menſchlichen
Komik und Lächerlichkeit, allen Schwindels und allen

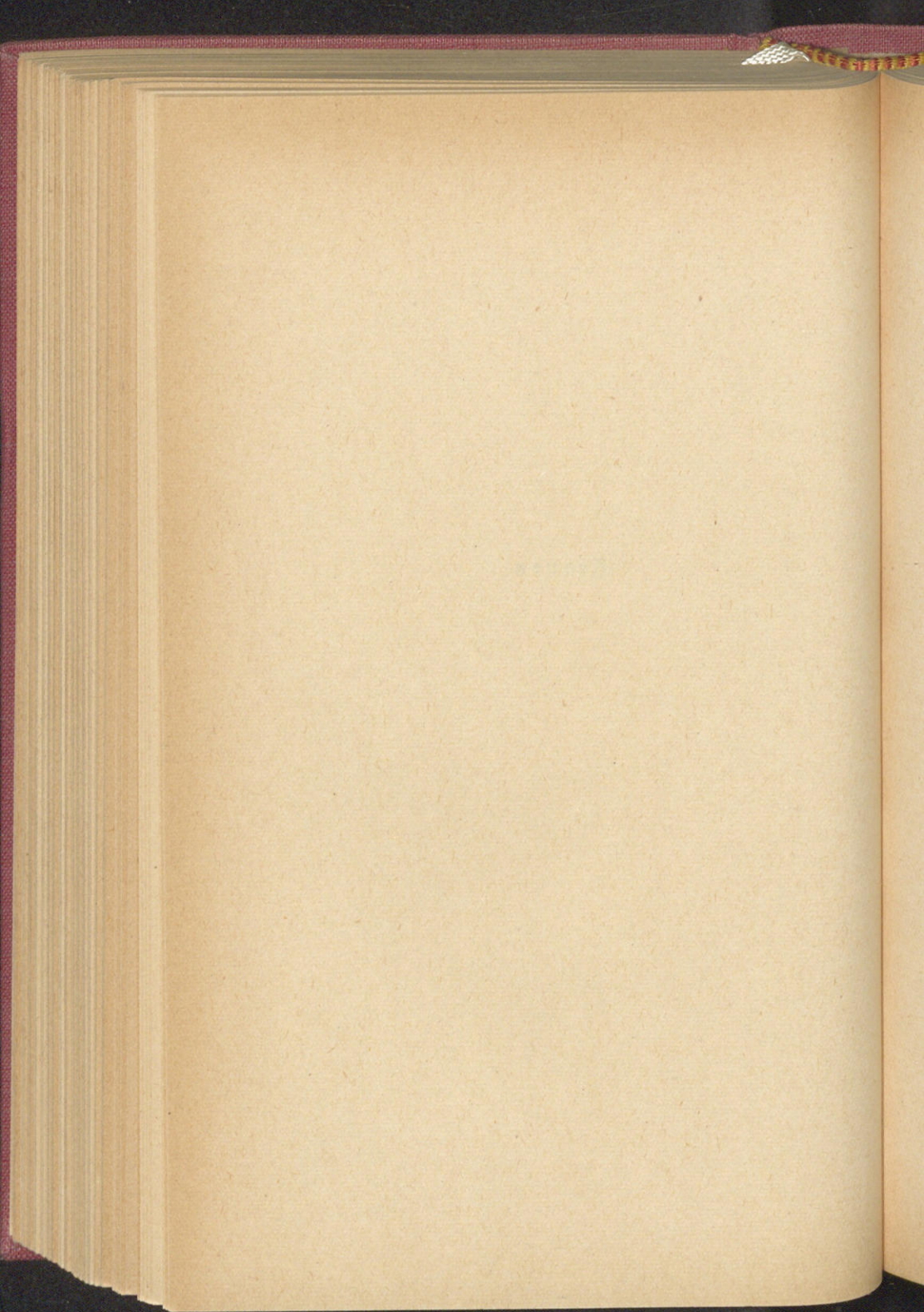
Spiele mit menschlichem Ernst und menschlichen Würdekonventionen, vernichtende Überlegenheit über alles, was die geordneten Welten der anderen vom vergnügten Chaos der hemmungslos ausbrechenden Vitalität trennt. Nichts hat mehr Existenz, alles wird Wort, Geste, Schein und wilde Komik. „Du warst herrlich gestern im „Clavigo“, Otto,“ sagt sie mit rollend übersteigertem baltischen Ernst zu ihrem Nachbarn zur Linken; noch im selben Moment wendet sie sich an den zur Rechten, halblaut fragend: „Er hat doch hoffentlich mitgespielt —?“ Sie hebt Lob und Tadel aus dem Bereich des Bedeutsamen ins belanglos Lächerliche: die ganze Welt wird Komödie, die ihren Sinn allein darin hat, daß sie denen, die sie spielen, ebensoviel oder noch mehr Spaß macht als den Zuschauern.

Bei Elsa Wagner kann man mehr über die wirkliche Beziehung zwischen Epik und Drama und über das epische Drama erfahren als aus hundert theoretischen Diskussionen. Sie ist eine großartige Erzählerin, erzählt mit Leidenschaft, mit Pathos, mit strahlendem Gelächter, mit dem ganzen Körper — und erzählt dramatisch. Sie hat in ihrem Repertoire Tatsachenberichte, zu denen die ganze dramatische Weltliteratur ihre besten Wirkungselemente hat liefern müssen. Eine der herrlichsten dieser Geschichten, die zugleich wirkliche Geschichten und wirkliche Dramen sind, ist der Bericht über ein sommerliches Erlebnis in Saarow-Pieskow, wo ihr Käthe Dorsch ihr Haus für die Urlaubszeit zur Verfügung gestellt hatte und wo sich eine an sich völlig belanglose Episode zwischen ihr und einem jungen schwedischen Freunde abspielte, die aber durch ihre, man muß schon sagen, Inszenierung und Auf-
führung zum Rang einer geradezu aristophanischen Komödie erhoben wird. Man gerät immer wieder in Versuchung zu erzählen, was sie berichtet; es würde seiner

besten Wirkungen beraubt in sich zusammenfallen, weil es sein eigentliches Leben durch den entfesselten dramatischen Humor Elsa Wagners empfängt. Man möchte festhalten, beschreiben, darstellen, was sie gibt: es bleibt in seinem Besten so unfaßbar wie die Leistung eines großen Schauspielers, ja noch viel unfaßbarer, weil hier der Schauspieler das wirkende Wort sich auch noch selber schafft und findet.

Der Humor der Schauspielerin Elsa Wagner ist eigentlich so etwas wie totaler Humor. Er wirkt mit den Mitteln des Epischen, ist Humor einer wunderbaren, lebendigen Erzählerin; er nußt verschwenderisch die Mittel des Dramatischen, der spannend aufgebauten Szene, und er gibt zugleich den Humor des Menschen, der sich, seine Vitalität, sein herrliches Lachenkönnen einsetzt, um einmal die volle, ganze Wirkung des befreiten Schauspiels an sich, die komödiantische Komik mit aller Kraft der baltischen Lebensbreite zu voller Entfaltung zu bringen.

Frauen



Cornelia Gurlitt

Es war in Wilna im Jahre 1916: ich saß mit Ernst Wallenberg auf der Wilnaer Zeitung und führte das für das preußische Heer eigentlich unvorstellbare Leben eines Landsturmmannes, der nicht nur seinen Dienst selber regelte, sondern oft wochenlang eine Dienststelle mit neunundsechzig Mann leiten mußte, obwohl er als unge-dienter Mann nicht einmal die Gefreitenknöpfe, geschweige denn Unteroffizierstreffen oder sonstige hohe Rangabzeichen besaß. Die Aufgabe war nicht immer leicht zu lösen; sie hatte entschieden Reize, da sie bei einigermaßen geschickter Handhabung der militärischen Spielregeln durchaus die Möglichkeit bot, selbst bei Vorgesetzten mit Achselstücken das Notwendige und Richtige zu erreichen und durchzusetzen.

Das Leben im Betrieb der Wilnaer Zeitung war rein männlich — bis auf die Gestalt einer litauischen Reinmachefrau, die sich herabgelassen hatte, wenigstens einigermaßen für Reinlichkeit der Quartierräume zu sorgen, weil es bei uns Küchenchaben in hellen oder besser in dunklen Scharen gab. „Lassen Sie Tierchen doch leben,“ schrie sie eines Tages Zuschlat, den langen, ernsthaften Burschen Wallenbergs, an, als er wieder einmal mit einem nassen Lappen einige dieser freundlichen Mitbewohner des Hauses erschlug; „wenn nicht gewesen wären in Haus, wär' ich nicht arbeiten gekommen. Tier-

chen gehen bloß, wo gute Menschen sind — ich auch! Nicht totmachen, leben lassen." Es war ein tiefer Einblick in die Seele des Ostens, den sie uns damit eröffnete; weibliche Atmosphäre kam trotzdem nicht ins Haus.

Die brachte erst Schwester Hedwig, die Wallenberg eines Tages im Offizierskasino kennengelernt hatte. Sie war die junge Frau eines Feldarztes, der in der Nähe an der Front lag, stammte irgendwo aus dem Badischen, arbeitete im Kriegslazarett Antokol und war bald der Liebling der ganzen Wilnaer Zeitung. Wenn ihre kleine, zierliche Gestalt mit dem dunklen Haar und den strahlenden dunklen Augen in dem brünetten, fröhlichen Gesicht auftauchte, strahlten noch die langweiligsten Männer, und das Leben bekam, wenn sie einmal eine freie Stunde bei uns in dem primitiven Redaktionszimmer saß, beinahe wieder etwas von Leben, was man ihm sonst nicht eben häufig nachsagen konnte. Sie hatte eine herrlich unbefangene Art, mit allen umzugehen, wurde mit Offizieren wie mit Mannschaften in gleicher Weise überlegen lachend fertig und war eines der freundlichsten Geschenke dieser sonst an Freundlichkeiten nicht eben reichen Jahre.

Eines Tages, es war im Frühsommer, kam Schwester Hedwig zu mir und sagte: „Draußen bei uns in Antokol ist eine Schwester Cornelia, die muß ich euch einmal mitbringen. Sie malt immer. Ihr Vater, sie ist aus Dresden, hat auch mit Kunst zu tun; er ist Professor, glaub ich, oder sowas. Ich seh sie manchmal und denke, sie wird sich gern mit euch unterhalten; ihr redet doch auch über sowas, und der olle Kriegsmaler da“ — sie meinte Leo Klein-Diebold — „ist auch oft bei euch.“

Durch weiteres Fragen erfuhr ich, daß Schwester Cornelia eine Tochter von Cornelius Gurlitt war, seit

einem Jahr in Antofol arbeitete und offenbar ein etwas abseitiges Leben im Bereich des Lazarett's führte. Wallenberg forderte Schwester Hedwig auf, sie mitzubringen, wie sie es vorgeschlagen hatte; er empfand seine Wilnaer Zeitung gern als eine Art Kulturzentrum von Ober-Ost und freute sich über jeden neuen Gast.

Eines Tages kam Schwester Hedwig mit Cornelia Gurlitt auf die Redaktion. Die beiden waren ein seltsames Paar: Schwester Hedwig klein, zierlich, dunkel, fröhlich — Cornelia Gurlitt groß, stattlich, blond, eine Erscheinung, bei der die graue Schwestertracht fast wie Verkleidung wirkte. Sie hatte ein großes, volles Gesicht, das eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den Zügen des Vaters überstrahlte; wenn sie mit weit ausladenden Schritten daherkam, spürte man schon am Gang, an der erfüllten Wucht der Bewegungen, daß hier ein sehr besonderer Mensch auftauchte, und Gespräch und Unterhaltung bestätigten bald diesen Eindruck und verstärkten ihn von Begegnung zu Begegnung.

Cornelia Gurlitt war Malerin, sie war darüber hinaus ein leidenschaftlich impulsiver Mensch voller innerer Gegensätze, die zu einer Einheit zusammenzuleben eine ungeheure Aufgabe war. Sie war hart, schroff, von unbittlicher, unverbindlicher Aufrichtigkeit, auch wo diese gar nicht erforderlich war: sie war zugleich weich, für alles Leben offen und erfüllt von tiefer Sehnsucht nach eben diesem Leben. Sie war rasch mit den Worten, ohne auf ihre Wirkung zu achten, und zugleich sehr empfindlich. Sie war sprunghaft bis zur Unverständlichkeit, von einer blitzschnell wechselnden Reaktion bald auf dies, bald auf das, so daß dem Partner des Gesprächs eigentlich nichts übrigblieb, als sich jeweils zum passiven Empfänger dieser bald hier, bald da, bald dort aufleuchtenden Frag-

mente des inneren Lebens zu machen, die knisternden Funken der Einfälle, Abweisungen, Wünsche, Ausbrüche, Klagen, überheblichen Negationen in sich aufzufangen und zu versuchen, aus ihnen so etwas wie ein Ganzes werden zu lassen.

Diese Frau war von einer Kraft der inneren Spannungen, die etwas Erdrückendes hatte. Sie tat ihren Nachtdienst im Lazarett, nahm morgens in der Frühe, sobald sie frei war, ihr Malgerät und ging in die Landschaft, malte stundenlang, ohne etwas zu essen, kehrte zurück, ging in die Stadt, begab sich wieder ins Lazarett und absolvierte, ohne einen Moment geschlafen zu haben, den zweiten Nachtdienst. Es war eine innere Unruhe in ihr, die sie zwang, immer wieder Neues zu tun — und die sie zugleich drängte, ohne Lun das reine Sein des Draußen stundenlang schweigend, horchend, sehend mitzuleben. Sie klagte, daß es ihr in Folge ihres Dienstes nicht möglich wäre, einmal den ganzen Ring wenigstens eines Tages vom Morgen bis wieder zum Morgen mitzuleben: am liebsten wäre sie ohne zu schlafen tages- und nächtelang draußen geblieben, um das Auf und Ab des Lichtes der Sonne und des Mondes, Steigen und Sinken der Tage und der Nächte in sich eingehen zu lassen. Sie zußte verächtlich die Achseln, wenn einer von der Notwendigkeit des Ausruhens, des Schlafens sprach: es erschien ihr unwürdig, die Hälfte des Lebens zu verschlafen, statt jeden Moment in voller Wachheit zu erfassen und alle seine vielen Seiten bewußt in sich eingehen und wenigstens momentanen Besitz werden zu lassen. Sie füllte so den Raum in sich und um sich völlig mit sich und ihrem Wesen aus: ihre große, stattliche Erscheinung war Sinnbild auch der inneren Beanspruchung des Lebensraumes, der von ihren unbezähmbaren Kräften ausging.

Sie las viel: Rilke war damals einer ihrer Lieblinge, daneben Trafl. Sie konnte fast ununterbrochen Dostojewskij lesen, trug Barbusses „Feuer“ mit sich herum, daneben Leonhard Franks „Der Mensch ist gut“, die ganze verbotene Literatur jener Jahre. Aber Lesen war ihr zuwenig; sie mußte selbst schaffen. Sie war Malerin, Schülerin des Dresdener Hans Nadler, wenn ich mich recht entsinne, dessen Einwirkungen sie aber längst völlig selbständig verarbeitet und ihrem Wollen assimiliert hatte. Sie war befreundet mit der Gräfin Kaldreuth, der Frau des Malers, die eine Gräfin Yord, eine Schwester des Chefs der Verwaltung Wilna-Suwalki war. Sie hatte einen ausgeprägten Sinn für das Moderne; in der östlichen Welt Litauens war ihr vor allem Chagall, den sie von Dresden her, aus der Sammlung der Frau Ida Bienert, genau kannte, ein tiefer Eindruck geworden, den sie aber ebenso wie die einst erlernte Malerei längst sehr selbständig und auf ihre besondere Weise weitergeführt hatte. Sie malte viel, zeichnete noch mehr; am liebsten griff sie zum Lithographenstein. Es gab in Wilna eine lithographische Anstalt, in der sie zu arbeiten pflegte. Die war von der Zeitung der 10. Armee für die Herstellung ihrer illustrierten Beilagen besetzt worden, so daß es gelegentlich vorkam, daß die Pressen von dem Maler und Landsturmmann Schmoll von Eisenwerth und seinen Helfern gebraucht wurden, wenn Cornelia Gurlitt kam und drucken wollte. Ihre Ungeduld konnte Warten nicht ertragen: sie geriet in heftige Kontroversen mit den Arbeitenden, verlangte, daß man ihr die Pressen freigab. Schmoll von Eisenwerth machte sie höflich und freundlich darauf aufmerksam, daß er vom Leutnant Urbach den dienstlichen Befehl habe, bis fünf Uhr die Beilage fertig ausgedruckt zu haben. Cornelia Gurlitt lachte voll ehr-

lichen Zornes Hohn: „Befehl — Befehl! Wenn Sie mir sagen würden: „mir liegt persönlich daran, meine Arbeit hier fertig zu machen, ich möchte sie für mich zu Ende führen,“ — das könnte ich verstehen. Aber kommen Sie mir doch nicht mit dem albernen Wort Befehl. Was ist ein Befehl für Sie? Wer ist Herr Leutnant Urbach für Sie? Seien Sie ein Mensch, aber nicht eine Maschine, der man befiehlt!“

Der Landsturmmann Schmoll von Eisenwerth blieb höflich und freundlich, ließ das Unwetter ihres Zornes über sich ergehen und arbeitete weiter. Sie mußte warten — obwohl es an ihr fraß, so daß man immer neue Ausbrüche und Angriffe befürchten mußte.

Wenn sie dann endlich eine Presse frei bekam und nun ihre mitgebrachten Blätter auf den Stein umdrucken konnte, war sehr bald alles vergessen. In der Hingabe an die Arbeit wachte ein anderer Mensch auf — und der war zuletzt das entscheidende Teil ihres Wesens.

Denn diese Frau, deren Namen und Leistung nur dem kleinen Kreis der Menschen bekannt wurden, die ihr im Leben begegneten, war vielleicht die genialste Begabung der jüngeren expressionistischen Generation. Sie mag damals Mitte oder Ende der Zwanzig gewesen sein: was sie zu jener Zeit an Zeichnungen, Lithographien, Gemälden schuf, gehörte zum stärksten Ausdruck in der Kunst jener Jahre, hatte vor allem im Umkreis der weiblichen Leistungen kaum seinesgleichen. Sie hat wieder und wieder die ungeheuerlichen Bettlergestalten Wilnas gezeichnet, mit der Feder oder für den Druck vom Stein: sie hat in diesen Blättern die Chagall-Einflüsse so persönlich und eigenwillig verarbeitet, daß eine ganz neue, besondere Welt entstanden ist. Eine härtere Welt als die

Chagalls, in den Federstrichen der Zeichnungen scharf bis zum Abenden, dann wieder erfüllt von einem Leben, das dem östlichen Chagall völlig verwandelte Züge gibt. In den Blättern von Cornelia Gurlitt lebt viel mehr von der leidenden Realität des Ostens: das Traumhafte ist unerbittliche Wirklichkeit geworden, nicht vom Einzelnen aus, sondern durch die Kraft und die Härte der verwirklichenden Form. In ihren zeichnenden Händen war keine Weichheit; noch die großen Blätter der Landschaften aus der näheren Umgebung Wilnas, die sie mit der Feder vor der Natur gezeichnet hat, sind von einer spitzigen Schärfe des Striches, die dem Objekt etwas Metallisches, wie in der Realität Ziseliertes gibt. Nur zuweilen in irgendeinem kleineren skizzierten Blatt wick diese Härte nicht einer Weichheit, sondern fast einer Eleganz des Striches: frühe Zeichnungen von Nolde aus der Zeit um 1900 haben manchmal ähnliche Wirkungen.

Die ganze Weite der Welt, die in dieser Frau lebte, tat sich aber erst vor ihrer Malerei auf. Sie hat in der Hügellwelt von Antokol und in dem schwingenden litauischen Land um die Wilja eine Fülle von Landschaften gemalt, in großen, flächig und doch belebt gegebenen, teils schweren, teils leuchtend strahlenden Farben. Sie hat im Winter im tiefen Schnee gestanden und den Zauber der Farbigkeit all der bunten Dinge und Häuser vor dem gewichtlosen Weiß ins räumlich Raumlose zu fassen gesucht und hat sommers aus der fast nördlichen Buntheit der Gehöfte schöne, große und durchfühlte Bilder geschaffen. Sobald sie statt des Stiftes den Pinsel zur Hand nahm, ging ihr Gefühl mit ein in das, was sie schuf: ihre ganze Liebe zu der reichen, lebendigen und noch völlig richtigen, durch keine Gradlinigkeit der Natur entzogenen Landschaft Litauens kam in diesen Bildern zum Ausdruck.

Sie wurde zuweilen auch im Malen hart, sonderbarerweise am häufigsten, wenn sie Blumen, Stilleben zu geben versuchte; sie nahm wie gesagt zuweilen Formelemente von Chagall in ihre Arbeit auf, behandelte den Raum souverän zweidimensional wie er: immer entstand eine Welt von ganz persönlicher Art, oft von bezaubernder Zartheit und Fülle des Farbigen, etwa in ihren kleinen Aquarellen, die so etwas wie gemalte Briefe waren. In den Ölbildern mit Ausnahme der Winterlandschaften blieb die Farbigkeit fast etwas tonig gedämpft; durch diese Tonigkeit aber brach zuweilen eine Kraft der Vision, die etwas Beängstigendes hatte. Sie hat einmal in Wilna das Porträt eines Soldaten gemalt; aus dem einfachen Gesicht des Mannes hat sie so eindringlich einen tiefsten Zug seines Wesens und seiner inneren Situation herausgeholt, daß man ihn seitdem, wenn man ihm begegnete, nur noch mit ihren Augen sehen konnte. Dabei war das Bild gänzlich unnaturalistisch gemacht, in grau-violetten, gedämpft fleischig gehaltenen Tönen: es war so von innerlich Wirklichem aus gestaltet, daß es stärker war als die gewohnt gewesene äußere Wirklichkeit.

Von Wilna aus ging Cornelia Gurlitt nach Berlin, dann nach Dresden: dort ist sie wenige Jahre nach dem Kriege gestorben. Ihrer Bilder nahm sich ihr jüngerer Bruder Hildebrand an, mit dem sie sehr befreundet war: wenn sie den Brand des elterlichen Hauses in der Kaiserstraße in Dresden überstanden haben, sollte man sie einmal der deutschen Öffentlichkeit vorführen. Es wäre sehr interessant und aufschlußreich, sie etwa neben Werken von Paula Modersohn zu sehen: es ist nicht ausgeschlossen, daß die Jüngere sich als die wesentlich Stärkere erweist. Man sollte es tun; wir sind nicht so reich an weiblichen

Begabungen und noch weniger reich an wirklichen Werten der letzten Jahrzehnte, daß man diese Frau und ihr Werk der Vergessenheit überlassen dürfte.

Oda Schottmüller

Der Name Schottmüller war mir von Elbing her vertraut. Vater nannte ihn öfters, hatte in Danzig einen guten Freund dieses Namens, und auch sonst tauchte er dann und wann bei uns auf. In Berlin stieß man von neuem auf ihn; bei den königlichen Museen saß die Kunsthistorikerin Frida Schottmüller im Umkreis Bodes, so daß auch hier die alte Beziehung sich wieder auftrat.

Der erste Träger des Namens aber, dem ich persönlich begegnete, war Oda Schottmüller. Ich war 1940, schon im Kriege, im Sommer nach Nidden gegangen, wohnte bei Blode, dessen Haus schon der Bruder meiner Großmutter, Louis Passarge, der Übersetzer Ibsens, in seinen „Baltischen Wanderungen“ das erste wohlverdiente Denkmal gesetzt hat. In dem gleichen Hotel am Kurischen Haff, das der Schwiegersohn des letzten Blode, der Maler Ernst Moldenhauer, vorbildlich leitete, hauste auch der Schauspieler Paul Bildt mit seiner Frau und seiner jungen Tochter Eva. Ich kannte Bildt seit vielen Jahren noch von Dresden her, wo er im Sommer mit dem Linsemann-Ensemble, zusammen mit dem jungen Ernst Legal im Residenztheater spielte, dann von Berlin vom Staatstheater her, an dem er seit Jahren tätig war. Wir saßen abends zuweilen zusammen, sprachen über Schauspieler und Theater, über Sprachwirkungen und Probleme der Melodie beim Dichter und beim Schauspieler. Wir kamen auf Matkowsky und Rainz, und Bildt erwies

sich als eine jener Begabungen, die bis ins einzelne die Melodie eines anderen nachzugestalten, seine Echtheit mit fast unheimlicher Prägnanz zu beschwören imstande sind. Er sprach die Gascogner Kadetten, von denen Monty Jacobs uns einmal eine alte, erneuerte Grammophonplatte vorgeführt hatte, die dann gegen das Ende hin auf einmal mit unartikulierten Lauten schauerlich zu schluchzen und zu heulen begann — in Paul Bildts Vortrag erstanden Stimme und Melodie des toten Rainz mit einer Präzision und Eindringlichkeit, daß man nicht mehr den lebenden Bildt, sondern den toten Rainz zu hören glaubte.

In dieses Gespräch und diese Demonstrationen — Bildt kopierte noch weitere Berufsgenossen mit der gleichen unheimlichen Ähnlichkeit und Intensität der Echtheit — kamen einmal am späteren Abend zwei junge Mädchen, Eva Bildt und eine Freundin von ihr, die etwas weiter oberhalb von Blode wohnte. Eva Bildt kannte ich; den Namen der andern verstand ich bei der Vorstellung nicht; erst am nächsten Tag erfuhr ich, daß sie Oda Schottmüller hieß, aus Berlin stammte, Bildthauerin und Tänzerin war.

Oda Schottmüller mag damals etwa dreißig Jahre alt gewesen sein. Sie hatte eine mittelgroße, zugleich schlanke und kraftvolle Gestalt, einen schönen, elastisch energischen und zielbewußten Gang und ein ruhiges, offenes, sicheres Gesicht mit einem Paar schöner, großer, sachlicher Augen, die sehr intensiv sehen und zugleich sehr fröhlich lachen und strahlen konnten. Es ergab sich bald ein lebendiger Kontakt; obwohl sie eigentlich einsame Spaziergänge, besser Märsche, liebte, bei denen sie mit raschen, weit ausgreifenden Schritten vom Dorfe Nibben bis etwa zum Gipfel der Hohen Düne wanderte, umkehrte und ohne Aufent-

halt wieder zurückmarschierte, ging sie des öfteren mit unserem Kreise mit, schloß sich uns an und war bald weit mehr als nur eine flüchtige Bekanntschaft aus sommerlichen Tagen. Ihr offenes, freies Wesen, ihr Anteil an allem, was lebendig und unmittelbar im Leben stand, und ihre unverhohlenen bekannte Abneigung gegen das Dritte Reich ergaben sehr rasch eine freundschaftliche Beziehung, die nicht nur den Sommer überdauerte, sondern bis zu ihrem vorzeitigen tragischen Ende sich bewährt hat. Wir saßen oft abends zusammen auf der Blodischen Terrasse am Haff; wir besuchten sie in dem kleinen Haus auf halber Höhe der Mehrung, in dem sie zusammen mit der Tänzerin Gertrud Wienecke wohnte; einmal hielt sogar ein kleiner Schmalfilm die unbeschwertere Heiterkeit dieser Sommerstunden im Bilde fest.

In Berlin begegneten wir uns wieder und erlebten nun zuerst die Tänzerin Oda Schottmüller, die allerdings von der Bildhauerin nicht völlig abzutrennen war. Oda Schottmüller tanzte Maskentänze: sie trug, um dem Körper allein die Ausdrucksfunktion zu überlassen, während des Tanzens goldene, silberne, getönte Masken, deren unbewegte, reglose Züge über der Rhythmik des bewegten Körpers dem Tanz als solchem eine viel stärkere Wirkung gaben. Zuweilen verlagerte sie die Maske vom Gesicht auf den Scheitel, trug sie über dem dunklen Haar, so daß sie nur, wenn sie im Tanz das Haupt senkte, für Momente als Gesichtssymbol über irgendeiner für Augenblicke erstarrenden Geste aufleuchtete. Meist trug sie sie als wirkliche Maske, deren ruhig großflächige Stilisierung dem bewegten Leben des Körpers einen Gegensatz mit immer neuen Ausdrucksmomenten gab.

Einmal veranstaltete sie einen Tanzabend im Beethovensaal. Ich hatte schon Monate vorher in der D.A.Z.,

als die noch ihre illustrierte Beilage besaß, einen längeren Aufsatz über Oda Schottmüller und ihre Tanzmasken geschrieben: ich sehe noch die eine Photographie, die sie mir dazu brachte, das schöne, ernste Gesicht, über dem im Haar schmal das Profil der Maske glänzte. Bei dem Tanzabend nutzte ich die Gelegenheit, das Bild der Tänzerin, soweit das dem Wort zugänglich war, zu fixieren und festzuhalten. Der Abend war sehr schön und wurde mit Recht ein großer Erfolg; die Tänzerin fand ebenso starken Beifall mit ihren strengen, beinahe von der Plastik abgeleiteten Schöpfungen wie mit den Tänzen, in denen die Masken nur noch Begleitmomente waren und der Körper allein das Wort hatte. Das Publikum, das den Saal bis auf den letzten Platz füllte, rief sie am Schluß immer wieder hervor, und Oda Schottmüller war glücklich. Es war wunderschön zu sehen, wie sie strahlte, wie nicht nur ihre Augen leuchteten, sondern der ganze, feste, von der Anstrengung noch in allen Nerven vibrierende Körper ebenfalls. Das kleine Künstlerzimmer war voll von Menschen, die sie sehen, sprechen, ihr Glück wünschen wollten. Ich konnte ihr nur rasch die heiße Hand drücken und einen Augenblick die schöne, natürliche Freude mitleben, die um sie war.

Es war merkwürdig: wir haben niemals über persönliche Dinge gesprochen und hatten doch von Anfang an einen selbstverständlichen Kontakt, eine wortlose Verständigungsmöglichkeit. Vielleicht lag es an der gemeinsamen westpreussischen Herkunft: das Stille mit dem leicht relativistischen Einschlag erzeugte wohl Verbindungen, die sich zu anderen erheblich langsamer einstellten.

Etwas später ergab sich die Bekanntschaft mit der Bildhauerin Oda Schottmüller. Sie hatte eine kleine Wohnung und ein großes Atelier am Beginn der Reichs-

straße, nicht weit vom Reichskanzlerplatz. Eines Tages bat sie um die Erlaubnis, die Porträtbüste einer gemeinsamen Freundin zu formen. Diese Erlaubnis wurde gerne gewährt; ich habe des öfteren den Sitzungen beigewohnt und nun die Arbeit der Bildhauerin Oda Schottmüller erlebt. Sie stand neben dem werdenden Tonmodell im langen, weißen Kittel, die Arme zu dem werdenden Bildnis erhoben und mit sachlich prüfenden, vergleichenden Blicken das Werk am Urbild, das Urbild am Werk messend. Es war ein ganz anderer Mensch, der da erwachte, als der an jenem Abend getanzt hatte: ein strenger, gegen sich strenger, fordernder Mensch, der sich selten genügt, selten das treffen konnte, was ihm vorschwebte. Das offene, rundliche Gesicht Oda Schottmüllers bekam einen fast harten, energischen Zug: man fühlte, wie sie mit dieser Art der Gestaltung ringen mußte, wie die eigentliche, ihr nächste doch wohl der Tanz, der direkte Ausdruck durch den eigenen Körper, nicht der über das Artefakt war.

Von dieser Arbeit aus ergab sich fast von selbst ihr Vorschlag, einmal mit ihr gemeinsam den jungen Bildhauer Kurt Schumacher aufzusuchen, mit dem sie befreundet und der ihr wesentlichster Lehrer gewesen war. Er hatte ein Atelier in einem größeren hölzernen, scheunenähnlichen Bau, der in dem Laubengelände am Bahnhof Papestraße lag. Wenn man vom Ringbahnsteig Papestraße nach Osten hinübersah, erblickte man zwischen Grün und Bäumen wenigstens die Stelle, wo sich das Atelier befand; dieses selbst blieb unsichtbar. Wir fuhren zusammen nach der Papestraße; unten am Ausgang erwartete uns Kurt Schumacher, ein schmaler, schlanker, nicht eben großer Mann mit einem schmalen, klugen, bartlosen Gesicht unter blondem Haar. Er übernahm die Führung

durch das Gewirr der Lauben und Fußwege und geleitete uns zu der verborgenen Stätte seiner Arbeit.

Er hatte sie mit Absicht in dieser abgelegenen Gegend gesucht. Kurt Schumacher war ein erbitterter Gegner des Dritten Reiches, obwohl er gelegentlich Aufträge für staatliche oder Parteistellen übernahm. Als wir zu seinem Atelier kamen, zeigte er uns ein paar große, figurenreiche, strenge Reliefs, die in Eisenguß für ein staatliches Werk ausgeführt werden sollten. Sein Vater, ein alter Kommunist, war im Gefängnis, in das man ihn geworfen hatte, ein Opfer der Behandlung geworden, die ihm dort zuteil wurde; der Sohn, ebenfalls Kommunist, stand zu den verschiedenen Gruppen des aktiven Widerstands von Ernst Niekisch bis zu den Jüngeren in nahen Beziehungen — von denen er mir auf dem Weg durch die Gärten ausführlich und mit vielen nicht eben ungefährlichen Einzelheiten berichtete.

Ich hatte Ähnliches gerade vor kurzem mit Karl Goerdeler erlebt. Den lernte ich ebenfalls bei einem gemeinsamen Bekannten kennen, und er entwickelte in meiner Gegenwart in aller Offenheit Pläne und Möglichkeiten der Vorbereitung einer aktiven Widerstandsbewegung, daß ich aus dem Staunen nicht herauskam. Er sah mich zum erstenmal, wußte höchstens durch den gemeinsamen Bekannten von meiner Stellung zum Dritten Reich und daß ich ein „sicherer Mann“ sei; er konnte trotz alledem keine Vorstellung von meiner Fähigkeit zu schweigen haben, konnte nicht wissen, ob ich die Dinge, die er da mit manchen wesentlichen und interessanten Einzelheiten in meiner Gegenwart ausbreitete, nicht benutzen würde, mich vor anderen als Eingeweihter wichtig zu machen oder mit seiner Bekanntschaft und vertrauten Gesprächen mit ihm zu prunken. Kurt Schumacher entfaltete die

gleiche, ja eine noch weitergehende Vertraulichkeit, so daß ich schließlich sagte: „Herr Schumacher, ist es für Sie nicht ein bißchen gefährlich, mir das alles zu erzählen?“

Er lachte und schüttelte den Kopf: „Ich weiß durch Oda so viel von Ihnen, daß von Gefahr hier keine Rede ist.“

„Gut,“ sagte ich, „Sie wissen, daß ich weder Pg noch ein Freund der heutigen Situation bin. Sie wissen vielleicht sogar durch Oda, daß ich selbst sehr schlecht angeschrieben bin; aber Sie haben doch keine Ahnung, wie weit meine Fähigkeit des Schweigens geht. Meiner Haltung sind Sie sicher; aber Sie können doch in keiner Weise meines Dichthaltens sicher sein.“

Er lachte wieder: „Ich verlasse mich auf meinen Instinkt. Der täuscht mich selten — und bei Ihnen bin ich sicher.“

Vor dem Atelier breitete sich ein flacher, mit Gemüse bestandener Garten. Die großen Holztüren des scheunenartigen Raumes hatte Schumacher bereits geöffnet, so daß man von draußen die dunkelgrau getönten Modelle der Reliefs, ein paar Gipse, ein paar Porträtköpfe sah, Arbeiten von einer strengen Herbeheit, die halb als Stil, halb als Natur wirkte.

Die Stunden in diesem kahlen Raum unter dem grauen Abendhimmel gaben mehr von der wirklichen seelischen Situation im Dritten Reich als alle Versammlungen und Umzüge oder Konferenzen im Propagandaministerium. Oda Schottmüller war schweigsam. Sie stand zwischen den Statuen und den Reliefs, hörte zu, was Schumacher sprach, und hatte etwas von einer Schülerin gegenüber dem Lehrer. Sie hatte manches von ihm gelernt; wenn man an ihre Plastiken dachte, empfand man, wie vieles von ihm in ihre Arbeiten eingegangen war. Sie stand

ihm innerlich wohl nahe, ihr Wesen aber war von sehr anderer Art, viel weniger herb und strenge, weiblicher — und tänzerischer.

Ich bin Kurt Schumacher noch mehrfach begegnet; der Eindruck des ersten Zusammenseins wurde verstärkt, vertieft, aber nicht wesentlich abgeändert. Er lebte den gleichen politischen Idealismus, den ich aus den Jahren nach 1918 von den damals jungen Arbeitern her kannte, die im Juniklub, im volksdeutschen Klub, mit uns diskutierten; seine gespannte Energie konnte, an richtiger Stelle eingesetzt, wohl Wesentliches und seinen Idealen Gemäßes erreichen.

Im Frühsommer des Jahres 1942 ging Oda Schottmüller auf Wehrmachtstournee. Sie ging nach Italien, nach Sizilien, kam wohl zum erstenmal in den Süden, tanzte ihre Tänze, wurde gefeiert und kehrte strahlend zurück. Sie war ein anderer Mensch geworden, eine Frau — nicht mehr in erster Linie Künstlerin mit politischen Idealen.

Es war August oder September, als sie zurückkam. Bald darauf besuchte sie mich auf der Redaktion, und es war beglückend, sie zu sehen, braun, verbrannt, gesund und innerlich glücklich. Als ob sie unterwegs eine Erfüllung erfahren hätte, die ihrem Leben bisher gefehlt hatte.

Wir gingen zusammen zu Vorchardt in die Französische Straße frühstücken — tranken, so etwas gab es damals noch, eine Flasche guten Burgunder und fanden, daß man die Zeit des Krieges noch nach Kräften genießen müsse: was nachher kommen würde, würde doch fürchterlich sein. Sie wollte schon in den allernächsten Tagen von neuem auf Wehrmachtstournee gehen: ihre Augen strahlten, wenn sie davon sprach, und die Stunde war so schön

und richtig, daß wir beschlossen, sie am nächsten Tag zu wiederholen und noch einmal zusammen zu frühstücken, an der gleichen Stelle, in Herrn Dreschers seltsamem Lokal, über dem die Gestapo ihre Büros hatte und in dem trotzdem viele Leute verkehrten, für die sich ebendiese Gestapo intensiv interessierte.

Oda Schottmüller wollte mich am darauffolgenden Tag mittags abholen, damit wir den kurzen Weg zur Französischen Straße zusammen machen konnten; aber sie kam nicht. Ich nahm an, daß ihr Reisevorbereitungen dazwischengekommen waren: wir hatten vereinbart, wenn es am nächsten Tag nicht klappen sollte, würde sie am übernächsten kommen.

Sie kam auch am übernächsten Mittag nicht. Ich rief in ihrem Atelier an: niemand meldete sich; ich wiederholte am nächsten Tag mehrmals den Anruf: alles blieb still. Ich tröstete mich: sie hatte damit gerechnet, daß ihre Abreise in das Kriegsgebiet unter Umständen ganz plötzlich erfolgen müßte; wahrscheinlich hatte man sie telegraphisch angefordert, und sie hatte sich nicht mehr verabschieden können. Es tat mir leid; ich sah sie immer noch in ihrem leichten weißen Kleid winkend auf dem Gendarmenmarkt stehen, wo wir uns vor drei Tagen verabschiedeten. Ich hätte sie gern noch einmal gesprochen — nun mußte ich bis zu ihrer Rückkehr warten.

Ein paar Wochen später fand ich in meinem Büro in der Starnberger Straße einen mit Bleistift geschriebenen Zettel im Korridor an der Erde. Er war durch den Briefkastenschlitz gesteckt worden; jemand hatte mich wohl nicht angetroffen und wollte so Nachricht geben.

Ich nahm ihn auf und las. Keine Anrede, keine Unterschrift: „Wenn Sie über Oda Nachricht haben wollen, rufen Sie Nummer K.K. an.“

Mich ergriff das wohlbekannte, böse Gefühl, das man immer verspürte, wenn man irgendwo in der Nähe die mitleidlose Hand des Staates witterte. Ich ging zu einem Automaten, rief die angegebene Nummer an und wartete. Es dauerte eine ganze Weile, dann wiederholte eine weibliche Stimme fragend die Nummer. Ich berichtete, daß ich einen Zettel mit der Aufforderung anzurufen in meiner Wohnung vorgefunden hätte; ich wüßte gern Näheres.

Eine Weile Schweigen, dann sagte die Stimme: „Sie ist verhaftet. Der andere auch.“ Nach einer Weile wurde eine Adresse in der Gegend des Kurfürstendamms genannt. „Dort können Sie mehr erfahren.“ Dann wurde angehängt.

Ich ging lange mit den Rückengefühlen herum, die man immer hatte, wenn das Unsichtbare, der große Krumme wieder einmal in der persönlichen Welt sein grausiges Haupt aufreckte. Ich überlegte, ob ich die angegebene Adresse auffuchen sollte: auch bei mir konnte jetzt jeder Tropfen den Becher zum Überlaufen bringen.

Durch Zufall erfuhr ich aus anderer Quelle Einzelheiten. Die Gestapo hatte eine ganze Gruppe verhaftet, Männer und Frauen, viele Intellektuelle darunter. Man sprach davon, daß man einem Geheimsender auf die Spur gekommen sei und daß man bei Nachforschungen diesen Sender später verpackt auf dem Balkon von Ddas Wohnung an der Reichsstraße gefunden habe. Sie war seit Monaten auf Tournee gewesen: als sie wiederkam, hatte man sie ein paar Tage beobachtet und dann festgenommen. Ebenso Schumacher und die anderen.

Wie weit diese Angaben auf Wahrheit beruhten, wie weit sie Phantasie waren, habe ich nie herausbekommen können. Ich erfuhr nur noch, daß Ddas Mutter unter den

größten Schwierigkeiten bis zu der Verhafteten vorgebrungen sei — dann kam ein langes Schweigen und dann die schauerliche Nachricht, daß man diese schöne, blühende Frau in Plözensee ebenso wie Schumacher und die anderen Angehörigen des Kreises hingerichtet habe.

Es hat sehr lange gedauert, bis ich imstande war, das als Wirklichkeit, als Tatsache hinzunehmen: mit dem Sturm des 20. Juli, der aus den Reihen mir naher Menschen die Besten in noch viel schauerlicherer, brutalerer Form hinwegriß, ging die Trauer um Oda Schottmüller und ihre schöne, junge Kraft in den Schmerz um den Untergang einer ganzen, großartigen Welt ein und löste sich erst spät im Wissen um die Notwendigkeit alles Geschehens, in der Überzeugung, daß dieses alles doch nicht ohne Sinn für die Zukunft gewesen sein konnte.

Einige Jahre später, im Herbst 1948, veranstaltete man in eben dem großen Raum in Plözensee, in dem die Hinrichtung Oda Schottmüllers und ihrer Gefährten stattgefunden hatte, eine sogenannte Gedenkstunde. Es muß grauenhaft gewesen sein. An die Stelle, an der der Block gestanden hatte, hatte man ein Postament gerückt und auf dieses Postament dekorativ eine große, flache Schale gestellt, über die man ein scharlachrotes, weit herabhängendes Tuch gebreitet hatte. Hinter diese Schale trat ein Redner nach dem andern im schwarzen Festgewand und sagte seinen Spruch zu den versammelten geladenen Gästen, bevor er dem Nächstfolgenden den Platz und das Wort räumte. Eine politische Maschinerie, in deren Räderwerk das strahlende Leben einer schönen jungen Frau zerrieben war, war von einer ebenso leblosen abgelöst worden.

Maria Koppenhöfer

Darf man von einer Begegnung mit einem Menschen sprechen, dem man nur ein- oder zweimal im Leben die Hand gereicht, mit dem man ein paar Stunden zusammengegessen und nicht einmal Besonderes, Tiefergehendes gesprochen hat? Man darf es vielleicht, wenn dieser Mensch wieder und wieder mit seinem Wesen, seinem Wesentlichsten von der Szene herab zu einem gesprochen hat, wenn man bei der persönlichen Begegnung nicht einem Fremden gegenübersaß, sondern jemandem, von dem man viel mehr wußte, als man oft auch in langen persönlichen Gesprächen zu erfahren vermag — und wenn man überdies, freilich erst, als alles vorüber war, erfuhr, daß das, was man in den Begegnungen im Bereich des Gestaltens erkannt und in Worten zu fixieren versucht hatte, von ihr, der diese Worte galten, in vollem Umfang bestätigt war, weil es als Bestätigung empfunden und aufgenommen wurde.

Die Schauspielerin Maria Koppenhöfer begann in den zwanziger Jahren, selbst eine beginnende Zwanzigerin, sich aus dem Reigen der jüngeren Kräfte herauszuheben, ihr eigenes Gesicht und ihre besondere Stellung zu bekommen. Am Schillertheater, das damals dem Staatstheater unterstand, am Staatstheater selbst setzte diese Laufbahn zu raschem Aufstieg ein, fing der Weg eines Lebens an, der mehr und Tieferes offenbarte als Talent und Erfolge auf der Grundlage dieses Talents. Maria Koppenhöfer war nicht nur eine der stärksten Begabungen der letzten Phase des dem Untergang zugeleitenden Berliner Theaters: sie war ein Mensch, von dem man über das geheimnisvolle Schicksal, der Welt als Schauspieler gegenüberzustehen, über das Glück und über

die Tragödie, die dieses Schicksal bedeuten kann, mehr erfuhr als aus tiefgründigen Psychologien und Definitionen der schauspielerischen Wesenselemente. Maria Koppenhöfer hatte das Glück eines ganz großen Talentbesizes auf der Grundlage absoluter Wesensechtheit: dieses Talent drängte sie innerhalb der Realität des Theaters früh schon zu Aufgaben, die entscheidende Bereiche ihres persönlichen Seins und Lebens ungenutzt ließen. So kam sie von ihrem Talent und ihrem Substanzbesitz aus dem Leben gegenüber in eine Position, die ihrer Erscheinung gerade auf den Höhepunkten ihres Weges fast etwas vom dunklen Glanz einer Tragödie gab.

Maria Koppenhöfer war eine schauspielerische Begabung von einer Intensität des Vitalen, wie wir es seit Else Lehmann nicht mehr auf der Szene erlebt hatten. Schon ihre Erscheinung erinnerte an Else Lehmann: sie war groß, stark, kräftig, erfüllt von den Energien des tätigen, selbstverständlichen, dem Wirklichen verbundenen Lebens. Sie hatte in ihrer Erscheinung auf den ersten Blick wenig von einer Schauspielerin: wenn sie einherging, erlebte man einen Menschen, dem der Aufenthalt in der Welt des Scheines, des reflektierten Gefühls unmöglich genügen konnte. Einmal, es war schon im Kriege, erschien sie gegen Abend bei Freunden; die große, wuchtige, kraftvolle Gestalt erfüllte, obwohl sie nur wenig sprach, den Raum mit der schönen Wärme ihres starken Daseins. Am Essen teilzunehmen, weigerte sie sich: es war schon in der Zeit der verknüpften Rationen, und es gab Kinder im Hause. Sie bat nur um ein Besteck und um einen Teller — und dann holte sie aus der Tiefe ihrer mitgebrachten Tasche, es war wirklich eine Tasche, groß und voluminös, nicht nur ein elegantes Damentäschchen, ein verschraubtes Deckelglas mit Kartoffelsalat

und ein Paket zeitgemäß ausgestatteter Brote und verzehrte mit der ruhigen Selbstverständlichkeit eines trotzdem zum Kreise des Ganzen Gehörenden mit gutem Appetit ihre Mahlzeit. Es ist ein kleiner Zug: er enthüllte die eine Seite ihres Wesens, die reale, dem Diesseits verbundene, das Mütterlich-Frauenhafte dieser großen, ruhigen, kraftvoll vitalen Erscheinung.

Es war aber nur die eine Seite ihrer Welt, die hier sichtbar wurde, nicht ihre ganze und nicht ihre persönlichste. Maria Koppenhöfer war eine Frau, leidenschaftlich, temperamentvoll, jung — und jede Frau will schön sein, will auch auf der Szene, auf der sie mit den persönlichsten Kräften ihres Lebens vor die Welt hintritt, mit sich selber, mit ihrer Jugend, ihrer Erscheinung, mit ihrer menschlich persönlichen Existenz wirken. Sie spielte einmal bei Gründgens am Staatstheater die kleine Rolle der Marion in Büchners „Danton“. Der ganze Text umfaßt etwa eine Seite; es war trotzdem vielleicht die hinreißendste und ergreifendste Leistung, die sie geboten hat, weil sie hier einmal sich selbst als Frau und damit etwas von ihrer ganzen Wesensweite geben konnte. Sie spielte ein junges Mädchen, eine Grifette, Dantons Geliebte: sie konnte Jugend, Schönheit, Sehnsucht, Liebe geben, konnte in einer kurzen Szene einmal sich selbst, ihr ganzes junges Dasein von diesen persönlichsten Seiten her einsetzen. Dämmerung lag über dem Gemach; in ihrer Stimme war alle Herrlichkeit des Lebens, alle Sehnsucht nach dieser Herrlichkeit — und zugleich das Glück, einmal diese Sehnsucht und diese Herrlichkeit zum Klingen bringen zu können.

Sie hat dieses Glück nicht oft erlebt; sie war groß, stark, kraftvoll, erfüllt von Leben und Temperament: so gab man ihr ihre Rollen, fast möchte man sagen, vom Außeren

her. Durch die Besonderheit ihres Talents, das ins Reife, Fräuliche, ins Ältere griff, wurde ihre Jugend ausgeschaltet; das Vitale schob sich vor das Junge und damit vor das Schöne. Einmal — es war mehrere Jahre nach der Marion — gab man ihr Goethes Iphigenie, eine der zarten, jungen Gestalten der europäischen Dichtung. Aber man hob diese Iphigenie aus der klassischen Welt Goethes und stellte sie naturalistisch in ein Tauris, das für Zartheit, Jugend, Schönheit wenig Raum ließ. Der Tempel der Diana erinnerte an Stonehenge, und die Stufen, die von ihm in den völlig lichtlosen heiligen Hain hinabführten, hatten fast Meterhöhe, die nur durch balanzierendes Klettern, das wenig Gelegenheit zur Entfaltung von Grazie bot, zu überwinden war. Die Iphigenie, die Maria Koppenhöfer hier spielen mußte, bekam schon von dieser Umwelt her als Erscheinung etwas seelisch Langschäftiges: sie wurde der Euripideischen angeglichen, die mit Vergnügen durch Griechenschlachtung ihrem Bedürfnis nach Rache für die einstige eigene Opferung in Aulis Genüge tut. Die Möglichkeit, wieder einmal etwas von ihrer Sehnsucht nach Jung- und Schönsein auf der Szene zu befriedigen, ging hier unter in der Stilisierung, die man der Gestalt vom Ganzen her auferlegte.

Maria Koppenhöfer ist auch mit diesem Schicksal — denn es war wohl ihr eigentliches Lebensschicksal — fertig geworden, hat es erst in späteren Jahren stärker empfunden, als die Zeit der jungen Rollen vorüber war. Aber im Grunde hat sie in all den Jahren ihrer Tätigkeit am Berliner Staatstheater ein gut Teil ihrer Wirkungen gegen das eigene Sein errungen. Sie war mit unerhörter Suggestionskraft Sudermanns Weskálnene, das litauische Bettelweib in der Aufführung des „Johannisfeuers“, die zum erstenmal den eigentlichen Sudermann sichtbar

machte. Es war eine alte, häßliche, versoffene Frau, die sie spielen mußte. Fehling gab ihr die Zigeunermutter in Wolfs „Preciosa“; sie war von funkelnd mitreißendem Temperament und unwiderstehlicher Laune; ihre eigene Jugend aber, sich selber mußte sie wieder im Hintergrund lassen. Sie mußte sich fast immer am Objektiven auswirken, ihr subjektives Sein, ihre Person zurückstellen. Eine ihrer letzten großen Rollen in Berlin war die Elektra in Gerhart Hauptmanns Tragödie „Iphigenie in Delphi“. Hermine Körner spielte die Iphigenie, und das Duett dieser beiden Frauenstimmen gehörte zum Erschütterndsten, was man je auf der Szene vernommen hat. Abschied vom zutiefst gelebten Leben war in dem dunklen, klangvoll geborstenen Sarah Bernhard-Alt Hermine Körners; darüber schwebten groß, sehnsüchtig verhallend die Rufe Maria Koppenhöfers nach dem Verlorenen, Vergangenen, Klage um versäumte Jugend, die vielleicht der nagendste Schmerz des Lebens ist. Unentrinnbar ergriff den Hörer dies Gespräch der Seelen — weil er fühlte, wie durch die Worte des Dichters bei Maria Koppenhöfer der Sehnsuchtsruf des eigenen Lebens klang, Abschied von einer Jugend, die im Grunde ungelebt geblieben war — trotz allem Erfolg. Unter dem großartigen Schauspiel einer in fremden Worten verwirklichten Echtheit fremden Lebens schwang im Untergrund die tiefere, ergreifendere Echtheit des Persönlichen: eine Frau ließ etwas von der Bitterkeit des Schicksals ahnen, das bei allen großen Erfolgen ihrer Laufbahn sie doch verhindert hatte, sich selbst und nicht nur Fremdes, ihre eigene Jugend und ihre eigene Sehnsucht nach Schönheit strömend zu verwirklichen und damit auszuleben. Man wurde, ob man wollte oder nicht, wieder an jenen Abend und an das Glas voll Kartoffel-

salat in ihrer großen Tasche erinnert: es bekam fast etwas von einem grotesken Sinnbild jener stärkeren, härteren Mächte, die sie kampflos, ohne tragische Bemühungen, aber ohne die Möglichkeit wirksamen Widerstandes in die breiten Bereiche der sogenannten Wirklichkeit abgedrängt hatten.

Es war viel Geheimnisvolles in Maria Koppenhöfer, Kräfte, die sie schalten ließ, wie sie kamen und gingen: sie wußte um sie, ließ sie wirken, wenn auch andere zuweilen ein Schauer überlief. Freunde von ihr wußten zu erzählen, daß Japaner völlig erstarrten, wenn sie sich an der Tee-Zeremonie versuchte: was sie gab, war höchste japanische Schule, und niemand hatte sie ihr gezeigt. Ihre Welt ging über den Kreis des sogenannten Wirklichen hinaus, das sie ebenso mit ihrer ganzen großartigen Kraft ergriff und realisierte; sie stieß bis an die letzten Grenzen vor, ohne dafür Energien einsetzen zu müssen. Ihr Wesen reichte so weit wie die Zeit, in der sie lebte, und reichte weiter, so daß sie am Ende wohl den Kreis durchschritten hatte, der den Sinn ihres Lebens umspannte.

In dem Brief einer nahen Freundin finden sich folgende Sätze über Maria Koppenhöfer: „Sie hat ihr Leben ausgeschöpft; das Erfüllte ihres Lebens war in ihr zu spüren. Ihre Augen, ihr Denken waren schon auf das Jenseits gerichtet. „Ich mag nicht mehr — es ist zu Ende,“ hat sie vierzehn Tage vor ihrem Tode zu mir gesagt. Daß die Irre von Chaillot ihre letzte Rolle gewesen ist, empfand sie selbst als schicksalhaft: „Ich bin es selbst, ich bin es ja, ich weiß es — die Irre von Chaillot,“ sagte sie: „ich führe euch in eine bessere Welt —.““ Daran hat sie fest geglaubt.

Denkt man heute in den Tagen der Blockade an diese Erlebnisse zurück, die stumm, wortlos und doch unent-

rinnbar über dieses Dasein voll großartiger Energien und Reichtümer dahinglitten, so spürt man wieder einmal, was für eine Fülle konzentriertesten Lebens in diesen Jahren über unsere Welt dahingerauscht ist. Maria Koppenhöfer hat abseits ihres Berufes seit 1933 ein schweres, geheftetes Dasein geführt. Sie hatte aus einer frühen Ehe eine Tochter, die halb-arisch war: von Internat zu Internat, von Schule zu Schule mußte sie das Kind flüchten, immer in Sorge, immer in Angst vor dem, was sich entwickeln, was noch kommen konnte. Daneben spielte sie Theater, voll Laune, Temperament, Überlegenheit, Humor, und ließ zugleich das eigene Leben, die eigenen Wünsche und die Hoffnung auf Erfüllung abseits versinken, überdeckte sie wie die Gedanken an ihre Sorgen und Ängste, Befürchtungen und vagen Hoffnungsträume. Und als dann der Bann gewichen war, als die Zeiten der Not um das Kind vorüber waren und sie es endlich wieder zu sich holen, dem Leben seine natürliche Gestalt zurückgeben wollte, da griff das Schicksal hart und zerstörend in den eben reisenden Traum: die Tochter erlag nach kurzer Krankheit einem tödlichen Leiden, das sie unvermutet befiel.

Das Bild der Erinnerung an die große, unvergeßliche Schauspielerin Maria Koppenhöfer ist in allem Glanz und aller Fülle nur ein halbes Bild, wenn man nicht auch die dunkle Hälfte ihres Lebens, das Schicksal des frühen Sich-Selbst-Entsagenmüssens und die Last der ihr von den Mächten der Zeit von außen her auferlegten Sorgen und Qualen, hinzunimmt und dem Reigen ihrer noch lange fortwirkenden Gestalten der Szene die nur wenigen sichtbar gewordene Gestalt des Menschen, der Frau und der Mutter ergänzend und vertiefend zur Seite stellt.

Sabine Lepsius

Ein Mietshaus der westlichen Kurfürstenstraße, von der heute nichts mehr steht. Zwischen Nürnberger- und Schillstraße etwa erhob es sich, eine belanglose gleichgültige Fassade, die ihr Gesicht dem Süden zukehrte. In der zweiten Etage lag eine Fremdenpension, oben im obersten Stock wohnte die Malerin Sabine Lepsius, die dort auch ihr Atelier hatte, einen riesigen, in der Erinnerung merkwürdig dämmerigen Raum, der zugleich einem großen, dunklen Flügel als Aufenthalt und ihr somit als Musikzimmer diente.

Wenn man, aus dem düsteren Treppenhaus kommend, die Wohnung von Sabine Lepsius betrat, verließ man die Gegenwart und kam in eine Welt, die ihre Kräfte nur noch aus der Vergangenheit bezog: diese Kräfte aber waren so intensiv, waren so eingeordnet in diese Welt von einst, daß sie aus ihrer Geschlossenheit und Tragkraft der Atmosphäre um diese Frau eine geistige Sicherheit und Stärke in sich gaben, vor der alle Einwände von heute, von der Gegenwart aus kraftlos wurden und ohne Wirkung abglitten. Man erlebte Substanz und Sicherheit einer für uns vergangenen und nicht mehr verpflichtenden Kulturwelt, für die die Zeit nach 1918 nichts Entsprechendes mehr aufzuweisen hatte und die doch so stark war, daß sie selbst den noch band, der aus einer gegensätzlichen Gegenwart ihr nur für Stunden nahte.

Sabine Lepsius gehörte zu der großen Generation der Gestalten, die wie Hauptmann, Wedekind, George, Strindberg in der ersten Hälfte der sechziger Jahre geboren waren. Sie war eine Tochter des Malers Gustav Graef, der als Professor an der Königsberger Kunst-

akademie um 1900 einmal durch ein Bild für ein paar Jahre einer der populärsten Maler Deutschlands geworden war. Das Bild hieß „Die Lebensmüden“ und ging in Reproduktionen durch alle illustrierten Zeitschriften, die es damals gab. Es zeigte einen Bootssteg, der vom Hintergrund her ins offene Wasser führte, das den Vordergrund einnahm: am vorderen Ende des Steges standen zwei Menschen, ein Mann und eine Frau, die sich nicht nur umschlungen hielten, sondern sich, wenn ich mich recht entsinne, auch noch mit einem Strick umwunden und verbunden hatten, um auch im Tode nicht getrennt zu werden. Sie standen da in der Haltung von Menschen, die im nächsten Augenblick sich in das Wasser stürzen werden, das sich vor ihnen ausbreitet — und eben diese Spannung eines von Möglichkeiten vieler Art erfüllten Momentes hatte dem Gemälde wohl seine Publikumswirkung gegeben. Es wanderte durch viele Ausstellungen und gewann noch einmal neue Popularität, als der Maler ein paar Jahre später in einen Prozeß verwickelt wurde, der damals die bürgerliche Welt ebenso aufregte wie kurz zuvor das Gemälde.

Sabine Lepsius besaß ebenfalls ein ausgesprochenes malerisches Talent; zugleich begann sie früh schon eine starke musikalische Begabung zu entfalten. Sie fing an, Musik zu studieren; da den Frauen damals der Zugang zu den oberen, den Kompositionsklassen noch verwehrt war, wandte sie sich der Malerei zu, ging zu Karl Gussow, arbeitete bei ihrem Vater, folgte dann dem Zug der Zeit und begab sich nach Paris auf die Académie Julien, später auch nach Rom. 1902 heiratete sie den Maler Reinhold Lepsius, einen Sohn des berühmten Ägyptologen, der 1922 nach zwanzigjähriger Ehe starb. Sie malte wie ihr Gatte vor allem Porträts, Kinderbildnisse,

Männer und Frauen der Gesellschaft wie die Gattin von Helmholtz: ihr berühmtestes und am meisten bekannt gewordenes Bildnis und wohl überhaupt ihr bekanntestes Gemälde ist das Porträt Stefan Georges. Es entstand 1908. Sie war mit dem Dichter lange befreundet, bis der Gegensatz der Naturen die zuletzt wohl unvermeidliche Trennung herbeiführte. Sabine Lepsius hat dieser Freundschaft in ihren Erinnerungen an Stefan George ein wertvolles literarisches Denkmal gesetzt, das über die menschliche Art des Dichters wohl die wesentlichsten Aufschlüsse gibt.

Aus welchem Anlaß wir damals — es war schon im zweiten Weltkrieg — Sabine Lepsius auffuchten, weiß ich nicht mehr. Sie hat um jene Zeit eine Reihe sehr lebendiger und unmittelbarer Notizen aus ihren Aufzeichnungen für die „Deutsche Rundschau“ geschrieben; vielleicht ergab sich der Besuch im Zusammenhang mit dieser Mitarbeit; vielleicht erwuchs der Entschluß zu diesen Publikationen, wie ich fast glauben möchte, erst aus dem Besuch. Er brachte die Begegnung mit einer Frau und einer Welt, die wie gesagt in die damalige Zeit bereits wie aus einer weiten Ferne herüberleuchteten und dennoch nicht nur gegen diese Zeit, sondern gegen den ganzen inneren Wandel, der sich seit einem Menschenalter vollzogen hatte, immun und unberührbar geblieben waren.

Sabine Lepsius war damals eine Frau von fünfundsiebzig Jahren. Mit ihrer schlanken, großen Gestalt und der noblen Sicherheit ihrer Haltung wirkte sie nicht eben jünger — aber vollkommen zeitlos. Sie lebte in einer anderen Welt als der, in die uns das Leben gestellt hatte. Sie hatte sich nicht etwa aus der Gegenwart zurückgezogen; sie lebte das Heute und seine angenehmen

und nicht eben angenehmen Seiten lebendig mit: ihre inneren Kräfte aber strömten ihr aus der Vergangenheit natürlich und ohne Sentimentalität zu: sie lebte aus der Dichte der Welt, in der sie aufgewachsen und jung gewesen war, und ließ diese Dichte vom Gegenwärtigen weder stören, noch gar schwächen und auflösen.

Sie war sehr schön anzusehen mit ihrem feinen, vornehmen, durchgeistigten und geformten Gesicht; sie hatte sich in dem großen Atelierraum eine Umwelt aufgebaut, die kaum etwas mit der Gegenwart zu tun hatte, aber zu ihr so vollkommen paßte, daß man nicht einen Moment auf den Gedanken kam, irgend etwas aus dieser Malerwelt von einst könnte anders sein. Sie war so vollkommen eins mit den Dingen, die sie umgaben, daß man, wenn man sie als Erscheinung bejahte, und das tat man instinktiv vom ersten Augenblick an, auch das, was um sie herum war, nicht verneinen konnte, ja, daß man nicht einmal den Weg zu einer kritischen Haltung fand, auch wenn man es versuchte.

Das erlebte man vor allem vor ihrem großen Gemälde des blinden Johann Sebastian Bach, der, wenn ich mich recht entsinne, an einem Spinett oder einem ähnlichen Musikinstrument sitzend, den Söhnen seine Kompositionen diktiert. Es war ein Riesenbild, das nur in einem Atelier von den weiten Ausmaßen des ihren stehen konnte, ohne den Raum, alles andere verdrängend, so zu beherrschen, daß er keinen Lebensraum für die Besizerin und ihre Welt mehr bot. Die Gestalten des Bildes waren lebensgroß, ja, fast überlebensgroß: seine farbige Haltung war leicht tonig gedämpft; ein rosa-bräunlicher Grundton beherrschte, von Grün, Hellblau und einer Fülle anderer Farben belebt, das Ganze. Es war eine durchaus weibliche Malerei in der substantiellen Zurückhaltung im

Ganzen wie im Einzelnen: es ergab sich weder eine moderne noch eine unmoderne Wirkung. Es war ein Historienbild, vom Vitalen aus gesehen blaß, zugleich aber mit einer ausgesprochenen Energie der kompositionellen Bewältigung wie der Gestaltung des Einzelnen hingestellt. Es war akademisch; aber dies Akademische war von einem weiblichen Gefühl belebt; es war ein Bild, wie es niemand mehr in dieser Weise malen würde; aber es war in der gedämpft lebendigen Kultur seines Vortrags zugleich durchaus persönlich und damit als Lebensdokument einer Frau, in der Musik und Malerei zugleich lebten, vollkommen organisch und gerechtfertigt.

Man wurde mit dem Bilde nicht fertig, auch wenn man ihm mehrere Stunden gegenüberfaß. Es waren noch mehr Arbeiten von Sabine Lepsius da, ein paar Frauenbildnisse, ein Kinderporträt und anderes. Was immer wieder zur Auseinandersetzung zwang, war dieses Riesenbild — das trotzdem sich der kritischen Auseinandersetzung entzog. Es war nicht nur eine malerische Leistung und wollte nicht nur als solche genommen und gewertet werden: es war ein Stück vom innersten Leben dieser Frau, das sich in ihm Ausdruck und Niederschlag gesucht hatte, und stand als solches außerhalb jeder Diskussion. Das Seltsame war nur, daß es von sich aus, durch eigene Kraft sich diese intangible Stellung erzwang, ohne daß der Betrachter etwa aus gesellschaftlichen Rücksichten und Erwägungen ihm seinerseits diese Stellung zuwies: die Herrin des Raumes blieb auch im Bilde Herrin, und der Gast blieb Gast, maßte sich nicht Wertungen an, die über sein Gastrecht bei dieser Frau weit hinausgegangen wären.

Und das war das Beglückende an dieser Begegnung, daß ein Mensch, eine Frau dieses Alters souverän genug war, ohne jeden Willen zur Herrschaft ganz selbstver-

ständig diese Herrschaft in ihrer eigensten Welt so auszuüben, daß auch der Fremde sich ihr gern und freiwillig beugte. Man erlebte in diesen Stunden im Atelier der Malerin Sabine Lepsius, die ein reiches, bewegtes und erfülltes Leben zum großen Teil in den gleichen Jahrzehnten wie wir geführt hatte, daß die Kraft ihrer erbten, in jungen Jahren unverlierbar in sie eingegangenen Kulturdichte noch so stark war, daß sie sie und ihr Leben, ja sogar ihr Werk bis heute getragen hatte und ihm das dauernde Recht auf ein Dasein ohne Wertung von anderen her gab. Und man erlebte noch etwas, was vielleicht noch aufschlußreicher und bedeutsamer war, daß nämlich der Dichter Stefan George, mit dem Sabine Lepsius einst befreundet gewesen war und dessen wesentlichstes Porträt sie geschaffen hat, den größten Teil seiner Wirkungskraft aus der gleichen Kulturdichte der Vergangenheit bezogen hatte wie sie. Er hatte unseren jungen Jahren als ein Mann der Gegenwart und der Zukunft, als einer der Modernen des zwanzigsten Jahrhunderts gegolten: hier in der Atmosphäre von Sabine Lepsius erkannte man, daß er aus der gleichen vergangenen Welt herkam wie sie, daß er seine Kraft ebenfalls der dichten bürgerlichen Welt von einst, nicht dem Heute oder gar dem Morgen verdankte. Seine Kraft, seine Wirkungsenergie wurzelten in demselben Erbe der Gründerzeit wie die ihren: man empfand es unwiderlegbar, wenn man hier in dieser Umgebung an das Porträt dachte, das sie einst von ihm gemalt hatte. Die strengen Züge Stefan Georges fügten sich ebenso dieser Atelierwelt hier oben an der stillen Kurfürstenstraße ein wie drüben das langsam im Grau verdämmernde Riesenbild mit dem blinden Johann Sebastian Bach. Die nachwirkende Sicherheit und Ausdauer der bürgerlichen Bildungskultur war

die Grundlage auch seines Lebens und Schaffens gewesen.

Während der ganzen Zeit des Besuches bei Sabine Lepsius ist von all diesen Dingen kein Wort gefallen, weder von Bach noch von Stefan George, weder von ihren Bildern noch von ihrem Schreiben. Es war eine gute und lebendige Unterhaltung von den Ereignissen und Besonderheiten des Tages aus, von den Schwierigkeiten des Krieges und den Fatalitäten der Zeit. Trotzdem stieg all das, was hier gezeigt wurde, mit wachsender Klarheit auf: das Leben offenbarte sich hinter, nicht in den Worten, was es immer zu tun pflegt, wenn die Worte wie das Leben ihre richtigen Bahnen gehen.

Ich bin nur dieses eine Mal bei Sabine Lepsius gewesen, habe sie seitdem nicht wiedergesehen. Das Bild der noblen, alten Frau wie der unmittelbare, fast möchte man sagen, elementare Eindruck ihrer Umwelt, ihres Ateliers mit der Galerie und den Wegen in die eigentlichen Wohngemächer, der Nachhall ihrer Lebensleistung ist unvergeßbar geblieben. Die große Frauengeneration des neunzehnten Jahrhunderts von Cosima Wagner bis zu Marie von Bülow, von Marie von Ebner-Eschenbach bis zu Isolde Kurz wurde von dieser Begegnung her in ihrer ganzen seelischen Weite und Sicherheit wieder einmal verständlich.

Expressionismus

Mar Pechstein

Die ersten Begegnungen mit dem Expressionismus erlebten wir um 1900. Sie hießen Edvard Munch, Paul Gauguin, Vincent van Gogh und fanden im wesentlichen in den verschiedenen Räumen der Berliner Sezession oder in dem Kunstsalon Paul Cassirer statt. Die Sache hieß noch nicht Expressionismus; wir spürten aber deutlich, wie hier etwas aufstieg, dem mit Liebermanns Impressionismus und der berühmten These „Kunst kommt von Können her“ nicht beizukommen war.

Ein paar Jahre später erfolgte dann in Dresden die erste Berührung mit der „Brücke“ und den Malern ihres Kreises. Sie gehörten zur gleichen Generation wie man selber: man traf sich zufällig bei militärischen Musterungen, denen man sich wieder einmal unterziehen mußte, begegnete sich in Ausstellungen — und fand zunächst doch keinen unmittelbaren persönlichen Kontakt. Man spürte, daß es sich um unsere Welt handelte, um den Ausdruck des Suchens und Wollens unserer Generation, und fühlte sich gerade darum nicht ganz sicher, ob das nun auch wirklich unser Ausdruck war. Schließlich waren wir alle erst fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Jahre alt, und da ist das Erwachsensein noch sehr ferne und nicht ganz leicht.

Wirkliche menschliche Beziehungen, die dann sehr dauerhaft werden sollten, ergaben sich erst in Berlin, und zwar

von zwei Seiten her. Ich war in Dresden dem Maler Otto Hettner begegnet, einem der Söhne Hermann Hettners, des Historikers der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Er war ein kultivierter, kluger und witziger Mann, der damals zwischen den Farbenprinzipien des Neoimpressionismus und der ersten tastenden Anwendung strengerer abstrakter Formen einen Weg zum Neuen suchte. Er hatte einen herrlichen, großen, blonden Vollbart, sprach gewöhnlich etwas rauh pointiert, ähnlich wie Frank Wedekind, beherrschte aber das weiche Idiom seiner Vaterstadt Dresden mit so souveräner Echtheit, daß ihn einmal jemand begeistert fragte: „Sagen Sie, Hettner, wo haben Sie Ihr wunderbares Sächsisch gelernt?“ — Hettner blieb todernst und erwiderte in seinem strengen Wedekindtonfall nur: „An der Quelle — in Rom!“ Für Nachgeborene sei zum Verständnis bemerkt, daß in jenen glücklichen Jahrzehnten vor 1914 die heilige Stadt dauernd von einer Flut deutscher Reisender überschwemmt war, von denen neunzig Prozent aus Sachsen stammten. Wenn man in Rom deutsch sprechen hörte, war es fast immer das freundliche Idiom der Gegend zwischen Kamenz und Oschatz.

Otto Hettner nun ließ sich um 1910 nicht nur seinen schönen blonden Vollbart abnehmen (das taten wir damals alle — mein Wedekindspißbart fiel ebenfalls dem Messer zum Opfer); er verließ Dresden und zog nach Berlin. Ich tat wenig später dasselbe. Wir begegneten uns in Ausstellungen und Kunstsalons, und eines Sonntagsvormittags — es mag 1911 gewesen sein — suchte ich ihn in seiner Wohnung in den Geßnerhäusern an der neuen verlängerten Grolmannstraße in Charlottenburg auf. Er hatte eine schöne junge Frau, eine Französin, die ich schon von Dresden her kannte. Niemand ahnte, daß

dieser glücklichen Ehe in naher Zukunft die schwersten Konflikte drohten — vom Kriege her, der in Frau Hettner das natürliche französische Landgefühl weckte, während Otto Hettner mit der gleichen Selbstverständlichkeit die deutsche Uniform anzog.

In jenem Sonntagvormittag besuchte ich ihn zum erstenmal und traf bei ihm einen jungen, ebenfalls sächsischen Kunsthistoriker, den Doktor Eduard Pliehsch aus Altenburg, der bei Bode am Kaiser-Friedrich-Museum unter den Assistenten saß. Er war ein schmaler, schlanker junger Mann mit einem leicht asymmetrischen, nach unten etwas spitz zulaufenden Gesicht, das Else Lasfer-Schüler einmal bewogen hatte, ihn als Drachen zu zeichnen, den jemand gerade aufsteigen läßt. Beherrschend in diesem Gesicht waren die kühlen, flugen, ein wenig schmal zugeprägten graublauen Augen, denen man die Intensität des Sehenskönnens ebenso anmerkte wie die Intelligenz der Wertungsfähigkeit. Es waren ins Wissenschaftliche gewendete Maleraugen, die hinter der randlosen goldenen Brille unbeirrbar und zugleich mit Lust an Spott und Witz die Dinge und den Partner betrachteten.

Das war der Doktor Eduard Pliehsch, dem ich an jenem Sonntag bei Otto Hettner zuerst begegnete — nicht ahnend, daß aus dieser Begegnung eine Freundschaft über Jahrzehnte hinweg bis in die bittere Gegenwart hinein werden würde. Wir betrachteten uns mit dem skeptischen Wohlgefallen, mit dem Männer unseres damaligen Alters einander zu betrachten pflegen, sobald der Partner des Gespräches annähernd verwandte Interessen und eine halbwegs korrespondierende Intelligenz zu offenbaren beginnt. Wir stellten eine Reihe wesentlicher Übereinstimmungen in der Haltung zu allernhand Problemen der Modernität von der Malerei bis

zu den Mädchen fest und beschlossen schließlich, uns bald wieder zu begegnen. Der bartlose Maler Otto Hettner betrachtete befriedigt das Ergebnis der Zusammenkunft.

Ein Zufall wollte, daß um die gleiche Zeit etwa sowohl Plietzsch wie ich in nähere Beziehungen zu Max Pechstein kamen. Die Einzelheiten sind mir entfallen: der Papa Heilmann spielte bei den Präliminarien eine wesentliche Rolle, und eines schönen Sonntags begegnete ich zum erstenmal dem strahlend jungen, blonden, fröhlichen Max Pechstein, über dem gerade der angenehme Sommerregen der ersten nicht nur künstlerischen, sondern auch pekuniären Erfolge niedergegangen war. Pechstein wiederum stand ebenfalls in bereits freundschaftlichen Beziehungen zu Eduard Plietzsch, und so dauerte es nicht lange, bis sich aus uns dreien ein Kreis oder wenigstens ein Dreieck gebildet hatte, das mit einer gewissen Regelmäßigkeit bald hier, bald da zusammenzukommen und den Glanz dieser letzten Friedenszeiten zu genießen pflegte, in denen Berlin und seine Menschen fast von Tag zu Tag, zum mindesten von Jahr zu Jahr schöner und schöner zu werden begannen.

Wir sind sehr oft zusammen gewesen in diesen Jahren zwischen 1911 und 1914. Plietzsch wohnte irgendwo in der Gegend des Liegnesees in Charlottenburg; Pechstein hatte Wohnung und Atelier in der Offenbacher Straße in Friedenau, dicht am Südwestforso: die Rückseite des Hauses stieß an den Friedhof, so daß wir nachmittags immer die Beerdigungsmusik, die von unten heraufscholl, bei unseren Unterhaltungen mitgenießen konnten. Meine Wohnung befand sich zuerst in dem Einküchenhaus in der Wilhelmshöher, dann in der Elsa-Strasse, dicht beim Wagner-Platz. Pechstein und ich konnten also einander zu Fuß in kaum fünf Minuten erreichen.

Das Schöne dieser Zeit war das Jungsein und das Beginnen. Keiner von uns war etwas, jeder wollte erst etwas werden. Das heißt, eigentlich wollte er's gar nicht; er sah nur, daß es wohl unvermeidlich sein würde. Pechstein in seiner strahlenden, überschäumenden Vitalität, mit seinen fröhlichen, blauen, oft herrlich erstaunten Maleraugen über dem sich leicht vorgewölbt öffnenden, ebenso vergnügt erstaunten Mund war dem Wesen nach der Jüngste von uns und der, für den Malen, Zeichnen, Sich-Auswirken, etwas Schaffen identisch war mit Leben und Glücklichein. Er hatte eine Produktivität, die hinreißend und beinahe etwas unheimlich war: er hat in den kurzen Monaten eines Sommers oft hundert Bilder und mehr gemalt, ganz abgesehen von den Zeichnungen und den Aquarellen, die er, wenn er kein Papier mehr hatte, auf alte Nummern der Vossischen Zeitung malte. Plietzsch, den Wilhelm von Bode schon damals sehr schätzte sowohl wegen der Sicherheit seines Blicks und seines Urteils wie wegen der kühlen Sachlichkeit seiner Menschenbetrachtung, die sich meist ebenso treffend wie witzig äußerte — Plietzsch arbeitete an der ersten Fassung seines Buches über den Delfter Vermeer, soweit das Leben ihm Zeit zum Arbeiten ließ, und ich wartete darauf, daß mir etwas einfallen sollte, womit ich abseits der bloßen Zeitungsarbeit die Reihe meiner sämtlichen Werke beginnen konnte. Dieser Einfall ergab sich bald darauf und verdichtete sich 1913 zu dem kleinen Buch über den Expressionismus, das 1914, sechs Wochen vor Kriegsausbruch, bei Reinhard Piper in München erschien. Da war aber schon alles sehr anders geworden.

In der Erinnerung geblieben sind aus dieser Zeit ein paar Abende von besonderer Intensität, sei es des Alkohols, sei es anderer Genüsse. Einmal gingen wir nach

einem Rundgang durch verschiedene Cafés und Weinstuben des Westens zu mehr als mitternächtiger Stunde in das damals gerade neue „Tabarin“, ein Tanzlokal, das mit Geschmack, Eleganz, Sinn für Charme und Atmosphäre in der Jägerstraße gerade aufgemacht war — unmittelbar neben einem Stück des langsam Geschichte werdenden und aussterbenden alten Berlin der Häßlichkeit, neben dem „Großen Gottlieb“. Das war ein Lokal, dessen Wirt sich und sein Institut dadurch populär gemacht hatte, daß er seine Gäste mit einer ausgesuchten, wohl studierten und sich immer neu entfaltenden Grobheit berlinischer Art empfing und behandelte, so daß jeder neue Ankömmling zunächst für die anderen ein Quell stürmischer Heiterkeit wurde, vor allem wenn er ahnungslos in das Lokal geraten war, die Sitten und Gewohnheiten des Betriebes nicht anerkennen, sondern bekämpfen wollte, was oft mit seinem Hinauswurf unter dem Jubel der übrigen endete. Das Tabarin war ein kleiner, intimer Tanzsalon mit ausgesucht hübschen Mädchen, die Sinn für Grazie, Geschmack und Tanzkünste entwickelten und somit ein Quell reiner Lust für Maler wie Pechstein oder Ernst Ludwig Kirchner waren, der jenen Tänzerinnen ebenfalls eine Reihe sehr schöner Blätter und Bilder verdankte. Pechstein war begeistert: er tanzte mit der gleichen Leidenschaft, mit der er malte, und er sammelte Modelle, suchte sich die schönsten der Mädchen heraus und war in seinem Element, wie man ihn selten erlebte.

Ein andermal, es war wohl 1912 oder gar schon 1913, war Pechstein nach längerer Abwesenheit aus Italien zurückgekehrt, und wir beschlossen, das Wiedersehen festlich zu begehen. Er hatte nicht nur eine Fülle von Bildern und herrlichen Aquarellen mitgebracht, sondern auch eine

riesige Korbflasche vino nero, ein Gebinde, das wohl dreißig bis fünfzig Liter enthielt. Er hatte sein Atelier in einen Festraum verwandelt: über ein paar Böde war ein riesiges, langes Zeichenbrett gelegt; das diente in Ermangelung eines entsprechend großen Tischtuchs, sorgfältig mit schönem, sauberem Pergamentpapier bespannt, als Festtafel, in deren Mitte ein riesiger Schweinebraten prangte. Statt der in der Einrichtung der Offenbacher Straße noch fehlenden Weingläser stand bei jedem Platz ein großes Wasserglas; eine riesige gläserne Kanne wurde unter Assistenz der Gäste, wenn sie geleert war, nicht ohne schwere körperliche Anstrengung aus der am Boden stehenden Korbflasche neu gefüllt.

Der Abend wurde wahrhaft dionysisch und mehr als das. Wir begannen nicht, wie es vernünftig gewesen wäre, mit dem Braten, wir begannen mit dem vino nero, und zwar aus Wasser, nicht aus Weingläsern, das heißt, wir tranken ihn wie Wasser. Die Wirkung war dementsprechend. Ich sehe noch wie durch einen Nebel Eduard Pliebsch, sein Glas hoch erhoben, zu Füßen von Frau Pechstein knien und sie beschwören, doch das „schöne, wilde Weib“ zu sein: Frank Wedekind beherrschte damals noch ziemlich intensiv unsere Gemüter, insonderheit wenn der Alkohol die Fesseln der Ratio sprengte. Pechstein hatte ein Bedürfnis zu tanzen, was einigen Gipsabgüssen, eigenen wie fremden, das Leben kostete: sie kamen bei den nicht mehr ganz vom sicheren Rhythmus beherrschten, lebhaften Bewegungsvorgängen im Atelier von Schränken und Tischen herunter und zerschellten am Boden. Ich hatte mich, von den Erzeugnissen des italienischen Weinbaues völlig überwältigt, in die Stille einer Ecke zurückgezogen: erst gegen Ende des Festes

ermachte ich zu neuem Leben und ergab mich mit erhaltenen Kräften den Freuden und Genüssen der Nacht, die nicht die einzige ihresgleichen bleiben sollte.

Otto Müller

Am Kaiserplatz in Wilmersdorf, etwa in der Mitte seiner Westseite, lag ein kleines Lokal, das Weine der Firma Kappelhof in Emden ausshenkte. Inhaberin war eine freundliche, ältere Frau, die Witwe Anna Rutschke, die zwei sehr hübsche und reizvolle Töchter hatte: die eine arbeitete auf der königlichen Bibliothek, die andere war Lehrerin. Außer dem Raum mit der Theke, in dem Frau Rutschke herrschte, gab es nur noch ein mittelgroßes Zimmer, das von den wenigen Gästen aus der Gegend dort besucht wurde. Den kleinen Eßtisch am Fenster hatte, wenn wir — meist erst zwischen neun und zehn Uhr — auftauchten, bereits der Hofrat Paul Schlenker inne, dessen kahler Langobardenkopf mit dem fast spitz hochgezogenen Schädel, hell von oben beleuchtet, durch das Dämmerlicht des Raumes grüßte. Er machte, was er freilich auch sonst meist tat, ein grimmiges Gesicht, wenn wir kamen: seit er nicht mehr Direktor des Burgtheaters, sondern Theaterkritiker beim Berliner Tageblatt war, war er mit dem Leben böse und schrieb die strengsten Kritiken und Nekrologe für Schauspieler und Theaterdichter, die in jener Zeit in Berlin geschrieben wurden.

In diesem kleinen Lokal haben Pechstein und ich uns des Abends öfters getroffen. Die Weine der Firma Kappelhof waren sauber, gut und für uns erschwänglich; es saß sich trotz des grimmigen Herrn Hofrats behaglich

in dem braunen, verräucherten Zimmer. Wenn die Mädchen einmal auftauchten, was zwar selten geschah, sah man etwas Hübsches: so gingen wir gerne hin und tranken gemächlich eine Flasche Rotwein oder auch zwei. Pliësch kam selten; unser Dritter im Bunde war der Maler Otto Müller, der nicht weit vom Kaiserplatz am Ende des damals gerade erstehenden Schöneberger Stadtparks hauste. Er war älter als wir; er hatte auch zur „Brücke“ in Dresden gehört, und wir hatten es gern, wenn er kam und schweigend, rauchend, selten ein Wort verlierend mit uns am Tische saß. Er war ein Vetter der Brüder Hauptmann: Carl Hauptmann hat ihn in seinem Roman Einhart den Lächler getauft; er hätte ihn ebenso Einhart den Schweiger oder gar Einhart den Schläfer nennen können. Er sah ausgezeichnet aus, ein schmales, braungelbes, langes Gesicht unter dunkel schwarzem Haar, ein Paar tiefliegende, dunkle, schmale Augen. Er stellte einen im feinsten Sinne kultivierten Zigeunertyp dar, der um so seltsamer wirkte, wenn er im Kreise einer Gesellschaft, in einem Sessel versunken, die Augen schloß und sich gewissermaßen aus dem Kreis der Allgemeinheit herausnahm. Einmal bei Alice Ehlers, der in den Nachkriegsjahren nicht nur in Berlin sehr bekannten Cembalistin, einer Schülerin von Wanda Landowska, saß Otto Müller so mitten im Salon. Um ihn gingen laut und erregt die Gespräche der anderen; er hatte die Augen geschlossen, als ob er schlief. Bis jemand seinen Namen nannte und etwas über ihn bemerkte. Da öffnete er langsam ein Auge und sah den Sprecher ein paar Momente reglos an, lächelte sein unbeschreiblich freundliches Lächeln, um das allein man ihn schon lieben mußte, und schloß wieder sein Auge, zog sich wieder in seine Welt zurück.

Es war eine sehr eigene Welt, in der er mit sich, den Frauen und seinem Gefühl lebte. Ich kannte ihn schon aus sehr jungen Jahren von Dresden her; Carl Rade hatte mich zu ihm gebracht, und so war ohne Worte eine etwas stärkere Bindung zwischen ihm und mir entstanden. Einmal, es war schon in den zwanziger Jahren, besuchte ich ihn in seiner letzten Berliner Wohnung, jetzt am vornehm bürgerlichen oberen Ende des Schöneberger Stadtparks, wo er hauste, bevor er nach Breslau ging. Es gab allerhand Gespräche, dann ging er an einen Schrank und holte wortlos ein paar Mappen hervor, die er auf einem Tisch ausbreitete. Es waren Rötzelzeichnungen großen Formats, durchweg Erotika, Szenen zwischen Paaren, zwischen Mädchen, mit seiner ganzen weichen Zartheit gezeichnet und erfüllt von der Wärme eines sensuellen Anteils, der den Blättern das Peinliche einer nur visuellen Scheinobjektivität völlig nahm. Hier erlaubte ein Mensch einem Nahestehenden Einblicke in Bereiche seines Lebens, die sonst nur einer Frau vorbehalten sind, zu denen sich aber hier auf dem Weg über die distanzierende Gestaltung Zugänge auch für jemand öffneten, dessen Beziehung zur Welt des andern sonst naturgemäß lange vor dem Beginn dieser Bereiche abbrach.

Außer Otto Müller tauchte zuweilen auch Erich Hedel bei Frau Rutschke auf. Schmal, zart, schlank, war er von einer ähnlichen Schweigsamkeit wie Otto Müller. Nicht ganz so konsequent allerdings: es kam schon vor, daß er sich einmal lebendig und temperamentvoll an einem Gespräch beteiligte. Aber er hielt sich stärker außerhalb des kleinen Kreises. Die „Brücke“ war damals seit langem zerfallen, und die alte Freundschaft jüngerer Jahre trug wohl nicht mehr. Karl Schmidt-Rottluff, der in der Nähe

wohnte, kam, wenn ich mich recht erinnere, nur einmal; seiner ersten, ein bißchen an seine Holzschnitte erinnernden Erscheinung mit dem gradlinig geschnittenen, kurzen, schwarzen Assyrerbart bin ich erst im Kriege flüchtig mit Arnold Zweig in Wilna begegnet und dann später nach dem Kriege bei George Mosson am Rollendorfsplatz, so auch, als wir ihm gemeinsam mit Georg Kolbe, dem Bildhauer, halfen, den guten Kognak zu dezimieren, den Mosson von seinen vielen Freunden und Freundinnen zum siebenzigsten Geburtstag geschenkt bekommen hatte. Eine nähere Beziehung zu Schmidt-Rottluff ergab sich bei aller Hochachtung vor dem Maler der herrlichen Blumenquarelle leider nicht.

In dem kleinen Lokal am Kaiserplatz haben wir dann später Anfang 1914 zusammen mit Pliehsch die Rotweine, vor allem die verschiedenen Burgundersorten durchprobiert, die Pechstein als Mediziner, wenn auch nicht nur als solche, auf seine Reise nach der Südsee, nach den Palau-Inseln mitnehmen sollte. Er hatte diese Reise lange geplant und vorbereitet; nun sollte der Traum endlich Wirklichkeit werden. Es waren Stunden voll Heiterkeit und Gelächter wie immer, als wir uns so auch durch die höheren Preise von Frau Kutschkes Weinkarte hindurchtranken: etwas wie Vorahnung kommenden Schicksals aber war doch schon über diesen Tagen, und die Worte, die Pechstein auf das Aquarell schrieb, das er mir beim Abschied 1914 hinterließ, hatten etwas merkwürdig Prophetisches: „... an unserm letzten fröhlichen Abend.“ Es war, wenn wir auch später noch oft zusammen gewesen sind, in der Tat der letzte unbeschwert fröhliche Abend, weil es der letzte Abend im Frieden war.

Als Pechstein eben auf den damals deutschen Palau-Inseln in der Südsee angekommen war, fielen die Schüsse

von Sarajewo. Wir waren gerade — es war ein Sommer-
tag — mit Heinrich Goesch auf dem Wilmersdorfer
Friedhof, wo er uns das Grabmal zeigte, das er für den
Doktor Utsch, den Freund Strindbergs und Munchs, ge-
schaffen hatte. Als wir den Kirchhof verließen und mit
einer Taxidroschke zurückfuhren, drehte der Kutscher sich
auf einmal um und fragte: „Hamm Se schon jehört?
Se haben den österreichischen Kronprinzen umgebracht.“
Wir lachten: „Lieber Mann, der hat sich vor fünfund-
zwanzig Jahren selber umgebracht.“ Aber er blieb fest:
„Wenn id Ihn' doch sage! Se könn' sich ja en Extrablatt
koopen — id wer' halten, wenn wo welche jibt!“

Er hielt am Bahnhof Wilmersdorf, wir kauften ein
Extrablatt und erfuhren das Attentat auf Franz Ferdi-
nand. Heinrich Goesch sah mich an: „Das ist der Krieg,“
sagten wir wie aus einem Mund. Und wir kamen gerade
vom Friedhof.

Es hat lange gedauert, bis wir etwas von Pechsteins
Schicksal erfuhren. Die Palau-Inseln waren von den
Japanern besetzt, eine Karte aus Tokio meldete, daß er
gefangen war. Dann kam Nachricht von den Philippinen:
man hatte ihn gegen das Versprechen, nicht gegen Japan
kämpfen zu wollen, freigelassen. Es gelang ihm, nach
San Franzisko hinüberzukommen und weiter quer durch
Amerika nach New York. Als er von dort auf einem
holländischen Dampfer als Kohlentrimmer nach Europa
herübergereist war und von Wesel aus sich beglückt mel-
dete, zog ich bereits in Flandern Kabelgräben von den
Artilleriesstellungen zur Front, und Eduard Pliehsch war
Jäger zu Pferde in Graudenz — wie Lohengrin sah er
in dem großen, blanken Messinghelm aus. Pechstein blieb
ein paar Tage in Berlin, trug, da er nichts von seinen
Sachen gerettet hatte, meine Anzüge, die seit langem

unbenutzt im Schrank hingen, durch die Stadt spazieren und ging dann nach Zwidau zu seinem heimatlichen Infanterie-Regiment 33. Er kam nach dem Westen, machte die Somme-Schlacht und einige andere ebenso freundliche Unternehmungen mit, mußte einen General malen, nicht auf expressionistisch, sondern exakt und sauber — und schließlich gelang es ihm, sich reklamieren zu lassen und nach Berlin entlassen zu werden. 1918 im April, vier Jahre nach seiner Abreise zu den Palau-Inseln sahen wir drei, Pliejsch, Pechstein und ich, uns endlich wieder.

Nachkrieg

Damit begann die Zeit erst des versinkenden Krieges, dann der sogenannten Revolution und schließlich die der Inflation, jener Phasen, in denen sich die Bindungen der Welt, in denen wir bisher gelebt hatten, immer mehr auflösten und zerfielen. Wir drei waren viel zusammen; einmal in jeder Woche, am Mittwoch trafen wir uns in einer kleinen Weinstube am Wittenbergplatz, die da lag, wo sich später das Lokal von Hitlers Stiefbruder Alois Hitler befand. Wir waren alle drei Soldaten gewesen; so ergab sich von selbst das Du unter uns, und so ergab sich manches Unternehmen, das nur aus diesen Zeiten erklärbar war.

An unserm kleinen Tisch am Wittenbergplatz tauchten mit der Zeit, seit man wußte, daß man uns dort finden konnte, die verschiedensten Menschen auf. Magnus Zeller kam, den ich in Wilna oft erlebt hatte, und Herbert Eulenberg, der einmal Fritz Busch, den Dirigenten und Bruder des großen Geigers Adolf Busch, mitbrachte. Mit Eulenberg erlebten wir später, Anfang 1919 ein

Intermezzo, an dem das Bewunderliche der Zeit auf eine ebenso grotesk lächerliche wie nachdenkliche Weise sichtbar wurde.

Am 6. Januar 1919, einem Montag, war in Berlin die später sogenannte Spartakus-Woche ausgebrochen. Kommunisten und andere Linksradikale versuchten die sozialdemokratische Regierung zu stürzen. Truppen waren nicht vorhanden — so wenig, daß an diesem Montag, während vom Hafenplatz von der Eisenbahndirektion die Maschinengewehre herüberknatterten, ein führendes Mitglied der Partei, im äußersten linken Fenster der alten Reichskanzlei stehend, die Tausende, die da teils neugierig, teils besorgt Wilhelmplatz und Wilhelmstraße füllten, bat, doch ja da zu bleiben, damit, wenn die anderen kämen, der Platz besetzt wäre: die Herren aber, die Uniform trugen, möchten möglichst nach außen, an die Ränder der Menge treten, damit die anderen den Eindruck hätten, daß hier überall Soldaten für die Regierung zur Verfügung ständen.

Die Situation für die Reichsregierung war nicht angenehm, weil sie mit bedingt war durch den elementaren Mangel am Notwendigsten. Die Massen hungerten; der Hunger konnte nicht gestillt werden. Das schuf die Voraussetzungen für immer neue revolutionäre Wellen. Ich habe das einmal im Dezember 1918 sehr anschaulich erlebt, als ich an einem grauen Winternachmittag in der Hasenheide in eine Protestversammlung geriet, die Karl Liebknecht einberufen hatte. Das Thema habe ich vergessen. Liebknecht sprach selbst: der niedrige, nicht eben große Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt, die Massen standen dicht aneinandergedrängt unter dem dümmrigen Licht der wenigen Glühbirnen an der Decke, die den Rauch und Dunst über all den Menschen kaum zu

durchbringen vermochten. Die meisten Zuhörer waren Frauen, verhungerte, ausgemergelte Rätze-Kollwitz-Gestalten, in denen die gespannte Energie unbeschäftigter Kräfte unter den Worten des Redners sich fühlbar drohend weiter und weiter spannte. Sie hatten nichts zu essen, sie hatten für die Kinder nichts zu kochen: die Männer fanden sich erst allmählich aus dem Kriege wieder heim: so hatte sich ein Boden ergeben, auf dem der Same der Worte Liebknechts wohl aufgehen konnte.

Karl Liebknecht stand auf einem Podium, das ihn nur wenig über die Köpfe der stehenden Menge emporhob; er war seinen Hörern sehr nahe, und er redete nicht, er sprach zu ihnen. Langsam, stoßend zuweilen, mit langen Vokalen: er suchte zu formulieren, was die Menschen da vor ihm dachten und empfanden. Sein blaßes Gesicht unter dem kurzen, dunklen Haar leuchtete durch die Dämmerung, der Klemmer vor seinen Augen bligte zuweilen bei einer Bewegung des Kopfes auf. Er sprach weder laut noch pathetisch, eher verhalten, aber zuweilen mit einer drohenden Ironie, die verriet, wie sicher er seiner Sache zu sein glaubte. Seltsamerweise fand sie bei den Hörern trotz ihrer Indirekttheit starken Widerhall. Er traf das Berlinische, und die Berliner reagierten mit einer bedrohlichen Eraktheit: sie lachten verhalten murrend, machten kurze, ebenfalls nicht laute Zwischenrufe. Liebknecht nahm diese Rufe nur selten auf: er sprach nicht demagogisch, aber er zeigte unverhohlen, überlegen die Schwächen der Regierung und die drohende Gefährlichkeit der Situation, die dann wenige Wochen später zu dem Spartakus-Aufstand führte. Ich habe selten eine Versammlung mit so viel politisch geladener Atmosphäre erlebt wie diese. Man spürte: sobald der Mann dort am Rednerpult mit dem blassen, scharfen Gesicht das

Stichwort gibt, geschieht etwas. Er ist der Kopf und mehr: er ist das Herz dieser Massen, und sie werden blindlings tun, was er von ihnen verlangt. Es war etwas von der Stimmung der frühen Französischen Revolution über diesem niedrigen, gepreßt vollen Raum mit den Tausenden von Frauen: man fühlte, daß die eigentlichen Revolutionsausbrüche wohl auf der weiblichen Seite vor sich gehen, und war im Grunde froh, als Liebfnecht gegen den Schluß seiner Rede die Zügel wieder etwas fester anzog; die Menge begnügte sich mit dem Absingen der Internationale und ging dann friedlich auseinander: der revolutionäre Elan wurde noch einmal auf Eis gelegt.

Wie rasch sich Zeiten und Zustände ändern, erlebte ich etwa vier Monate später wiederum in der Hasenheide — in der Neuen Welt. Sinowjew, der russische Kommissar, war von Halle gekommen, wo er die Unabhängige Sozialdemokratie gesprengt hatte; nun sollte er zu den Berliner Arbeitern sprechen. Es war ein Sonntag, die Versammlung fand mittags statt. Sie war gut besucht; aber diesmal sah man kaum noch eine Frau. Die Frauen waren zu Hause und kochten, denn es gab wieder etwas zu kochen. Politische Versammlungen waren jetzt Sache der Männer und damit wesentlich ungefährlicher geworden. Die Tausende, die hier warteten, waren zwar meist fragenlos, aber sauber rasiert, mit reinen, ordentlichen Hemden angetan. Nur ein paar junge politische Wandervögel weiblichen Geschlechts zogen zwischen ihnen umher, verteilten Flugblätter, verkauften Zeitungen und Broschüren. Sinowjew war von der Hallenser Redeschlacht stockheißer; er kam mit einer Stunde Verspätung, krächzte drei Worte, sein rundes, dickes, rosiges Gesicht strahlte — er grüßte und verschwand. Wieder sang man die

Internationale und ging auseinander: man konnte das sichere Wissen mitnehmen, daß von einer direkten revolutionären Gefahr im Augenblick keine Rede mehr war. Die verbesserte Verpflegung hatte sie unmerklich schrittweise herabgemindert und vorläufig wenigstens ausgeschaltet.

Damals, Anfang Januar 1919, aber war das noch anders und aus diesem Anderssein ergab sich das erwähnte Intermezzo, das nur in jenen Tagen möglich war. Die Männer der Regierung hatten, als die Situation bedrohlich wurde, trotz ihrer grundsätzlich antimilitärischen Haltung Noske den Auftrag gegeben, Zeitfreiwillige zu werben, um wenigstens den Versuch eines bewaffneten Angriffs auf das Regierungsviertel abweisen zu können. Noske machte in dem Gebäude, das sich nördlich unmittelbar an die alte Reichskanzlei angeschlossen, eine Werbestelle auf, und der Zustrom der Soldaten, die nichts zu tun, nichts zu essen und keine Unterkunft hatten, begann. Die Schießereien gingen weiter; überall in der Stadt, am Reichstag, am Brandenburger Tor, in der Leipziger Straße, der Kochstraße knallte es — es bestand aber Aussicht, wenn man durchhalten konnte, da der erste Vorstoß mißglückt war, der Bewegung Herr zu werden.

In jener Spartakuswoche nun saßen wir drei wie immer mittwochs am Wittenbergplatz. Gegen zehn Uhr tauchte Herbert Eulenberg auf, und es begann ein etwas rheinisches Zechen. Um eins war Polizeistunde: zu der Zeit waren die Wogen unseres Anteils am politischen Leben so hoch gestiegen, daß wir beschlossen, uns ebenfalls als Zeitfreiwillige Nosken zum Kampf gegen Spartakus zur Verfügung zu stellen. Selbst der skeptische Ede Pließsch war mit von der Partie; der einzige, der seinem Pazifismus treu blieb, war Eulenberg. „Ich nicht,“ sagte er in

seiner rheinischen Mundart, „ihr könnt ja gehen — du, Paule, warst immer verrückt, — aber ich nicht. Ich werde euch hinbringen, Freiwilliger werde ich nicht. Ich habe noch genug von Ober-Ost.“

Es wurde beschlossen, eine Droschke zu nehmen, bis zur Leipziger, Ecke Wilhelmstraße zu fahren und dann zu Fuß zum Werbebüro zu gehen. Es wurde ferner aus einem ungeklärten Drange beschlossen, noch ein halbes Duzend Flaschen Wein mitzunehmen — man konnte nie wissen. Eulenberg erklärte sich bereit, in der Droschke sitzenzubleiben und den Wein zu bewachen, während wir uns dem Vaterland oder wenigstens der momentanen Vaterstadt zur Verfügung stellten. Er schwor, daß ihm während unserer Abwesenheit der Wein heilig sein sollte.

Es war eine nicht allzu kalte Nacht. Wir fuhren zur Wilhelmstraße: Pechstein, damals Mitglied der SPD, hatte in seiner Mitgliedskarte das „Sesam, tu dich auf“ für uns alle drei in der Tasche. Der Posten am Drahtverhau, das die Wilhelmstraße abspernte, ließ uns ohne weiteres durch. Wir wanderten vorbei an dem menschenleeren Wilhelmsplatz, kamen bis zu dem Büro und begannen — es war gegen zwei Uhr morgens — laut und vernehmlich Einlaß zu begehren.

Man gewährte uns auch Einlaß. Das große Tor öffnete sich, ein Posten fragte nach unserm Begehr — und dann ging er, da er sich von unserer Ungefährlichkeit überzeugt hatte, zum Feldwebel. Es dauerte ein Weilchen: dann kam dieser Feldwebel, offenbar geradenwegs von seiner Pritsche. Pechstein trug ihm unser Anliegen vor: wir anderen bestätigten ihn, bekannten ebenfalls unsern glühenden Wunsch, als Zeitfreiwillige gegen Spartakus zu kämpfen, und sahen den Feldwebel kampfesmutig und erwartungsvoll an.

Der Feldwebel, ein großer, breiter, kräftiger Mann schon in reiferen Jahren — er war wesentlich älter als wir —, hörte sich unsern Sermon geduldig an. Dann nickte er und sagte: das sei sehr schön und gut, und er könne unsern Entschluß nur billigen. Aber jetzt sei das Büro geschlossen, und außer der Zeit könne er niemanden annehmen. Ordnung müsse ja schließlich auch im Kriege sein. Wir sollten jetzt nur nach Hause gehen — den Rat, uns auszuschlafen, ersparte er uns, obwohl er längst gewittert haben mußte, woher wir kamen — und sollten morgen wiederkommen und unsere Meldung wiederholen; dann würde er sich freuen, uns alle drei einzustellen. Guten Morgen!

Als wir wieder die windige Wilhelmstraße entlang südwärts schritten, war uns trotz unserer leicht verklebten Gehirne etwas erleichtert zumute und wir segneten zum mindesten in unserm Unbewußten den klugen, alten Mann, der drei leicht betrunkene jüngere von einer wenn auch gut gemeinten Dummheit zurückgehalten hatte. Der Posten am Drahtverhau ließ uns wieder ins Freie. In der Leipziger Straße hielt tatsächlich noch die Droschke mit Herbert Eulenberg und dem Wein; wir stiegen ein und fuhren westwärts über den Potsdamer Platz nach Potsdamer Straße 113, wo Wolfgang Gurlitt, Cornelia Gurlitts Vetter, Eulenberg's damaliger Verleger und Pechsteins kunsthändlerischer Vertreter, wohnte.

Es war nicht ganz leicht, in das Haus zu kommen, zumal Eulenberg mit den Sicherheitsvorrichtungen an den Türen nur sehr mangelhaft Bescheid wußte. Endlich gelang es, gerade als der Herr des Hauses, von unserm Lärmen aus dem Bett gescheucht, im schwarzen Pyjama verschlafen erschien, um festzustellen, von welcher Art die nächtlichen Gäste waren, die da in seinen Laden und

seine Wohnung einzubrechen versuchten. Als er Eulenberg und Pechstein erkannte, war er beruhigt. Unsere freundliche Aufforderung, mitzuhalten, lehnte er ab: er zog es vor, ins Bett zurückzukehren, während wir in den Ausstellungsräumen, von deren Wänden uns Bilder von Schmidt-Rottluff und Felix Müller ebenfalls wie verschlafen anglohten, das unterbrochene Zechgelage bis zum letzten uns zugemessenen Tropfen fortsetzten, ehe wir ebenfalls müde und leicht zerbrochen den heimischen Penaten zustrebten.

Pechstein war damals gerade in die Kurfürstenstraße 126 gezogen, in das Erdgeschoß des riesigen Ateliergebäudes, das Alfred Messel dort hinter dem zweiten Hof eines großbürgerlichen Wohnpalastes errichtet hatte. Es war, gemessen an den früheren Wohnungen und Ateliers von Pechstein, geradezu fürstlich, das Heim eines Arrivierten. Als Pliebsch und ich eines Nachmittags zum erstenmal die Räume durchwanderten und Max Pechstein uns mit dem Stolz eines großen Jungen, der sein erstes eigenes Zimmer zugewiesen bekommen hat, herumführte, blieb Pliebsch plötzlich stehen, klopfte Pechstein auf die Schulter und sagte, auf den Flügel, die Sessel und das Übrige weisend, mit seiner herrlichen Überheblichkeit: „Abschied von der Jugend, mein Lieber! Kaulbach, Kaulbach! Friedrich August von Pechstein!“

Pechstein lachte vergnügt: „Und du, Ede?“ Die Frage war berechtigt: Pliebsch hatte kurz zuvor die frühere Wohnung von Walter Gropius in der Kaiserin-Augusta-Straße übernommen. Sie war nach modernsten Prinzipien, wie sie später das Bauhaus weiterentwickelte, gestaltet: ein eingebautes Sofa zum Beispiel in dem linken östlichen Eckzimmer der Wohnung ging mit seiner Rücklehne in Zickzacklinien an zwei Wänden auf und nieder wie eine

winklig gebrochene Jugendstil-Linie van de Velde: Will Vesper begrüßte sie später einmal begeistert als den großartigsten Kinderturnplatz, den er sich in einer Wohnung denken könnte. Das Eßzimmer hatte Pliehsch mit den schönen Möbeln von van de Velde selbst ausgestattet, die er im letzten Krieg ostwärts verlagert hat und die dabei leider verlorengegangen sind. Pechstein hatte nicht ganz unrecht: auch Pliehsch war arriviert. Er hatte in den ersten Zeiten der beginnenden Geldentwertung seine Arbeit am Museum aufgegeben und war in den Kunsthandel gegangen, zu Markgraf u. Co., später Galerie van Diemen, Unter den Linden, bis er sich auf sich selbst zurückzog und nun die größten und interessantesten Geschäfte seines Lebens machte. Er hat darüber einmal unter einem Pseudonym in der „Deutschen Zukunft“ berichtet; der Aufsatz ist eins der reizvollsten Kapitel aus der Geschichte des modernen Kunsthandels, über die aber nur er selbst berichten kann, wie denn überhaupt die Erinnerungen des Doktor Eduard Pliehsch einmal die interessantesten und wertvollsten Aufschlüsse sowohl über die letzten Jahrzehnte der deutschen und der europäischen Museen wie über die beginnende große Wanderung des europäischen Kunstbesitzes über den Ozean bringen werden.

Eduard Pliehsch war nämlich nicht nur ein ausgezeichnete Kunsthistoriker und Experte vor allem für alte holländische Kunst: er war zugleich ein sehr begabter Schriftsteller, wenn er die Leistungen seiner Anfangszeit auch konsequent pseudonym veröffentlicht hat. Was Peter Bamm später aufnahm und fortsetzte, hat Pliehsch schärfer, kühler, aber mit dem gleichen überlegenen Wit und dem gleichen sächsischen Sinn für eine gewissermaßen abstrakte Grazie begonnen. Er fing schon in jungen Jahren

an, solche kleinen Essays zu schreiben, als ich noch bei der Boffischen Zeitung saß. Er schickte sie mir und verlangte, daß ich ein brauchbares Pseudonym für sie erfände. Ich schlug ihm Jan Altenburg vor, Altenburg nach seiner Vaterstadt, Jan nach dem Vornamen des Delfter Vermeer, über den er gearbeitet hatte. Er war einverstanden und hat als Jan Altenburg in der Boff und an anderen Stellen eine Menge höchst amüsanter, witziger und überlegener Beiträge veröffentlicht. Als ich eingezogen wurde, übernahm Stefan Großmann das Feuilleton der Boffischen Zeitung; er forderte Jan Altenburg zu verstärkter Mitarbeit auf; zugleich schlug er vor, er möchte im Briefwechsel sein Pseudonym lüften; er sei doch bestimmt eine Dame, und es würde ihm, Stefan Großmann, ein besonderes Vergnügen sein, sich energisch für diese Lady einzusetzen und sie nach besten Kräften zu fördern. Plietsch hat noch lange seine Freude an dieser Stilpsychologie gehabt.

George Grosz

In Pechsteins neuen Messelräumen in der Kurfürstenstraße und in der Gropiuswohnung von Plietsch hat sich dann der größte Teil unseres Nachkriegsverkehrs abgespielt. Im Atelier Pechsteins entstand das große Porträt von mir, das im zweiten Weltkrieg mit vielen anderen seiner Bilder und Zeichnungen verbrannt ist; es entstanden dort die Lithographie von 1921 und die beiden großen radierten Bildnisse, von denen das eine lange in Leipzig in der Wohnung Bruno Erich Werners an der Wand gehangen hat: die Radierung war im Handel unter dem Titel „Der Kritiker“ erschienen, Werner hatte sie erworben und

rahmen lassen, ohne eine Ahnung zu haben, wen das Blatt darstellte, und daß er wenige Jahre später über das Objekt dieser Radierung — über mich — den Zugang zu einem neuen Beruf finden und dann jahrelang mit diesem Kritiker in guter Freundschaft zusammen arbeiten würde.

Bei Plietzsch entwickelten sich die Abende, die das damals allgemeine Gepräge der Inflation annahmen: das Geld, morgen doch wertlos, spielte keine Rolle; es wurde in Sekt, Spirituosen, Wein, Liföre umgesetzt. Der Kreis der Freunde kam zusammen, blieb bis zum frühen Morgen — um wenig später das Spiel zu wiederholen. Dieser Kreis hatte sich erweitert: Ivo Hauptmann, Gerharts Sohn, mit seiner jungen Frau tauchte auf, Hans Reimann, der als Spezialist des Sächsischen Plietzschs Altenburger Herz erfreute, vor allem aber George Grosz, der damals als Zeichner, aber auch als Maler die zweite moderne Phase des Expressionismus am wirksamsten vertrat.

George Grosz war ein merkwürdiges Phänomen. Er war mittelgroß, mittelbreit, hatte einen runden Kugelschädel und ein rundes, eigentlich einfaches Knabengesicht, das von der Härte und Schärfe seiner Zeichnungen, von der blutigen Lieblosigkeit seiner Phantasie kaum etwas vermuten ließ. Er war erheblich jünger als wir, war 1893 in Berlin geboren und war nach 1918 der große Bürgerschreck des Landes geworden. Er war mit seiner Substanz offenbar schon früh auf den Grund und beim Nichts angekommen; so war lediglich sein starkes zeichnerisches Talent ohne viel Wesensfundament übriggeblieben. Schon als er bald nach dem Kriege mit dem Oberdada Bader, dem dicken, vollbärtigen Architekten, die dadaistische Episode mitmachte und in der „Tribüne“ bei einer

Matinee mit Nähmaschinenbegleitung und Kinder-
trompeten mitwirkte, hatte er sich Visitenkarten drucken
lassen: „Wie werde ich morgen denken?“ Die fehlende
Kontinuität ohne die Möglichkeit, sich jeweils im frag-
mentarisch Einzelnen ganz auszugeben, war sein Pro-
blem. Er hatte in jungen Jahren ein paar Bilder gemalt,
die in ihrer kalten Vision des Unvisionären ausgezeichnet
waren; Plietzsch besaß einen „Gast an einem Kneiptisch“,
der großartig war. Unter seinen Zeichnungen gab es
Blätter von einer ganz starken Intensität; es war aber
immer eine Intensität des Talents, nicht des Wesens,
so daß jede Arbeit nur die Sicherheit des Handwerks,
nicht das steigerte, was über dieses Handwerk in die
Malerei oder die Zeichnung eingehen mußte, um dem
Objekt Dauerkraft zu geben. Bei George Grosz lag immer
das Kunstgewerbe nahe, das allein auf dem Talent wächst:
die Tendenz gegen den Bürger, gegen das Militär,
gegen den Staat wirkte in ihrer Negativität auch nur
substanzmindernd, nicht steigierend, so daß der Maler nach
kurzer Zeit vor dem Nichts oder vor dem Problem stand,
durch einen inneren Frontwechsel an neue Substanz-
bereicherung heranzukommen. Er fragte: „Wie werde
ich morgen denken?“ Er hätte fragen müssen: „Was
werde ich morgen fühlen?“ oder noch besser: „Werde ich
morgen noch etwas zu fühlen haben?“

Er schien selbst etwas davon zu ahnen. Ich war ihm
ein paarmal bei Plietzsch, bei Pechstein begegnet; wir
hatten zusammen gegessen, getrunken, ohne daß sich ein
näherer Kontakt ergeben hätte. Es blieb ein Gegensatz,
den er nicht mit Unrecht aufs Politische zurückführte. Es
waren die ersten Jahre des Versailler Diktats, die Jahre
der schwarze Franzosentruppen am Rhein, der Ruhr-
besetzung — all der Dinge, die wir macht- und wehrlos

hinnehmen mußten. In diese Zeit stellte George Grosz immer wieder seine Zerrbilder der deutschen Offiziere, seinen kalten Hohn über die Welt des Bürgerlichen, aus der er selbst ebenfalls und nicht schlecht lebte. Ich distanzierte mich instinktiv, ohne ihm gegenüber etwas laut werden zu lassen: er fühlte es offenbar auch ohne das und spürte irgendwo das Berechtigte der Abweisung, ja, das Zeitnotwendige. Er spürte die größere Lebendigkeit der Gegenseite und empfand die Ursache; er sah das Substanzgebende der positiven Haltung und das Zerstörende der negativen. Und eines Abends nach einem Zusammensein bei Pließsch — wir hatten beide nicht einmal sonderlich viel getrunken, hatten nebeneinander gegessen und uns verhältnismäßig ergiebig unterhalten — eines Abends, als wir zusammen über den nächtlichen Lützowplatz heimwanderten, sagte er plötzlich unvermittelt: „Wissen Sie, Fechter, im Grunde stehe ich mit dem, was ich bin, viel mehr auf Ihrer Seite als auf der der andern.“

Ich war etwas überrascht, nahm es für einen Ausfluß alkoholischer Laune, sagte aber als höflicher Mann, es würde mich freuen, wenn es so wäre. George Grosz blieb bei seiner Aussage: denn, so erklärte er, und das überraschte mich am meisten, bei den anderen käme nichts heraus, und da könne man auf die Dauer nicht leben.

Ich habe lange über dieses Gespräch nachgedacht. In der Arbeit von George Grosz zeigte sich keine Änderung; er blieb der, der er war, und so nahm ich's für die Laune einer Stunde, der vielleicht nur ein starkes Heranziehen des Talentés von George Grosz durch die rechte Seite, und zwar ein Heranziehen mit Verständnis ein stärkeres Gewicht hätte geben können. Etwas war in ihm vorgegangen; wie weit das führen konnte, habe ich 1947,

nach der großen Katastrophe erlebt, am sechzigsten Geburtstag von Plieksch. Da war wieder ein großer Kreis von Menschen beisammen, sogar von besonderen Menschen: Georg Kolbe war da und Richard Scheibe, der seit langem bei Plieksch wohnte, Herbert Maisch, der Intendant, und Eduard Kühnel, einst mit Friedrich Sarre Mann der vorderasiatischen Ausgrabungen, Friedrich Winkler, der Direktor des Kupferstichkabinetts, mit dem zusammen ich Trauzeuge gewesen war, als man den Doktor Eduard Plieksch mit seiner Frau Mica zusammen gab. Frau Kühnel hatte das Heft einer amerikanischen Monatschrift mit, eins dieser banalen Familienhefte, wie es sie in allen Erdteilen gibt. Sie schlug es auf, bis sie ein Kunstblatt fand, einen Mehrfarbendruck, der eine wunderschöne Landschaft zeigte, einen Wald mit einem bunten Abendhimmel dahinter, vorne ein Teich, in dem sich die rosigen Wolken spiegelten — das Ganze eine farbige Ansichtskarte, wie sie schöner nicht gedacht werden konnte.

„Von wem kann dies Bild wohl sein?“ fragte Frau Kühnel, die Unterschrift der Kunstbeilage mit der Hand überdeckend. Viele betrachteten es, keiner konnte den Maler erraten. Schließlich zog sie die Hand fort: es war die Reproduktion eines Gemäldes — von George Grosz.

Es lag nahe, von Kitschmalerei zu reden. Das war uninteressant; man fragte sich: was ist hier vorgegangen? Untergang eines Talents? Raum; dieses Bild hatte mit dem Talent von Grosz nichts zu tun. Konzession? Möglich; aber mußte die gleich so weit gehen, selbst wenn es sich etwa darum handeln sollte, den üblen Geruch des Kommunismus drüben zu übertäuben? Grosz saß schließlich in Amerika unter Amerikanern. War es nicht vielleicht doch so, daß der Mann, der diese Landschaft malte,

versucht hatte, auf diesem primitiven Weg etwas von der verlorenen Substanz wiederzugewinnen? Er hatte schon damals in dem Gespräch mit mir erklärt, auf die Dauer könne man nicht so leben; war er inzwischen dahin gekommen, den anderen Weg, den zum Positiven, ganz von unten herauf, ganz simpel und primitiv noch in späten Jahren zu suchen?

Die Vermutung kann völlig irrig, der wahre Grund der Wendung ein ganz anderer gewesen sein; seltsam war nur das Zusammentreffen der Erinnerung an jenes kurze nächtliche Gespräch mit dem Anblick dieses Bildes, das neben eine nicht vorhandene Substanz mit einem ganz großen Talent eine völlig anders geartete Substanzlosigkeit nur noch ohne Talent stellte. Da tat sich das eigentliche Problem auf.

Wir haben in der Gropius-Wohnung über den grünen Rasen des Landwehrkanal-Ufers noch viele Abende verbracht, gute und weniger gute, richtig und falsch gemischte. Einer der besten war der, an dem wir den fünfzigsten Geburtstag von Eduard Pließsch feierten. Die ganze Kunstgeschichte war versammelt, von Röttschau bis Kühnel — und die Kunst von Pechstein und George Grosz bis zu Rudolf Belling und George Kolbe ebenfalls. In den Atelierräumen über der Wohnung von Pließsch hausten in freundslichem Miteinander der Bildhauer Richard Scheibe und Alfred Partikel, der ostpreussische Maler, der nachher 1945 bei Althagen so elend und geheimnisvoll verschwand und zugrunde ging. Die beiden tauchten zuweilen völlig unerwartet im Kreis der anderen auf: aus der Küche führte ein direkter Aufgang zu ihnen nach oben, und so geschah es des öfteren, daß auf einmal zu später Stunde plötzlich Partikel mit seinem großen, freundlichen, lächelnden blonden Schädel neben einem

saß und sich am Gespräch beteiligte, obwohl man sich nicht erinnern konnte, ihn an diesem Abend schon gesehen oder gar begrüßt zu haben, während Scheibe schmal und melancholisch sich irgendeiner Frauengruppe gesellte und schweigend an der Unterhaltung teilnahm.

An jenem fünfzigsten Geburtstag war wie gesagt noch einmal großes Meeting in den Gropius-Gemächern, und die van-de-Welde-Möbel fanden ihren Qualitäten entsprechende, bewundernde Benutzer. Ich stand mit Karl Röttschau, der damals schon in Düsseldorf wirkte, im Dunkeln auf dem Balkon und genoß das hübsche Theater der drinnen lichtüberflossen durcheinander flutenden Menschen unter den schönen Bildern an den Wänden und in dem ganzen unbetont beherrschten und geformten Milieu. Es war nach Mitternacht: der eigentliche Geburtstag hatte begonnen oder war vorüber — da ergriff Werner Find, der damals auch im Hause Pliebsch verkehrte, das Wort und improvisierte eine witzige Ansprache an den Jubilar, feierte ihn in seiner überlegen spielerischen Art, die vorzüglich zu dem Wesen des Gefeierten paßte. Immer wieder schlugen Gelächter und Beifall empor: der aber, dem diese Ansprache, dies Gebilde aus raffiniert gefügtem Witz und persönlicher Beziehung, aus Wortspiel und treffender Wesensbezeichnung galt, ging völlig unbeteiligt, während Find, an seinem Plaze stehend, laut und vernehmlich redete, langsam zwischen den Gästen einher, eine Kognakflasche in der Hand, aus der er unermüdlich hier und dort einschenkte. Pliebsch war seit langem schwerhörig; er hatte, was er gern tat und tut, wenn er sich durch die Reden der andern nicht stören lassen will, seinen kleinen elektrischen Hörapparat, der sonst die Verständigung mit ihm mühelos ermöglicht, ausgeschaltet: so hörte er nichts von der Festrede, die

ihm da gehalten wurde. Ahnungslos und ungestört ließ er in seiner klanglosen Umwelt die Pointen und Bonmots, die witzigen Anspielungen und Formulierungen des anderen über sich dahingehen. Er, dem das alles galt, nahm keine Notiz davon: er ging umher und schenkte Kognak ein. Er entzog der Wirkung Find's die entscheidende Voraussetzung, beschränkte ihn auf die Gäste und schaltete den Wichtigsten, sich selber, aus. Es wirkte lächerlich, nur nicht für den Gefeierten, zumal Find natürlich den Vorgang in seine Rede mit hinübernahm; es wirkte zugleich ein bißchen unheimlich. Man erlebte in vorbildlich diskreter Anschaulichkeit das Gebrechliche aller menschlichen Gemeinschaft und zugleich die Unkontrollierbarkeit dieses ganzen bunten Gesellschaftsspiels. Wir lachten miteinander, sprachen mit- und füreinander, und keiner wußte, ob der Partner ihn überhaupt hörte, ob er nicht nur die Spielregeln befolgte, um nicht zu stören. Plötzlich war für Momente aus den Konventionen des Zusammen herausgetreten: er lebte nur noch in seiner, nicht mehr in der gemeinsamen Welt und bewirkte damit unbewußt und unwillentlich, daß diese gemeinsame Welt, nur weil das eine schweigende Bausteinchen sich herausgelöst hatte, plötzlich sichtbar in sich zusammenfiel, etwas gespenstisch Sinnloses bekam.

Ludwig Justi

Die Kunst, die in diesen Jahren des Expressionismus in Deutschland entstand, hat unter den großen zeitgenössischen Museums Männern als Förderer vor allem einen gefunden: Ludwig Justi, den Direktor der Berliner Nationalgalerie und Schöpfer der vom Dritten Reich

wieder in alle Winde verstreuten Sammlung des Kronprinzenpalais. Er hat, als 1918 die alten Rücksichten und Beschränkungen für die Galerien der zeitgenössischen Kunst fielen, mit Energie, Geschick und Glück begonnen, vor allem aus den Ergebnissen der ersten beiden Dezennien des Expressionismus zusammenzubringen, was noch irgend erreichbar war, aus der Dresdner, der Münchener, der Berliner Phase der Bewegung Entscheidendes zu kaufen und so den Grundstock für eine Sammlung der Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts zu schaffen, die später in gleicher Weise nicht mehr so geschaffen werden konnte.

Ludwig Justi gehört der berühmten Marburger Familie an; Carl Justi, der Biograph von Winkelmann und Velasquez, war sein Onkel, der Orientalist Justi sein Vater. Er begann seine Laufbahn bei Bode an den Berliner Museen, übernahm den kunsthistorischen Lehrstuhl in Halle, wurde Direktor der Sammlungen des Staedelschen Instituts in Frankfurt und schließlich über den Posten des Sekretars der Akademie der Künste wenige Jahre vor dem Krieg als Nachfolger Tschudis Direktor der Nationalgalerie. Nach 1918 begann er systematisch vor allem die moderne Abteilung auszubauen, für die man ihm das ehemalige Palais des Kronprinzen gegenüber dem Zeughaus zur Verfügung gestellt hatte. Er vergaß darüber nicht das Stammhaus, die alte Nationalgalerie, für die Tschudi in den letzten Jahren seiner Amtsführung nichts mehr hatte tun können: Justi hat für sie aus der Zeit der Romantik wie aus den Jahrzehnten der Deutsch-Römer und des Realismus herrliche Stücke erworben. Seine besondere Liebe und sein innerster Anteil aber galten dem Neuen, dem Verdenden. Er war vom Wesen aus

vielleicht mehr ein Sammler als ein Kunsthistoriker, so schön sein großes Giorgione-Werk oder die mannigfachen Arbeiten über Maler des neunzehnten Jahrhunderts auch sind: die Werke, in denen er selber am meisten sichtbar wurde, waren die Sammlung des Kronprinzenpalais und die großen Ausstellungen lebender Maler, die er dort wie zuerst auch in der Nationalgalerie zu veranstalten liebte.

Ludwig Justi ist ein Mensch, dessen Wesen nicht eben leicht zu umschreiben ist. Ein großer, schlanker, eleganter Mann mit einem langen, bartlosen, leicht melancholisch noblen Gesicht, das halb einem Gelehrten, halb einem Musiker zu gehören scheint. Es war immer etwas sehr Diskretes, Zurückhaltendes um ihn, schon in seiner stets etwas stoßenden, gedämpften, wie von dem Sprecher selbst aufgehaltenen Sprechweise und ebenso in seinem zunächst fast bewegungslosen Gesicht und in den wartenden, großen braunen Augen, die, sobald er das Abwarten aufgab, etwas bezaubernd Freundliches, Verbindliches haben konnten. Er gab von sich, von seinem persönlichen Wesen meist nur wenig aus; ich habe eigentlich nur zweimal oder dreimal erlebt, wie viel an Temperament und Möglichkeit auch des Zorns in diesem gebändigten Manne ist. Einmal, als er sich gegen Karl Scheffler und dessen Angriffe auf ihn zur Wehr setzte, in seinem vielleicht lebendigsten Essay „Habe-mus papam“ — das andere Mal gegen mich. Sonst kannte ich ihn nur gleichmäßig, beherrscht, fast bewußt die eigenen Ausstrahlungen auf sich begrenzend — und immer im Grunde allein. Er war freundlich, lebenswürdig, von vollendeter Höflichkeit; er vermied es, Verbindungen im Bereich des Menschlichen entstehen zu lassen, sparte sie für die abseits des öffentlichen Auf-

treten=Müssens liegenden, ganz privaten Bereiche auf, um die nur die Nächsten wissen konnten. Er behielt eine Atmosphäre von Einsamkeit um sich, die ihm bis in seine persönlichsten Bereiche blieb und die er vielleicht bewußt als Sicherung gegen andere nutzte.

Ich kannte ihn viele Jahre von den Vorbesichtigungen seiner Ausstellungen in der Nationalgalerie, aus der Akademie und von anderen Gelegenheiten her. Ich glaube mich nicht darin zu täuschen, daß er in seiner unausgesprochen schweigsamen Art mir zuweilen eine Beziehung über das nur Berufliche hinaus zugestand. Ich habe das einmal in der Hans-Thoma-Ausstellung, die er in der Nationalgalerie zusammengebracht hatte, in einem Moment ohne Worte zu erkennen geglaubt. Wir schlenderten bei der Vorbesichtigung zusammen durch die Räume; auf einmal sagte er: „Kommen Sie, ich muß Sie meiner Mutter vorstellen. Sie ist heute morgen von Marburg angekommen, dritter Klasse die Nacht hindurch und ist beinahe direkt vom Bahnhof hierher gelaufen, nur um die Ausstellung gleich sehen zu können.“

Er trat mit mir zu einer großen, schlanken alten Dame mit einem lebendig bewegten, freundlichen Gesicht, die mir schon aufgefallen war durch die strahlende Freude, mit der sie von Bild zu Bild, von Saal zu Saal eilte. Sie reichte mir die Hand, sie sprach ein paar lebenswürdige Worte; dann sah sie den Sohn an: „Deine Ausstellung ist wunderschön!“ — Und zu mir: „Ich muß weiter, auf Wiedersehen bis nachher.“

Damit entschwand sie in den Nebensaal. Ludwig Justi aber sah ihr nach, mit einem Blick so voll von bestem Gefühl, daß ich mich kaum recht getraute, meinerseits an diesem Blick teilzunehmen. Es waren Momente — es waren vielleicht die Augenblicke der nächsten

persönlichen Beziehung während der Jahre unserer Bekanntschaft.

Diese Bekanntschaft vertiefte sich naturgemäß, als ich Ende der zwanziger Jahre vom Kultusministerium in die Ankaufskommission für die Nationalgalerie berufen wurde. Ich nahm die Berufung an, schrieb gleichzeitig allerdings dem Minister, ich hielte alle solche Kommissionen auf den Gebieten der Kunst für Unfug und Widersinn; sie nähmen dem Direktor, den sie angeblich unterstützen sollten, in Wirklichkeit jede Verantwortung ab; er könne sich immer hinter der Kommission verschanzen, wenn er falsche Ankäufe unternähme und sich statt auf seinen Geschmack auf die Kompromisse solch eines Gremiums verlasse. Das Richtige wäre, der Direktor entscheide allein nach seinem Geschmack und seinem Werturteil; nur dann könne etwas entstehen, was mehr wäre als Ergebnis von Mehrheitsbeschlüssen und Abstimmungen, die auf künstlerischen Gebieten tödlich wären. Wenn ich trotzdem in die Kommission hineinginge, so täte ich es nur um zu helfen, die Arbeit dieser Ankaufskommission so unschädlich wie möglich und sie zu einem wirklich deckenden Schutzschild für den Direktor zu machen. Der Professor Becker, der damalige Minister, mag, wenn der Erguß bis zu ihm durchgedrungen sein sollte, sein leichtes, kluges Lächeln gelächelt haben, während er ihn las.

Die Sitzungen der Ankaufskommission fanden je nach Bedarf und Angebot alle vier bis sechs Wochen in Justis großem Amtsgemach im Ostflügel des Erdgeschosses im Kronprinzenpalais statt. Die Mitglieder wechselten: Max Osborn gehörte eine Weile der Kommission an, dann der Graf Wilhelm Broddorf-Rangau, der Bruder des Mannes, der die Unterschrift unter das Diktat von Versailles verweigerte, und Rudolf Salm, der überlebensgroße

Oberbürgermeister von Berlin, den Otto Dix mit penetranter Ähnlichkeit gemalt hat. Ulrich Hübner saß lange in dem Kreise, der vortreffliche Porträtist der Potsdamer Landschaft, und Eugen Spiro, Maler und Mann der Sezession wie er. Zu den Sitzungen erschienen selten alle. Justi präsiidierte, ließ, sei es durch den alten Diener der Galerie, sei es durch die jüngeren seiner Helfer, die zu diskutierenden Werke heranbringen, worauf sich die mehr oder weniger unwesentliche Unterhaltung über das einzelne ergab. Entschieden war im Grunde meist schon durch die Art, wie Justi ein Bild vorführte: die Kommission war von vorneherein so unschädlich, wie ich sie gewünscht hatte.

Zu einer wirklichen Diskussion kam es nur in einem einzigen Fall, und damals erlebte ich zum zweiten Male Justis Möglichkeiten des Temperaments, diesmal an mir selbst. Er wollte gern Emil Nolde's „Ehebrecherin vor Christus“ für die Galerie erwerben. Er führte das Gemälde vor, das nicht weniger als 25 000 Mark kosten sollte — der damalige Jahresetat der Nationalgalerie belief sich auf 120 000 Mark. Justi analysierte das Werk mit allerhand genießerischen Handbewegungen; Osborn assistierte ihm, andere auch — ich hielt mich zurück. Ich sah, wie er auf meine Äußerung wartete; aber ich schwieg. Schließlich brach er aus: „Warum sagen Sie denn gar nichts? Sie müssen doch auch eine Meinung haben? Sind Sie für oder gegen das Bild?“

Ich sah ihn nachdenkend an: „Ich weiß es nicht.“

„Wieso wissen Sie das nicht? Das Bild steht jetzt eine gute halbe Stunde vor Ihnen; Sie müssen doch eine Bejahung oder Ablehnung spüren.“

Ich schüttelte den Kopf: „In einer halben Stunde kann ich hier keine Entscheidung fällen. Vor allem vor diesem

Bilde nicht. Hängen Sie mir das Gemälde vierzehn Tage über meinen Schreibtisch, Herr Geheimrat, daß ich es täglich von morgens bis abends vor mir habe und spüren kann, was von ihm zu mir kommt. Dann werde ich Ihnen nach dieser Zeit vielleicht sagen können, ob das Bild, was durchaus möglich ist, ein Meisterstück oder ob es ein expressionistischer Hermann Prell ist — Sie entsinnen sich des „Judas Ischarioth“ in der Dresdner Gemäldegalerie?“

Justi fuhr auf: „Wie können Sie so etwas sagen? Nolde und Hermann Prell in einem Atem: das ist Blasphemie.“

Ich zog die Schultern hoch: „Ich sage Ihnen ja, Herr Geheimrat, ich weiß es nicht. Ich müßte warten, bis das Bild spricht — noch spricht es nicht.“

„Oder Sie hören es nicht,“ sagte er aufrichtig böse. Ich lachte: „Das kann durchaus sein — ich kann es aber nicht ändern. Ich kann nur sagen, was ist.“

Noch einmal ergab sich, wenn auch milder, eine ähnliche Situation, als er abstrakte Kunst, absolute Malerei erwerben wollte. Ich enthielt mich des Urteils, erklärte, mir fehlten hier oft die Maßstäbe: ich könnte meist nicht sagen, ob so etwas tot oder lebendig sei.

Da lehnte er sich wieder mit unmittelbarem Anteil auf, aber milder als im Falle Nolde, wie er denn überhaupt Differenzen in künstlerischen Dingen, sobald sie ausge tragen waren, vergaß. Wir hatten des öfteren sehr verschiedene Betrachtungsweisen: ich bin mehr als einmal sein Gast gewesen, als er noch in seiner schönen Wohnung hoch oben am Karolinger Platz hauste. Bei Tag war sie herrlich mit dem weiten, hellen Himmelsraum draußen; abends, vor allem einmal, als Franz Marcs Witwe ebenfalls sein Gast war, war sie in der dämmrigen Leblosig-

feit des riesigen, bis oben hin mit Büchern angefüllten Bibliotheksraumes von einer Melancholie, die schwer zu bewältigen war.

1933 nahm das Dritte Reich Justi die Nationalgalerie, löste die Ankaufskommission auf und begann nach dem direktorialen Intermezzo Alois Schardts, der noch einmal zusammenfassend herausstellte, was hier im Modernen geleistet war, das Werk der Zerstörung. Die Zerlegung der Kunst in lebendige, der nur noch wenige zu folgen vermochten, und in Photographismus für die übrigen offenbarte sich auch bei uns: die Sammlung, die Justi zusammengebracht hatte, von Marcs „Turm der blauen Pferde“ bis zu Heckels „Schützengrabenmadonna“, wurde als entartet in alle Winde verstreut. Der unvermeidliche Zerfall der Welt in die wenigen, die die immer komplizierter werdende Problematik des Geistigen auf seinen verschiedenen Gebieten noch mitzuleben vermögen, und die vielen, die dazu nicht mehr in der Lage und daher schicksalsmäßig zur Gegnerschaft verurteilt sind, vollzog sich auch bei uns. Justi trug die Konsequenzen mit schweigender Noblesse, übernahm den Posten in der Kunstgewerbe-Bibliothek, den man ihm zuwies, und hielt sich in den zwölf Jahren vollkommen zurück. Bis er dann nach 1945 das nicht eben dankbare Amt eines Generaldirektors der Ehemaligen staatlichen Sammlungen übernahm. Da erwachte in dem Siebzigjährigen die alte Energie und zäh und behutsam legte er den Grund wenigstens zu den Anfängen einer Sammlung, die einmal etwas wie ein Ersatz für das Verlorene werden kann. Man muß ihn dort in den verwunschenen Gängen und Räumen des Stülerbaus erlebt haben, seine trotz allem unbrechbare Energie, die lebendige Lust am Wiederaufbau, wenn man

das Wesensbild des Menschen und Mannes ganz übersehen will.

Um Ludwig Justi stand der Kreis seiner jüngeren Mitarbeiter, von Ludwig Thormählen bis zu Alfred Henken, von Paul Ortwin Rave bis zu seiner Mitarbeiterin Frau Schneider, die leise, unsichtbar, wie der gute Geist des Ganzen durch den Hintergrund glitt. Sie paßten alle vortrefflich in seine Welt, hatten alle das kultiviert Gedämpfte, das diese Welt bestimmte, hatten gelegentlich sogar in der zuweilen etwas zögernden Sprechweise eine gewisse Ähnlichkeit mit ihm angenommen.

Der Älteste und am weitesten aktiv Ausgreifende war Ludwig Thormählen, der nachher nach Kassel ging und dort das Kupferstichkabinett übernahm. Er war von Hause aus Bildhauer; sein bekanntestes plastisches Werk ist die Büste Stefan Georges, die er in den zwanziger Jahren schuf. Er war ein großer Verehrer des Meisters: als in einem meiner Bücher ein paar skeptische Anmerkungen über die ursprüngliche Durchschnittsbegabung des jungen George gefallen waren, machte er mir mit schöner Offenheit strenge Vorhaltungen und lehnte diese Betrachtungsweise als völlig unzulänglich ab. Er stand George auch persönlich nahe: ein gewisser geheimnisvoller Glanz umgab ihn, der auf der Tatsache beruhte, daß der Dichter, wenn er einmal nach Berlin kam, bei Ludwig Thormählen zu wohnen pflegte. Thormählen hatte eine Wohnung in der Nähe des Hochmeisterplatzes, die aus ein paar behaglichen, geschmackvollen Wohnräumen und einem Atelier bestand: sie entsprach in ihrer Anlage den beiden Tätigkeiten ihres Besitzers, insofern als ihre beiden Teile reinlich voneinander getrennt waren. Das Atelier des Bildhauers mit seinen kleinen Nebenräumen lag eine

Treppe höher als die Behausung des Kunsthistorikers mit ihren Büchern und Bildern. Kam George nach Berlin, so zog der Kunsthistoriker Thormählen für die Zeit seines Aufenthaltes hinauf zu dem Bildhauer Thormählen und überließ die unteren Räume dem Dichter zu völlig freier Benutzung. Das heißt, er betrat sie während dieser Zeit nicht, und niemand sonst aus seinem Kreise durfte sie betreten. Sie gehörten George, gaben ihm die Sicherheit eines Lebens in einer Raumwelt, die durch keinen Fremden gestört wurde. Thormählen trieb die Rücksicht auf seinen Gast so weit, daß er sogar die Bilder, die die Wände der Wohnung schmückten, für diese Wochen entfernte und zu sich ins Atelier hinaufnahm. Thormählen war ein großer Verehrer und Bewunderer der jungen Malerei: er hat Ende der zwanziger Jahre die große Wanderausstellung des deutschen Expressionismus zusammengebracht, die vor allem in den skandinavischen Ländern ein ganz starker Erfolg wurde und das Ansehen der deutschen Malerei wesentlich steigerte und stärkte. Er besaß selbst eine Reihe schöner Bilder, die er sehr liebte. Wenn aber George kam, der, wie Thormählen wußte, kein positives Verhältnis zur modernen Malerei hatte, entfernte er wie gesagt sorgfältig alle Dokumente seiner Verbundenheit mit dem Kunstvollen der Gegenwart und überließ dem Dichter eine gereinigte Welt ohne störende Elemente des Heute.

Einmal aber — Thormählen erzählte es selbst an einem Abend, da wir Gäste des Kunsthistorikers und des Bildhauers zugleich waren, das heißt, sowohl in der Wohnung wie im Atelier feierten — einmal bekam die Rücksicht auf den Meister einen Schwächeanfall. Er war gerade dabei, da George angemeldet war, wie immer die Sammlung Thormählen von den Wänden zu entfernen, als

eines der Bilder, das als letztes allein einen der Räume beherrschte, ihm so schön und zugänglich und allgemeinverbindlich erschien, daß er beschloß, es hängen zu lassen. Vielleicht wollte das Glück, daß dieses Werk für den Dichter die Brücke zur Kunst der Gegenwart wurde; vielleicht entwickelte es in seiner einsamen Isoliertheit so viel an stärkeren Kräften, daß es den Widerstand des Gastes besiegte: jedenfalls — er ließ das Bild hängen, zog mit den anderen nach oben und wartete geduldig der Dinge, die da kommen sollten.

Es kam aber nichts. Stefan George bezog die Wohnung des Kunsthistorikers Thormählen, lebte stumm und unsichtbar wie immer in ihren Räumen und verschwand, als er Berlin verließ, ohne daß sich irgend etwas ereignet hätte. Leicht beklommenen Herzens betrat Thormählen die Gemächer, die eben den großen Lyriker beherbergt hatten: sie boten den gewohnten Anblick — alles stand sauber, ordentlich an seiner Stelle; sogar das Bild, das den Meister hatte befehlen sollen, hing an seinem gewohnten Platze. Nur — es kehrte der Wohnung seine Rückseite zu. George hatte es nicht entfernt, er hatte es umgedreht und so das Problem des Ausgleichs zwischen Rücksicht auf den Gast und Rücksicht auf den Gastgeber vorbildlich gelöst.

Ich habe Stefan George niemals gesehen, nicht einmal wie Wolfgang Goetz, der ihm einmal im Vorübergehen begegnete — woraus dann die schöne Schilderung der großartigen Wirkung dieses dämonischen Gesichts entstand, die Goetz in der Deutschen Zukunft veröffentlicht hat. Nur in Thormählens Wohnung habe ich seine Bahn von weitem gestreift — und in einer flüchtigen Begegnung mit Melchior Lechter, dem Freunde seiner jungen Jahre, die sich in Lechters letzter Lebenszeit ergab. Wir wollten

in der Deutschen Rundschau einiges von seinen Gemälden reproduzieren. Ich schrieb ihm und suchte ihn dann in seiner hellen, durchsonnten Wohnung an der Kleiststraße auf, die zugleich Wohnung und Atelier und ein wenig fast Kirchenraum war.

Der erste und stärkste Eindruck, den man bei einem Besuch dort empfing, war nämlich der intensive Weihrauchduft, der die ganze ziemlich große Wohnung mit den nicht eben hohen Räumen durchzog. Schon im Korridor kam er dem Gast entgegen; wahrscheinlich erfüllte er auch die oberen Teile des Treppenhauses. Er schuf in dieser privaten Umgebung eine ganz besondere Atmosphäre: das Kirchliche, das diesem Duft anhaftet, wurde persönlich, bekam etwas klösterlich Katholisches und zugleich etwas ausgesprochen Ästhetisches: der Mann, der diese Räume bewohnte, wurde beinahe zum Träger dieses sonst überpersönlichen Duftes.

Der zweite bestimmende Eindruck ging seltsamerweise von Melchior Lechters Beinen aus. Sie waren von unten herauf mit cremeweißen breiten Binden gewickelt, so daß er, vor allem, wenn er durch das Sonnenlicht ging, das strahlend durch die großen Fenster fiel, mit seinem westfälisch schweren Oberkörper fast wie ein Artefakt, wie eine Kunstfigur wirkte. Erst allmählich setzte sich gegen diese Außerlichkeiten der Kopf Lechters durch, obwohl er an sich wirksam genug war mit der großen, hohen Stirne, der starken Nase, den etwas passiven Augen und der ganzen fernen Beethoven-Ähnlichkeit, die über ihm lag.

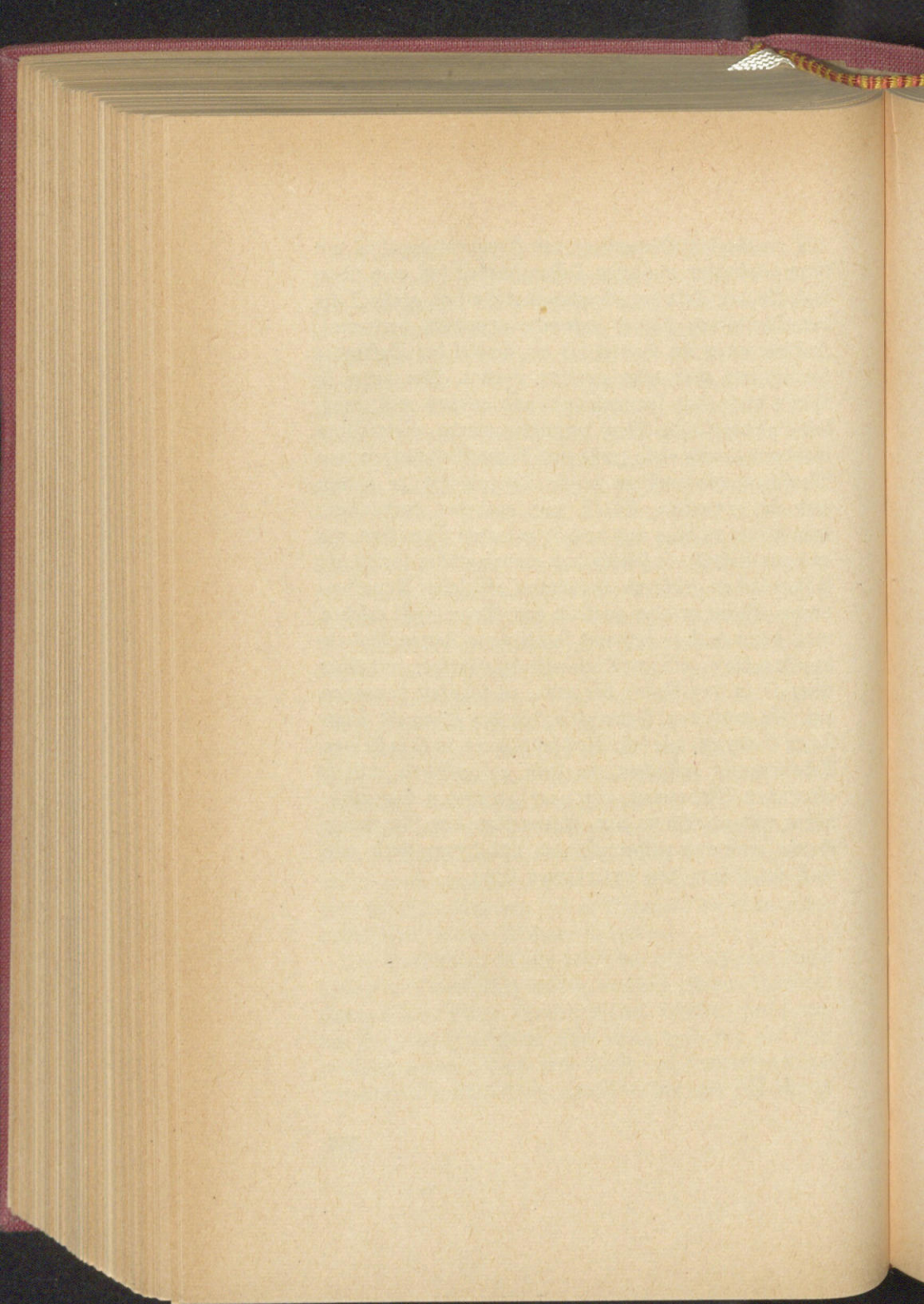
Von dem Gespräch mit ihm ist wenig haften geblieben. Es war noch ein Gast zugegen, der junge Lothar Helbing, der eigentlich Frommel hieß und ebenso aus der Familie des alten Hofpredigers Frommel herstammte wie Rose Woldtfrich, die reizende, junge Schauspielerin, die einmal

bei uns auf der D.A.Z. ein höchst erfolgreiches Gastspiel an der Schreibmaschine gab, weil eine plötzliche Heirat uns in Verlegenheiten gestürzt hatte. Lothar Helbing war damals — 1934 — durch seine Schrift vom Dritten Humanismus gerade ein viel diskutierter Mann der jüngeren Generation geworden; so überschritten sich zwei Gesprächsthemen, und es war nicht ganz leicht, eine ergiebige Einheitlichkeit heraufzubeschwören. Das meiste blieb im Unwesentlichen, so sehr, daß eine gut gemeinte, anerkennende Anmerkung von mir über den auch mir bekannten Rahmenmacher Lechters diesen zu einer zornigen Zurückweisung der Annahme reizte, dieser Mann könnte irgendwie mehr als rein ausführend an der kunstvoll komplizierten Wirkung der goldglänzenden Rahmenbauten beteiligt sein, in die Lechter seine Bildwerke gerne fügte. Er trennte heftig und grundsätzlich Kunst und Handwerk, worin ich an sich vollkommen mit ihm übereinstimmte: er schalt nur zugleich den wackeren Meister, als hätte der Anspruch auf Anteil an den künstlerischen Rahmenentwürfen Lechters erhoben, — während ich nur von der echt handwerklich bescheidenen Freude berichtet hatte, die der Rahmer an der exakten und vollendeten Ausführung dieser Arbeiten gehabt und gegen mich ausgesprochen hatte. Lechter empfand offenbar ein Bedürfnis nach irgendwelchen negativen Äußerungen; der junge Helbing hörte interessiert zu, und ich betrachtete die weißen, sonnenbeschienenen Beine des Malers, roch den intensiven Weihrauchgeruch und dachte, was für seltsam widerspruchsvolle Welten doch Kunst und Dichtung sind. Fast so widerspruchsvoll wie die Menschen, die diese Welten aus Worten und Farben als Sinnbilder des höchsten oder tiefsten Seins zu gestalten suchen.

Ein privates Gegenstück zu der vorbildlichen Welt, die Ludwig Justi im Kronprinzenpalais geschaffen hatte, gab es in Berlin SD — das war die Sammlung Köhler in der Brandenburgstraße, einer Querstraße der Ritterstraße. Der alte Bernhard Köhler war ein Onkel August Mackes; so war er mit der jungen Malerei in Berührung gekommen, hatte zuerst wohl gekauft, um wirtschaftlich zu helfen, hatte dann Freude am Sammeln und eine immer größere Sicherheit des Urteils bekommen, von der aus langsam dann diese umfassendste und wesentlichste Berliner Sammlung moderner Kunst entstanden war. Bernhard Köhler starb in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre; sein Sohn suchte sein Werk gegen die feindlichen Mächte der Zeit zu erhalten und vorsichtig weiter auszubauen. Ich habe ihn während der Herrschaft des Dritten Reiches einmal aufgesucht; er kam mit mir in die Brandenburgstraße und zeigte mir die Sammlung, der die Kampfstimmung, die sich während der letzten Jahre gegen alles erhoben hatte, was in Kunst und Dichtung modern war und sein wollte, ein seltsames Aussehen von Einsamkeit, Verlassenheit, ja, beinahe von ängstlichem Sichverstecken gegeben hatte. Es war eine bescheidene, alte Vierzimmerwohnung im Hochparterre, die die Sammlung beherbergte, tapeziert im Geschmack der Gegend etwa, was aber nicht störte, da die Bilder dicht bei dicht, Rahmen fast an Rahmen, die Wände der möbellofen, leeren Zimmer bedeckten.

Die Sammlung Köhler besaß damals noch eine Fülle schöner und wertvoller Bilder, von den „Roten Pferden“ Franz Marcs bis zu Werken August Mackes, Pechsteins, der jüngeren Franzosen. Sie zeigte dem, der die Entwicklung kannte, Sinn und Kraft des Expressionismus mit einer Eindringlichkeit, welche die der vom Historischen

aus angelegten Sammlung des Kronprinzenpalais mit ihrer gepflegten musealen Distanziertheit fast noch übertraf. In der Zeit der Bombenangriffe sind große Teile der Sammlung Köhler zugrunde gegangen, verbrannt, zerstört: etwa ein Viertel bis ein Drittel des Bestandes konnte, wie man hört, gerettet werden. Wer heute in Berlin diese Zeit kennenlernen und erleben will, muß, seit Ludwig Justi's Werk vernichtet wurde, viele Wege wandern, durch viele große und kleine Wohnungen von Menschen, die einst an diesen Dingen Freude hatten und sie erwarben. Es ist noch manches vorhanden: man findet es aber nur noch in privaten Vereichen, wo es dann freilich oft stärker und eindringlicher spricht als früher in den größeren Verbänden offizieller Repräsentation. Wenn er aber zugleich den Mann Justi erleben will, dann muß er sich auch in die neue Nationalgalerie begeben, die er, ein jetzt Dreiundsiebzigjähriger, mit zäher Energie in der Ruine der alten zu schaffen begonnen hat. Er muß den Generaldirektor der Ehemals staatlichen Galerien, wie sein Titel jetzt lautet, in dem kleinen Arbeitsraum auffuchen, in dem er zwischen mittelalterlichen Madonnen, ein paar geretteten Expressionisten, Klappaltären und Aquarellen der Nazarener ebenso ernst und zielbewußt und unbeirrbar wirkt wie einst im Glanz der unzerstörten Welt.



Menschen der Dichtung

Will Vesper

Die Umstände, unter denen wir uns kennenlernten, waren für eine Freundschaft eigentlich ein bißchen hinderlich. Er löste mich in meiner Stellung als Feuilletonredakteur der D.A.Z. ab, als man mich wegen Mangels an Gemüt auf die Kritik beschränkte. Da wir aber beide uns nicht als Gegner empfanden, den Fall nicht tragisch, sondern amüsiert nahmen und von vorneherein offen besprachen, wurde er nicht nur kein Störungsmoment, sondern sogar ein erstes Fundament für unsere späteren Beziehungen.

Will Vesper genoß um jene Zeit eine weitgehende Popularität als Herausgeber der „Ernte“, jener ausgezeichneten lyrischen Anthologie, deren zwei Bände in Hunderttausenden von Exemplaren seinen Namen bis in die kleinsten Dörfer getragen haben. Er hatte sich zugleich als Lyriker mit den „Briefen zweier Liebender“ einen sehr geachteten Namen gemacht, war ein gern gesehener Mitarbeiter des „Simplizissimus“ — und hatte, was allerdings nur wenige wußten, auch im Verlagswesen eine nicht unwesentliche Rolle, bei einem der damals meistgelesenen Bücher sogar Schicksal gespielt. Während des Krieges war in einem Wiener Verlag das Buch eines bis dahin unbekannten Autors erschienen: der Mann hieß Oswald Spengler, sein Buch führte den vortrefflichen Titel „Der Untergang des Abendlandes“; trotzdem blieb

es völlig unbeachtet, niemand kümmerte sich darum. Zufällig stieß Will Vesper auf das Buch, las es, schrieb an den alten Bed, den Besitzer der Bed'schen Verlagsbuchhandlung in München, mit dem er in jungen Jahren zusammengearbeitet hatte, und riet ihm, das Werk aus dem Wiener Verlag auszukufen und in seinen Betrieb zu übernehmen: es würde bestimmt ein Welterfolg, wenn man es richtig lancierte. Bed ging auf den Vorschlag ein, erwarb die Rechte an dem Spenglerschen Werk, und wenig später war der Name des Autors in aller Munde und sein Werk in den Händen unzähliger Käufer.

In der Feuilletonredaktion der D.A.Z. sind Vesper und ich uns zuerst begegnet. Ein mittelgroßer, kräftiger Mann mit einem schönen, offenen Gesicht trat mir entgegen, dunkles Haar, ein Paar freundliche braune Augen unter dunklen Brauen, eine sympathisch sachliche Stimme und eine im wesentlichen heiter überlegene Haltung gegen die Welt bestimmten den Eindruck. Wir nahmen die berufliche Situation, die sich aus der Tatsache meiner Entfernung von dem Platz, auf den er berufen war, ergeben hatte, beide mit Humor als gegeben hin: so waren wir nach wenigen Wochen einander näher, als wir uns durch bloße Berufsgemeinschaft in Monaten gekommen wären. Er war ein Mann der Dichtung, aber er war zunächst einmal ein Mann, klar, aufrecht und mit ruhiger Selbstverständlichkeit den Weg gehend, den er als den rechten empfand. Er verließ sich auf sich und seinen Instinkt; wo er aber Boden bei einem andern gefunden hatte, verließ er sich auf den. Einmal ging es um Neuwahlen im Schutzverband Deutscher Schriftsteller in Berlin: der Vorstand sollte neu gebildet werden. Vesper kam zu mir: „Wen soll ich vorschlagen? Du kennst die Leute besser als ich.“ — Ich überlegte einen Moment:

„Nimm Monty Jacobs — er ist der Aufrechteste und Anständigste.“ — Ein fragender Blick: „Du kennst ihn?“ — Ich nickte: „Jede Garantie.“ Vesper sagte ohne Überlegen: „Gut — abgemacht“ und Monty Jacobs wurde der leitende Mann. So hat Will Vesper es immer gehalten.

Die letzten Jahre vor 1914 hatte Vesper in Florenz gelebt. Bei der Kriegserklärung Italiens mußte er unter Hinterlassung seiner Möbel und seiner Bibliothek das Land verlassen, lebte seitdem wieder in Deutschland, war Soldat gewesen und wartete nun eigentlich auf die Möglichkeit einer Rückkehr nach Florenz. Er hauste in Berlin in einer Pension am Wittenbergplatz; zu seinem Kreise gehörten der Historiker Peter Rassow, die beiden Söhne Adolf von Harnack, vor allem der ältere — damals Regierungsrat in irgendeinem Ministerium — und ein paar andere lebendige Leute. Ich brachte ihn mit Eduard Pließch und Max Pechstein zusammen; so ergab sich eine Atmosphäre, die der Zeit der steigenden Inflation manches von ihren Unbequemlichkeiten nahm.

Diese steigende Inflation wurde aber vor der Zeit auch der Anstoß zum Ende unserer Zusammenarbeit. Vesper nutzte einen kurzen Osterurlaub zu einer Fahrt nach Florenz, verkaufte dort seine Möbel und den Rest seiner Bücher — die schönen Erstausgaben der klassischen Zeit, die er besessen hatte, fand er in der Biblioteca Nazionale als beschlagnahmtes feindliches Eigentum wieder. Alles, was ihm geblieben war, machte er zu Geld, tat die Lire in seine Stiefel, brachte sie unentdeckt über die Grenze und erwarb nun als wenn auch bescheidener Devisenkrösus in Meissen, dicht oberhalb der Stadt ein Haus mit einem bis zur Elbe hinabreichenden Garten-

grundstück — und kündigte seine Stellung bei der D.M.Z. Er wollte wieder an seine eigene Arbeit, statt die Arbeiten anderer Leute zum Druck zu geben.

In Urlaubszeiten bin ich dann oft sein Gast in Meissen gewesen. Es waren immer lebendige Tage, die wir miteinander verbrachten, wie denn dieser Lyriker aus dem Wuppertal zuerst einmal ein Mensch des Lebens und dann erst einer der Literatur war. Er war als Bauernsohn aufgewachsen; so war das Wirkliche, das Reale ihm immer das erste. Wie die Welt sich in ihm spiegelte, was sie aus ihm herauswachsen ließ, das stand auf einem andern Blatt. Wir redeten, wenn ich bei ihm zu Gast war, nicht von Literatur; wir gingen zu Leichert in die großen keramischen Fabriken und ließen uns die damals neueste Errungenschaft, das laufende Band, zeigen und Auskunft über die Erfahrungen geben, die die Arbeiter mit dieser Einrichtung und die man mit den Arbeitern an dieser Einrichtung machte. Wir gingen in die Porzellan-Manufaktur und sahen den Malern zu; wir folgten dem werdenden Porzellan bis zur Entleerung der Ofen — und dann wanderten wir hinauf zum Winkelkrug und tranken Schieler, den rotweißen, sauren sächsischen Wein, nach dessen ergiebigem Genuß man zum Beweis des Nüchterngebliebenseins eine „Meißner Fummel“, ein riesiges, luftgefülltes, hohles, zerbrechliches Gebäud, den Berg hinabtragen mußte, ohne daß besagtes Gebilde unterwegs Schaden litt.

Einmal sind wir gegen Abend ins Spargebirge gegangen. Das liegt oberhalb Meißens auf dem rechten Elbufer und ist die eigentliche Weinbaugegend der Stadt. Mitten zwischen den Hügeln lag ein behagliches Wirtshaus, und dort haben wir bis tief in die Nacht von dem ausgezeichneten roten Einundzwanziger getrunken, der

weit über jeden bloßen Landwein hinaus Qualitäten hatte, die später von Berlin aus zu erheblichen Bestellungen dieses vortrefflichen Jahrgangs führten. Der nächtliche Rückweg am Strom entlang, der Stadt zu, über der zuweilen die Silhouette der Domtürme vor dem stahlblauen Himmel aufstieg, gehört zu den Stunden, die ebenso unvergeßbar sind wie ihre Vorbereitung durch den Genuß der guten Dinge, die das durchwanderte Land uns gerade geschenkt hatte.

Mit den Meißner Domtürmen ging es mir seltsam. Ich habe, als ich die Stadt zuerst sah, noch die alte Silhouette der Albrechtsburg erlebt, den ruhigen horizontalen Abschluß der Domfassade. Als bald nach 1900 der Plan auftauchte, die in gotischer Zeit projektierten Türme nachträglich auszubauen, begann Cornelius Gurlitt einen zornigen Feldzug gegen das Unternehmen, das ihm ein Musterbeispiel verkehrter Denkmalspflege schien. Da der Kampf gegen alles Restaurieren damals Mode war, sekundierte ich ihm, aber ohne Erfolg. Der Ausbau wurde beschlossen, und eines Tages, es mag 1907 gewesen sein, lud der Oberbaurat Krüger, der den Bau leitete, meinen Freund Konrad Pohl, den Politiker der Dresdner Neuesten Nachrichten, und mich ein, die Arbeit doch einmal aus der Nähe anzusehen. Wir waren gerne dazu bereit, fuhren mit ihm und seiner reizenden jungen Tochter nach Meissen hinüber und besichtigten, unten und oben — und zuletzt ging es ganz nach oben. Der eine der beiden Türme war schon fertig, der andere stand noch im Gerüst, bis zu der Kreuzblume, die den Helm oben abschloß. Wir erstiegen das Gerüst auf Treppen und Leitern, höher und höher, und am Ende standen wir ganz oben auf einer Art Plattform, unmittelbar neben der riesigen Kreuzblume, deren heller Sandstein, von der Sonne be-

schienen, blendend vor dem Himmel und der verdämmenden Ferne des Elbtals gleifte.

Der Blick von dieser Plattform war unbeschreiblich schön. Man stand wie in der Luft, besser noch, wie im freien Raum. Man hielt sich unwillkürlich fest, weil man zuweilen, wenn die Wolkenschatten glitten, das Gefühl hatte, das ganze Gebäude samt Türmen und Gerüst schwanke leise im Winde; es war überdies, als spürte man hier oben die Erdumdrehung viel stärker als unten. Die Aussicht ging ins Unendliche, stromabwärts vor allem. Die Ferne nahm kein Ende; immer neue Wunder taten sich unter dem gleitenden Wechsel von Licht und Wolkenzug, Helle und etwas weniger Helle auf. Ließ man aber den Blick in der Nähe abwärtsinken, so mußte man sich erst recht festhalten; schon das Verfolgen der Helmschräge und dann der Sprung abwärts auf den Platz zwischen Dom und Albrechtsburg war eine Prüfung auf Schwindelfreiheit, die zu bestehen nicht ganz leicht war. Das Raumgefüge aber, das sich da enthüllte, war nicht minder großartig als die Unendlichkeit der Ferne, und man konnte sich von ihm fast noch schwerer losreißen als von der grenzenlosen Landschaft unter dem ins Riesenhafte erweiterten Horizont.

Seit der halben Stunde, die ich damals dort oben bei der Kreuzblume des Meißner Doms verbrachte, hat sich meine innere Haltung zu dem Problem des Restaurierens grundsätzlich geändert. Die Änderung hat nichts mit Logik zu tun, ist logisch völlig unbegründbar: ich habe aber seitdem eine tiefe Zuneigung zu diesen ins Blau und in die Wolken ragenden Turmhelmen gefaßt und bin dafür, daß man sie ruhig zur einst geplanten Höhe vollendet. Sei es auch nur darum, daß dann vielleicht wieder einmal ein junger Mensch hoch da droben neben einer grell be-

sonnten Kreuzblume im schwingenden Blau des Raumes stehen und erleben kann, was das eigentlich bedeutet: auf der Welt sein.

Mit Will Vesper bin ich nicht mehr auf die Domtürme gestiegen; die Gerüste waren längst gefallen, und niemand redete mehr von den neuen Türmen, sie gehörten seit langem zum Bilde der Stadt Meissen. Aber einen anderen Besuch auf der Höhe haben wir einmal gemacht, auf Schloß Siebeneichen, bei der Baronin Monica von Miltitz, deren Familie damals noch das Schloß und das Gut Siebeneichen gehörte. Vesper kannte die Baronin gesellschaftlich, besuchte sie zuweilen; sie schrieb gelegentlich auch: so hatte sich eine Bekanntschaft ergeben, die dazu führte, daß wir eines Tages über die Elbe fuhren und durch den Wald hinaufstiegen zu dem Schloß, das gegenüber dem Spargebirge von seiner Höhe auf dem linken Ufer des Stroms weit in das sächsische Land hinaus sieht.

Die Stunden dort oben waren fast ebenso unvergeßlich wie einst die halbe Stunde auf dem Turm des Meißner Doms, wenn auch aus ganz anderen Gründen. Dieses feste Haus war seit Jahrhunderten im Besitz der Familie von Miltitz; das Altarbild von Cranach in der Schloßkapelle stand noch an der Stelle, für die der Maler Friedrichs des Weisen es einst im Auftrag der damaligen Besitzer von Siebeneichen gemalt hatte. Hier lebte das Geschlecht derer von Miltitz, die einmal beinahe nach der Krone des Landes hätten greifen können. Ein Miltitz war es gewesen, der den Hütungen Johann Gottlieb Fichte, der ihm sonntags die Predigten des Geistlichen aussagen mußte, wenn der Baron nicht hatte zur Kirche gehen können, nach Schulpforta auf die Schule schickte und damit half, der deutschen Romantik die geistigen

Voraussetzungen schaffen. Ein Miltig saß, als ich mit Vesper in Siebeneichen war, einsam in dem klassizistischen Bibliotheksraum des Schlosses: er war im ersten Weltkrieg so schwer verwundet, daß er sich ganz in seine Welt zurückgezogen hatte, für nichts anderes mehr vorhanden sein wollte. Wie ein kleiner, dunkler Schatten saß er fern in dem hellen, weißen Raum der Bibliothek; die Baronin wies leicht mit der Hand hinüber: „Dort, wo mein Mann sitzt, in dem Raum hat Goethe mehr als einmal gegessen, wenn er Gast auf Siebeneichen war.“

Vesper und ich durchwanderten dann weiter unter ihrer Führung das alte Schloß. Zuletzt kamen wir auf den Boden: „Hier spielen meine Kinder bei schlechtem Wetter,“ sagte sie. Es war ein Spielplatz von Ausmaßen, die für einen Sportplatz genügt hätten. Ich trat zur Wand, an der ein Pult mit schrägem Glasdeckel stand. Es enthielt eine Steinsammlung, sorgfältig geordnet und beschriftet.

„Für Geologie interessieren Ihre Söhne sich auch, Baronin?“ — Sie schüttelte den Kopf und klappte vorsichtig den Deckel hoch: „Die ist älter — die hat noch Novalis zusammengebracht. Er ist oft von Freiberg herübergekommen, als er dort studierte, und hat dann hier auf Siebeneichen übernachtet.“ Sie schloß das Pult wieder.

Eranach, Goethe, Novalis, Fichte — ein Stück der wunderbaren Geschichte dieses Landes gleitet vorüber, wird für Augenblicke lebendige Gegenwart, Tradition einer Familie, die für ihr Teil geholfen hat, daß diese Geschichte Wirklichkeit werden konnte. Wie im Traum wanderten wir späten Nachkommen durch diese Welt, angerührt von dem lebendigen Geist der Nation, zu der wir gehörten und über der schon damals die fernen

Schatten des Unheils hingen, das sie wieder einmal in den Abgrund neuer Anfänge zurückschleudern sollte.

Wenige Jahre später hat Will Vesper Meißen verlassen und in Ost-Hannover das Gut Triangel seines toten Freundes Hans Rimpau übernommen und bewirtschaftet. Das alte Bauernblut, das immer in ihm lebendig war, ergriff wieder die Herrschaft über sein Leben, ohne daß er darum aufhörte, der Dichter und der dichterische Mensch Will Vesper zu sein.

Otto Gysae

Eines Tages, ich glaube, es war im Jahre 1920, sagte Hans Humann zu mir: „Wollen Sie mir die Freude machen, morgen mit mir im Esplanade zu frühstücken? Ich möchte Sie mit meinem Freunde Gysae bekannt machen.“

Da ich zu wissen glaubte, welchem Zweck dieses Bekanntmachen dienen sollte, sagte ich zu. Als Vesper, der damals bereits gekündigt hatte und kurz vor dem Ausscheiden aus dem Verbands der D.N.Z. stand, mir erzählte, daß Humann ihn ebenfalls ins Esplanade gebeten hatte, fand ich meine Vermutung bestätigt: Otto Gysae sollte offenbar der Nachfolger Vespers in der Feuilletonredaktion werden.

Ich kannte den Namen Gysae vor allem von seinem vortrefflichen Roman „Das Gesetz“ her, den das Berliner Tageblatt während des Krieges im Vorabdruck als Zeitungsroman veröffentlicht hatte. Ich wußte, daß er eine Reihe weiterer Romane geschrieben hatte; sein Ruf war der eines kultivierten, gepflegten Mannes — mehr wußte ich nicht von ihm; wie Humann auf ihn als Nach-

folger Vespers gekommen war, entzog sich meiner Kenntniß.

Als Humann uns bekannt machte, stand ein schlanker, großer, schmaler Mann vor mir, mit einem langen, hohen, weit über die Stirn emporsteigenden Schädel, wie ich ihn bis dahin ähnlich nur bei dem Hofrat Paul Schlenzher und bei dem Norditaliener Ernesto Gagliardi erlebt hatte. Sein Gesicht wirkte ebenfalls lang, schmal; seine grauen Augen, mit leichtem Silberblick den Partner ernsthaft und fragend fixierend, hatten fast etwas von Maler-
augen. Ein sprechender, großer Mund, melancholisch wie der ganze Mann; die ziemlich tiefe, gutturale Stimme hatte den angeborenen sächsischen Dialekt — Gysae stammte aus der Dresdner Gegend — sehr persönlich in eine Art von gesellschaftsfähiger Sprechart statt Mundart abgewandelt.

Die Beziehung zwischen dem Autor Gysae und dem Kapitän zur See Humann erklärte sich bald sehr einfach aus der Tatsache, daß Gysae seine Laufbahn ebenfalls bei der Marine begonnen hatte und zu derselben Crew gehörte wie Humann. Gysae war als Kapitänleutnant ausgeschieden und hatte dann Musik studiert, bevor er begann, Romane zu schreiben. Nun zwang ihn die steigende Inflation zu verdienen; er hatte sich an Humann gewendet, und der engagierte ihn als Nachfolger für den nach Meissen gehenden Vesper.

Das Frühstück verlief, wie immer wenn Humann zu einem bestimmten Zweck eines veranstaltete, lebendig und unterhaltsam. Ich betrachtete aufmerksam das leicht beschattete, sehr besondere Gesicht Otto Gysaes und fragte mich im stillen, wie dieser Mann mit Paul Lensch als Chefredakteur fertig werden sollte. Als er mir im Gespräch noch mit schöner Aufrichtigkeit gestand, daß er nicht

die geringste Zeitungs- oder Redaktionspraxis habe, schauderte mir leicht die Haut. Humann spürte wohl etwas davon; er trank mir zu: „Ich verlasse mich auf Sie, lieber Fechter, daß Sie meinen Freund Gysae so weit wie möglich einarbeiten und durchschleusen.“

Ich lachte: „Ich will's versuchen, Herr Kapitän. So gut es geht.“

In den ersten Tagen besah ich mir, mit gelegentlichen Ratschlägen, Gysaes Versuche zur Redaktionsführung. Sie waren sehr ungebräuchlich: er sagte von sich selbst: „Ich bin eigentlich der geborene Bürovorsteher. Um neun komme ich; um drei schließe ich mein Pult ab, und dann denke ich mit keinem Gedanken mehr an das Büro. Das möchte ich auch in der Redaktion.“

Ich lachte und zuckte die Achseln: „Wenn eine Zeitungsnummer fertig ist, erhebt die nächste ihr Haupt und verlangt, gestaltet zu werden. Zeitungsdienst hört nie auf.“

Das war etwas, was er haßte. Er wollte nach dem Dienst den Kopf frei haben für seine eigentliche, die dichterische Arbeit. Zu diesem Zweck berief er schon in der zweiten Woche seiner Tätigkeit am Montagmorgen eine Konferenz der Feuilletonredaktion. Er stellte die Forderung auf, daß in jeder Woche am Montag die Feuilletons für die einzelnen Tage festgelegt würden, so daß man darüber für den Rest der Woche nicht mehr zu diskutieren brauchte und den Kopf frei hätte.

Ich lachte: „Und was machen Sie, Herr Gysae, wenn am Mittwoch plötzlich Sudermann stirbt und Sonnabend, wenn Sie das festgelegte Sonntagsblatt längst umbrochen haben, der Nobelpreis für — sagen wir — Stefan George gemeldet wird?“

Er stieß, was er gern tat, wenn er nachdachte, die Luft in kurzen, hörbaren Stößen mit längeren Pausen

zwischen den Zähnen aus: „Die Nachricht müßte man dann auf Montag vertagen,“ meinte er zögernd.

„Und alle anderen Zeitungen bringen Sie mit großen Artikeln am Sonntag, und Lensch macht einen Mordstrach — mit Recht übrigens —, was wollen Sie dann anfangen?“

Er saß stumm da, besah sich seine Hände. „Der Dienst muß doch aber mal ein Ende haben,“ sagte er böse.

„Jeder andere ja, Zeitungsdienst nie! Dagegen ist nichts zu machen,“ erwiderte ich.

Er schwieg; die Konferenz ging auseinander und das grausame Spiel lief weiter. Bis eines Tages Lensch mich zu sich bat.

„Wat is'n das mit dem Neuen da?“ fragte er zornig. „Den mit den Ostereischädel meine ich.“

„Wieso?“ fragte ich harmlos.

„Den schmeiß ich raus,“ erklärte er zornig.

Ich lachte: „Das lassen Sie lieber. Warum wollen Sie Humann ärgern?“

„Der hat doch keine Ahnung von Zeitungsmachen,“ knurrte er.

„Wird er schon kriegen,“ sagte ich. „Und dann hat Humann das vorher gewußt.“

„Ja schmeiß ihn doch raus,“ kehrte er zum Anfang zurück.

Ich überlegte ein Weilchen, dann sagte ich: „Wissen Sie, Herr Professor, wir wollen es so machen: Sie halten sich an mich, wenn was los ist, und ich werde versuchen, mich nach Kräften dazwischenzuschieben.“

Er sah mich mißtrauisch an: „Sie woll'n sich bloß bei Humann lieb Kind machen.“

Ich versicherte, ich sei schon eingeseget; in meinem Alter unternähme man solche kindlichen Versuche zur

Liebedienerei nicht mehr: „Ich will nur meine Ruhe und nicht alle Vierteljahr ein neues Gesicht neben mir haben. Und das bißchen Redaktion werde ich wohl noch schaffen.“

Dabei sind wir geblieben. Ich habe Gysae nichts von der Unterhaltung erzählt und nur das Notwendige getan. Ich bat Gysae um seine Entscheidung; er gab sie bereitwillig, weil er sah, daß das Erbetene notwendig war.

Gysaes Sehnsucht nach Freiheit zum Arbeiten an seinen Büchern war vollauf gerechtfertigt. Er war ein sehr dichterischer Mensch mit einem ausgeprägten Sinn für das Farbig-Bildhafte sowohl wie für die Musikalität der Sprache. Etwas von der baltischen Melancholie des Grafen Eduard Keyserling war in ihm, ein feiner Instinkt und ein feines Gefühl für Frauen, wofür sowohl „Die Schwestern Hellwege“ wie „Die silberne Tänzerin“, die beide bei Albert Langen in München erschienen sind, Zeugnis ablegen. Er hörte den Klang der Sprache; was er schrieb, war eigentlich nur im Hören voll aufzufassen. Seine Sammlung später Novellen „Schräge Strahlen“ ist eine Reihe kleiner Kostbarkeiten für Sprecher, die Ohren für das Besondere seiner Melodie haben.

In einem persönlichen Leben hatte Otto Gysae zuweilen fast E. L. A. Hoffmannsche Seltsamkeiten. Er mußte bei der damaligen Wohnungsnot lange warten, bis er eine eigene Wohnung fand. Sie lag an der Uhlandstraße, dicht beim Kurfürstendamm, und zwar im Souverain. Sie war groß, hatte weite, geräumige Zimmer; aber diese Zimmer waren niedrig und sehr dunkel, die Fenster befanden sich sozusagen unter der Decke: man sah die Ebene des Bürgersteigs draußen in Augenhöhe und von den Vorübergehenden, wie in dem berühmten Wurstkeller von Niquet, nur die Beine. Gysae aber hatte diese Wohnung mit Vergnügen genommen, weil er in

ihr ungestört umziehen konnte. Der seltsame Mann hatte eine Leidenschaft, zuweilen noch nachts seine Wohnräume völlig umzubauen. Im Souterrain konnte er das, ohne jemanden zu stören, noch nach Mitternacht — und er machte Gebrauch davon. Ich habe es mehr als einmal erlebt, daß ihm plötzlich eine neue Gestalt und Ordnung seiner Umgebung einfiel: dann rollten die Sessel, der Flügel, Tische, Schränke — und Otto Gysae strahlte, wenn er fertig war, wie ein Innenarchitekt, der ein neues Raumenssemble komponiert hat.

Einmal, als ich abends zu ihm kam, war gerade Ina Seidel da. Sie lehnte tief versunken in einem Sessel, reglos, das starke, energische Gesicht mit der plastischen Stirn wie vom Schleier eines Traumes überzogen. Am Flügel saß Gysae und phantasierte vor sich hin, eine sehr Gysaesche Musik, ganz auf Klang und farbige Chopinwirkungen gestellt. Er genoß die Situation: die Dichterin, die da wie ein Schatten vor ihm saß und seinem Spiel lauschte, sich von ihm einfangen ließ, wie von einem Rattenfänger — es war auch eine sehr Gysaesche Situation. Als aber Ina Seidel gegangen war, fing er wieder mit dem Umräumen an. Irgendwo saß eine Unruhe in ihm, die stärker war als selbst der Ordnungsfanatiker und Bürovorsteher Gysae.

Im Sommer kam er des öfteren zu mir nach Lichterrade heraus. Er liebte den Garten, liebte die Landschaft, ließ sich gern von der Stille umfassen, die damals noch von der Mark Brandenburg her das Land bis zum Stadtrand erfüllte. Er liebte es, sich brieflich bei meiner Frau anzumelden, denn er war ein bezaubernder Briefeschreiber, vor allem an Frauen, von denen er fühlte, daß sie ihm Sympathie entgegenbrachten. Er war in diesem Punkt überhaupt äußerst sensibel: mit mir ging er, wie

er selbst sagte, gerne um, weil ich seinen Namen so schön ausspräche. Die anderen alle sagten einfach Giese, bei mir hörte man noch die einst verlorengegangene lateinische Endung mit. Wenn ich Gysae sagte, höre er immer das urväterliche Gysaeus, und das täte ihm wohl.

Otto Gysae hat das Feuilleton der D.N.Z. nur wenige Jahre zu leiten versucht; dann gab er es auf, verließ Berlin und zog sich nach Bayern, in die Gegend von Rosenheim, zurück. Es kamen noch oft Briefe; er hat auch noch einmal das Manuskript eines Romans geschickt: Entscheidendes ist nicht mehr entstanden. 1947 ist er gestorben, unter Hinterlassung sicher sehr interessanter und für die Zeit- und Gesellschaftsgeschichte sehr aufschlußreicher Erinnerungen.

Herbert von Hoerner

Heinrich Goesch brachte ihn zu mir, es war im Jahre 1921. Wir hatten gerade das Haus in Lichtenrade erworben; Hoerner und seine Frau waren wohnungs- und obdachlos. Heinrich hatte in die kleinen Räume im Obergeschoß seines Hauses bereits den Lyriker Bruno Goetz und dessen Frau aufgenommen; so kam er zu mir und fragte, ob ich wohl das Ehepaar Hoerner unterbringen könnte, wenigstens so lange, bis es irgendwo in der Stadt eine Behausung gefunden hätte.

Nach einigem Überlegen überließen wir dem ehemaligen baltischen Gutsbesitzer Herbert von Hoerner die beiden kleinen Zimmer unter dem Dach. Sie waren noch leer. Hoerner besorgte sich von Bekannten gebrauchte Kisten und Kasten und zimmerte selbst Möbel: einen Tisch, allerhand Sitzgelegenheiten, sogar Schränke, von denen

einer heute noch im Keller des Lichtenrader Hauses im Gebrauch ist. Hoerner war mittellos aus dem Krieg und Nachkrieg zurückgekommen: das väterliche Gut, eines der schönsten und gepflegtesten in Kurland, war verlorengegangen, obwohl der junge Hoerner noch nach 1918 als Offizier der baltischen Landeswehr sich mit Letten und Vosschewiken für die Rettung des deutschen Besitzes in den Ostseeprovinzen herumgeschlagen hatte. Er war nach der Auflösung der Landeswehr nach Berlin gegangen, hatte geheiratet, alles Mögliche versucht, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Anfang 1921 war er als Flaschenreiniger in einer Likörfabrik tätig, während Frau Susanne anderswo ihren Beitrag zum Haushalt zu erwerben suchte.

Herbert von Hoerner mag damals im Anfang der dreißiger Jahre gewesen sein. Er war ein wenig über Mittelgröße sich erhebender, schmaler, schlanker Mann mit einem blonden, leicht zum Lächeln geneigten, bartlosen Gesicht. Er hatte die etwas überlegene Verbindlichkeit der Balten, betonte sie im Umgang mit anderen bewußt um eine Nuance mehr, als er es wohl daheim getan hätte. Er hatte Sinn für Humor, lachte gerne, wie er denn überhaupt versuchte, dem nicht eben angenehmen Dasein, zu dem ihn die Umstände verurteilten, durch bewußte Heiterkeit etwas von seinem Lastenden, Drückenden zu nehmen.

Ob er schon damals zu schreiben begonnen hatte, weiß ich nicht mehr. Er saß an den Sonntagen mit seiner Frau und dem Ehepaar Goetz gerne mit bei Heinrich Goesch, beteiligte sich lebhaft in seinem ausgeprägt baltischen Tonfall am Gespräch, entwich der Sachlichkeit aber ebenso gerne in einen Witz, ein Bonmot, um auf diesem Wege den feststellenden Konsequenzen der Unter-

haltung zu entgehen. Es war, als ob er nicht festgelegt werden, sondern mit den Worten lieber spielen wollte: es schien ihm unbequem, sich ihnen zu verpflichten, er wollte auch hier lieber Herr sein.

Etwa ein Jahr hat Herbert von Hoerner in Lichtenrade gehaust; dann ging er fort, zuerst nach Berlin, später nach Görlitz, in die Heimat seiner Frau. Auch jetzt mied er noch die Literatur, besuchte eine Kunstschule, ein Seminar und wurde Zeichenlehrer. Er wurde in Görlitz am Gymnasium angestellt, hat dort jahrelang unterrichtet, nebenbei eine Fülle von Görlitzer Porträts gezeichnet, Kinderbildnisse, Frauenköpfe — ehe er begann, in seiner freien Zeit die Erzählungen zu schreiben, die ihm dann mit Recht einen sehr geachteten Namen innerhalb der neueren deutschen Literatur gemacht haben. Es sind vor allem zwei: „Die Kutscherin des Zaren“, ein reizendes Beispiel bester baltischer Grazie, und „Die letzte Kugel“, in der etwas von der studentisch geistigen Atmosphäre seiner Heimat mit der überlegenen Sicherheit distanzierender Haltung sachlich und unsentimental gestaltet ist. Sie gehören zu den wertvollsten Dokumenten moderner Novellistik an der Grenze der Anekdote, die ja vom Baltischen fast unabtrennbar ist.

Herbert von Hoerner begann schon in jüngeren Jahren zu altern. Sein blondes Haar wurde dünn, strähinig, sein Gesicht faltig und grau; sein Rücken krümmte sich, obwohl er kaum ein Fünfziger sein konnte. Er kam noch zuweilen von Görlitz herüber, brachte Manuskripte, entwickelte neue Pläne, immer lebenswürdig, verbindlich, Schatten eines Grandseigneurs, dem das Schicksal vor der Zeit den élan vital genommen hatte.

Dann kam der Krieg, und der alte Baltikumer Herbert von Hoerner stellte sich von neuem zur Verfügung. Zuerst

saß er eine Weile in Breslau, dann holte man ihn ins besetzte östliche Gebiet, setzte ihn mit seiner Kenntnis des Russischen als Dolmetscher bei Gerichtsverhandlungen gegen Ortsansässige ein. Er hat diese Tätigkeit dazu benutzt, um nach Möglichkeit die Armen, die ahnungslos sich in den Fängen der ihnen unverständlichen Verbote und Befehle verstrickt hatten, zu retten. Er übertrug ihre Aussagen, die außer ihm niemand verstand, so, daß sie zugunsten der Angeklagten gedeutet werden, zum Freispruch führen mußten. Manch einer hat ihm die Rettung seines Lebens zu danken.

Im Chaos des Zusammenbruches ist er dann verschwunden: bis heute ist keine Nachricht von ihm durchgedrungen. Vielleicht läßt das Schicksal den alten Balten nicht im Stich, und er taucht eines Tages wieder auf. Dann bringt er sicher mehr als einen Stoff zu neuen Anekdoten mit, deren Gestaltung die schmale Reihe seiner bisherigen Werke um manches weitere Bändchen vermehren wird, das wir mit Vergnügen auf der ebenfalls schmalen Liste der positiven literarischen Ergebnisse aus den letzten Jahrzehnten verbuchen werden.

Paul Remer

Es war Anfang der zwanziger Jahre; die Deutsche Allgemeine Zeitung gehörte bereits Hugo Stinnes, im Feuilleton saß Otto Gysae und suchte nach einer Arbeitsteilung, die ihm Zeit für seine Romane ließ. Da erschien eines Tages ein sehr gut aussehender älterer Herr: dichtes, weißes, leicht gewelltes Haar, ein ebensolcher kurzer Spitzbart und Schnurrbart, hellblaue, zurückhaltende, etwas melancholische Augen in einem Gesicht, das zu dem

Offseetypus der Generation meines Vaters gehörte — so stand er da als Abgesandter der Propagandaabteilung der D.A.Z. Die wollte ein Preisausschreiben unter den Lesern veranstalten, das auch im Feuilleton seinen Widerhall finden sollte; deshalb kam er, um mit Gysae als dem offiziell leitenden Manne das Nähere zu besprechen.

Da ich Gysaes Erfahrungen in der Behandlung von Preisausschreiben nicht ohne Grund etwas mißtraute, blieb ich im Zimmer, sah und hörte zu und griff gelegentlich in das Gespräch ein. Als sich einmal eine Pause ergab, sagte ich zu dem alten Herrn, der sich bei seinem Kommen kurz „Remer“ vorgestellt hatte: „Entschuldigen Sie eine Frage: sind Sie der Doktor Paul Remer?“

Er nickte mit leichtem Lächeln: „Ja — der bin ich.“

Ich schüttelte den Kopf: „Wie kommen Sie dann in die Propagandaabteilung? Was wollen Sie da?“

„Das erklärt sich sehr einfach,“ antwortete er. „Ich saß während des Krieges im Auswärtigen Amt. Humann machte mir den Antrag, zur D.A.Z. zu kommen und die Leitung einer geplanten Zeitschrift zu übernehmen. Ich ging darauf ein, gab meine Stellung auf. Als ich dann hierher kam, war der Plan der Zeitschrift fallen gelassen, und da man mit mir einen Vertrag gemacht hatte und mich beschäftigen mußte, setzte man mich in die Propagandaabteilung, wo gerade ein Platz frei war. Da sitze ich nun.“

Er sagte das nicht ohne eine leichte Bitterkeit, die ich nur zu gut begriff. Ich kannte den Namen Paul Remer aus meiner Studentenzeit: da war sein Träger ein angesehener Lyriker; zugleich gab er bei Julius Bard die hübsche, kleine Buchreihe „Die Dichtung“ heraus, schrieb auch selbst ein viel gelesenes Bändchen über Liliencron. Und

dieser Mann sollte jetzt Propaganda mit Preisausschreiben machen.

Der sinnlose Widerspruch zwischen Mann und Posten wollte mir nicht einleuchten. Als er aufbrach, fragte ich: „Hätten Sie nicht Lust, lieber zu uns heraufzukommen, Doktor Remer?“

Er zuckte die Achseln: „Das wird nicht von mir abhängen.“

„Darf ich einmal mit Humann sprechen?“

Er lächelte resigniert: „Wenn Sie es versuchen wollen... Ich habe nichts dagegen.“

Ich bin dann zu Humann gegangen und habe ihm den Mißbrauch dieser Kraft am falschen Platz dargelegt. Er gab alles zu, sagte aber: „Tun Sie mir den Gefallen: beschäftigen Sie ihn erst im Feuilleton, als Mitarbeiter, als Lektor, wie Sie wollen. Dann schiebe ich Ihnen den Mann nach vier Wochen ganz zu, und die Sache ist in Ordnung.“

So wurde es denn auch. Paul Remer prüfte vier Wochen lang Romanmanuskripte für das Feuilleton, dann wurde er zu uns versetzt. Gysae war zuerst etwas mißtrauisch, dann aber sehr zufrieden, als ich vorschlug, Remer die Redaktion der Sonntagsbeilage zu übergeben. Es war für den Dichter Gysae eine fühlbare Entlastung, wenn er sich um die zwei großen Seiten in jeder Woche nicht mehr zu kümmern brauchte.

Paul Remer hat seitdem viele Jahre im Feuilleton der D.N.Z. geessen. Er war innerhalb der Unruhe all der jungen Menschen, die ich sonst herangeholt hatte, ein ruhender Pol, saß wie ein ehrwürdiger Vater zwischen ihnen. Zuerst wunderten sie sich etwas über diesen Einbruch der älteren Generation: als sie erlebten, daß die meisten der älteren Gäste, die auf die Redaktion kamen,

Remer kannten und mit Achtung oder Freundschaft begrüßten, stieg sein Ansehen sichtlich bei ihnen. Ich sehe es noch vor mir, wie sich eines Tages Max Halbe bei mir melden ließ. Die Jüngeren warteten neugierig auf den Dichter der „Jugend“; Halbe kam herein, breit, rund, im dicken Wintermantel, das borstige Haar weiß gen Himmel gestäubt — und begrüßte nicht mich, sondern sah Remer an, stutzte, blieb stehen, rief: „Wie kommen Sie hierher?“ — und nun begann eine Wiedersehensszene zwischen den beiden Weißhaarigen, die reizend war. Sie standen sich gegenüber, schüttelten sich die Hände: Remer wie immer ein wenig geniert, wenn seine literarische Vergangenheit, an die er sonst mit keinem Wort rührte, plötzlich von irgend jemandem beschworen, vor ihm und um ihn herauflieg; Halbe, ebenso groß wie er, durch die unvermutete Begegnung doppelt temperamentvoll, nach diesem, nach jenem fragend, immer neue Namen der Zeit vor einem Menschenalter beschwörend, immer wieder seiner Freude Ausdruck gebend, nach so vielen Jahren unvermutet einen Gefährten der frühen Berliner Zeit hier anzutreffen.

Ich saß unterdessen den beiden gegenüber in meinem Stuhl und genoß das Schauspiel dieser Begegnung. Erst nach einer ganzen Weile kam es Halbe zum Bewußtsein, daß er eigentlich zu mir gewollt, ja, daß er mich noch gar nicht begrüßt hatte. Ich wehrte seine Entschuldigungen lachend ab: was sich da eben vor mir abgespielt hätte, wäre so hübsch gewesen, daß ich gerne noch erheblich länger unbetheiligter Zuschauer geblieben wäre. Außerdem freute ich mich immer, wenn jemand Remer zwänge, sich zu den Sünden seiner jungen Jahre zu bekennen.

Er hatte nämlich wirklich viel erlebt, war vielen Menschen begegnet, und wenn er in unbewachten Stunden

einmal zu erzählen begann, erstanden Bilder, von denen man wünschte, daß er sie wenigstens in Aufzeichnungen und Erinnerungen festgehalten hätte. Wenn er etwa von Rudolf Steiner erzählte, mit dem er oft in irgendeinem Verein die Nächte hindurch zusammengesessen und gezecht hatte, bekam die Gestalt des dunklen Magiers und die Erinnerung an ihn neue, verwandelnde Züge: der junge Mensch stieg auf, der das Abenteuer der Erkenntnis höherer Welten noch nicht durchgemacht hatte. Ich hatte Rudolf Steiner etwa seit 1907 immer wieder in seinen Versammlungen erlebt, zuerst in Dresden, an Abenden, bei denen er schmal, dunkel, fast unauffällig in irgendeinem halb dunklen und halb leeren Saal vor ein paar Duzend älterer Damen sprach, dann den raschen Aufstieg in Berlin, wo er schon 1912 im überfüllten Festsaal des Architektenhauses in der Wilhelmstraße Tausende von Zuhörern mit seinen Vorträgen anlockte. Ich sehe noch das Bild eines Abends: den strahlend hell erleuchteten, riesigen Raum, die wogenden Menschenmassen vor dem großen Podium mit dem noch leeren Rednerpult, im Hintergrund ein vom Boden bis zur Decke reichender, auf der Hälfte geteilter Vorhang — und unter diesem Vorhang, gerade in seiner Mitte, reglos, wartend, zwei auf das leere Podium vorragende Füße in schwarzen Halbschuhen, die da unbeweglich standen und des Augenblickes harrten, in dem sie sich in Bewegung setzen konnten. Sie mußten eine ganze Weile warten, bis auf einmal der Vorhang, der bisher vor dem Manne, dem diese Füße gehörten, zusammengegangen war, hinter der schmalen, schlanken, schwarzen Gestalt im langen Gehrock zusammen schlug, so daß Rudolf Steiner plötzlich wie aus der Erde aufgetaucht am Rande des Saales stand, reglos mit hängenden Armen und langem, schmalem, leicht abwärts

geneigtem Gesicht unter dem dichten schwarzen Haar. Er stand und wartete, bis das Sprechen und Lachen im Saal ganz von selbst immer mehr abgeebbt und verstummt war. Dann erst schritt er langsam zu dem Rednerpult und begann, die Augen unter den dunklen Brauen immer noch gesenkt, halblaut und langsam zu sprechen, bis er auf einmal ein paar Worte, einen Satz fast hastig, überraschend hervorstieß und dabei zum erstenmal die schweren Augenlider hob und nun den Blick brennend und bannend auf die faszinierten, atemlosen Zuhörer richtete. An jenem Abend lautete dieser Satz der Suggestion, knapp und kurz, klanglos, beinahe auch atemlos über die Hörermassen hingeworfen: „Das ist der Tod!“ — Durch den Saal glitt ein zitterndes Atmen: der große Mattenfänger hatte die Schar der Kinder nun fest in seiner Hand.

Das war das Bild, das ich in mancher Begegnung von Rudolf Steiner empfangen hatte. Nun kam Remer und stellte daneben und davor das Bild des jungen Gelehrten, der die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes in der großen Gesamtausgabe herausgab, mit Naturalisten und Symbolisten sich zu nächtlichen Stunden herumschlug und Mengen Pilsener Bieres dazu vertilgte. Er war möblierter Herr bei der Kapitänswitwe Frau Eunicke, bis ihn das Fräulein von Sievers, das lange in Bologna studiert hatte und nun nach Berlin gezogen war, als Bibliothekar engagierte, damit er ihre umfangreiche Bibliothek ordne und katalogisiere. Diese Bibliothek enthielt die theosophische Literatur des In- und Auslandes; denn Fräulein von Sievers war eine große Theosophin, hatte die Schriften der Annie Besant und der Frau Blavatsky und die ganze übrige umfassende Literatur eingehend studiert und brachte nun durch ihr Engagement

auch den naturwissenschaftlichen Doktor Steiner mit der Theosophie in Berührung. Der wurde mächtig von ihr angezogen, vertiefte sich immer mehr in die geheimnisvolle Welt, und schließlich ging er ganz zu ihr über. Er heiratete Fräulein von Sievers; er wurde einer der führenden Männer der europäischen Theosophie, und als der Streit um Krishnamurti die Spaltung in die theosophische Gesellschaft brachte, da schloß Rudolf Steiner rasch entschlossen ihre europäischen Zweigverbände zu einer Anthroposophischen Gesellschaft zusammen und machte sich zu ihrem Führer. Mit großem organisatorischem Talent baute er die innere Gliederung um sich auf zu einem Ganzen, das von ferne zuweilen an Stefan George und den Kreis erinnerte, der um ihn war. Er schuf nach eigenen Entwürfen den hölzernen Tempelbau von Dornach in der Schweiz, rief Schulen ins Leben, die auf den Ideen der Anthroposophie aufgebaut waren, und wurde vor allem nach 1918 eine der wesentlichsten Mächte nicht nur im Reich.

Unter Remers Erzählungen erstand die Gestalt des Mannes Steiner, nicht nur das Bild einer Ideologie, und das gleiche ergab sich bei vielen anderen seiner Zeitgenossen. Er war mir im Alter nur um etwa ein Dezennium voraus: zuweilen hatte ich das Gefühl, als käme er schon in bezug auf das äußere Leben aus einer anderen Welt. Er stammte aus Waren in Mecklenburg, war von Hause aus begütert, hatte ein Leben großen Stils geführt. Er hatte am Molchow-See bei Neu-Ruppin ein großes Gelände erworben, hatte sich von Gottlieb Saarinen, dem Erbauer des Bahnhofes von Helsinki, der damals einer der führenden modernen Architekten war, ein Haus bauen lassen, hinter dem er nach eigenen Plänen eine Gartenanlage schuf, die in einen Park — einen Park, der wieder in

den freien Wald übergang. Er war ein Mann der Gesellschaft und ein Mann mit starken vitalen Kräften — bei aller Zartheit seiner Lyrik. Ich las einmal im Manuskript einen Nachkriegsroman von Fressa, in dem der Held, ein ehemaliger Hauptmann in München, seinen Kummer über 1918 und den Zusammenbruch dadurch zu lösen versucht, daß er jeden Mittag in einer stillen Weinstube seine zehn Flaschen Burgunder vertilgt. Da mir das physiologisch unmöglich schien — ich hatte das Gefühl, daß mir bereits bei der dritten Flasche der Schädel plagen würde —, fragte ich Kemmer, der mir gegenüber saß: „Sagen Sie mal, Doktor Kemmer, halten Sie es für möglich, daß ein einzelner Mann zehn Flaschen Burgunder auf einmal zu vertilgen imstande ist?“ — Kemmer lächelte melancholisch: „Gott — warum nicht? In meiner guten Zeit habe ich abends auch oft meine acht, neun Flaschen Bordeaux getrunken.“ Seitdem wußte ich, daß er aus einer andern Zeit kam: eine solche Kapazität für Flüssigkeiten war unserer Generation bereits nicht mehr gegeben.

Kemmer war wie gesagt ein Mann von sehr gepflegter Noblesse des Alters, ein Herr, dessen Erscheinung überall wohlthuend in der diskreten Eleganz des Kopfes und der Gestalt auffiel. Und dieser Mann hatte Hände, die mit keinem noch so großen Wohlwollen als zu seinem übrigen Bilde stimmend angesehen werden konnten. Sie waren dick, aufgequollen, blaurot — Hände, die einem immer wieder das Rätsel aufgaben, wie dieser Mann zu diesen Fremdkörpern in seinem Dasein gekommen sein mochte. Ein Gespräch löste eines Tages dieses Rätsel. Kemmer berichtete von einer finnischen Reise mit Freunden, auf der er auch die damals beliebte Bootsfahrt die Seen und Fälle abwärts unternommen hatte. Die Holzfäller be-

nukten gewöhnlich die rasche Strömung talwärts, um die an den Ufern gefällten Stämme hinabtreiben zu lassen, bis sie unten im ruhigen Wasser ankamen und dort an Land gezogen wurden. An einem Tag der Woche war dies Treibenlassen von Bäumen streng verboten: dieser Tag gehörte dem Fremdenverkehr und den Booten, die sonst durch das Flößen der Stämme schwer gefährdet worden wären.

An solch einem Tag hatte Paul Kemmer mit einer größeren Gesellschaft die Talfahrt unternommen. Sie glitten über den einen der Fälle — alles ging glatt. Sie passierten den zweiten — nichts geschah. Plötzlich, als das Boot auf den dritten zuschießt, erhebt sich aus den Fluten vor ihnen das Ende eines dicken Baumstammes; das vollbesetzte Boot fährt, getragen von der Wucht der Strömung, mit voller Kraft gegen das helle Rund des Baumendes, überschlägt sich, und seine Insassen stürzen in das eisige, mit rasender Geschwindigkeit zu Tal schießende Wasser. Glücklicherweise war es der letzte der Fälle, glücklicherweise gelang es den meisten, sich an den Unglücksstamm zu klammern, der so zum Rettungsboot wurde: sie trieben talwärts und wurden schließlich unten, wo das Flößholz gesammelt und zusammengetrieben wurde, bemerkt und an Land gebracht. Die Tochter der Schriftstellerin Thekla Lingen war ein Opfer der Fahrt geworden: Paul Kemmer wurde gerettet und mußte wie die anderen männlichen Teilnehmer nackt vor dem sofort kräftig angeheizten Kamin im Wohnzimmer eines Inselarztes das Trocknen seiner Kleider abwarten. Er kam ohne weitere Schäden seiner Gesundheit davon; nur seine Hände, mit denen er sich stundenlang an den treibenden Stamm hatte klammern müssen, behielten als Andenken an die Schreckensfahrt im eisigen Wasser das Aussehen, das sie seitdem hatten.

Sie haben wohl einen Teil seiner Zurückhaltung und Resignation mit bestimmt; zur andern Hälfte hat sie sich aus privatem Schicksal ergeben, über das er ebenso schwieg wie über seine beruflichen Erfahrungen. Nur eine von ihnen hat er uns nicht vorenthalten, und sie verdient es, weitergereicht und aufgehoben zu werden.

Paul Nemer war in den neunziger Jahren einer der ersten Redakteure der damals von August Scherl neu begründeten illustrierten Zeitschrift „Die Woche“. Zugleich mit ihm wirkte an diesem Blatt als Bilderredakteur ein zweiter Mann, der Mitglied der sozialdemokratischen Partei und persönlich ein ausgesprochener Gegner der Monarchie war. Es war damals, zu Beginn der Pressephotographie, nicht immer leicht, das notwendige Bildmaterial zusammenzubringen, vor allem nicht Illustrationen, die das Publikum wirklich interessierten und zum Kauf des Blattes reizten. Nun war zu jener Zeit, vor allem für die Berliner, die Person Wilhelms des Zweiten noch immer Gegenstand regen Anteils. Der „junge Herr“, wie der alte Moltke ihn bei der Entlassung Bismarcks genannt hatte, war der meistgenannte Monarch Europas und für das Publikum der interessanteste. Die Berliner machten ihre Witze über ihn; aber zugleich wollten sie wissen, wo der „Reisekaiser“ steckte, was er trieb, wie er lebte, wie er seinen Tag verbrachte. Bilder aus dem Leben des Kaisers wären auf das regste Interesse beim Publikum gestoßen; aber — es war ein ungeschriebenes Gesetz, daß man höchstens zu festlichen Gelegenheiten ein Porträt des Monarchen, sonst jedoch nichts von ihm vor die Öffentlichkeit bringen durfte. War es doch nicht einmal gestattet, Gestalten des regierenden Hauses, die längst Geschichte geworden waren, ohne besondere Genehmigung dramatisiert auf die Bühne zu

stellen. Wie konnte man daran denken, Aufnahmen aus dem Leben des Kaisers zu veröffentlichen?

Die beiden Redakteure der „Woche“ halfen sich auf die Weise, daß sie, wenn auch nicht den Monarchen selbst, so doch seine Umgebung nach Möglichkeit ihrem Publikum vorsetzten. Sie brachten Hofmarschälle und Intendanten, die Kaiserliche Jacht in Kiel und das kleine hölzerne Jagdschloß in Rominten, wo Wilhelm II. sich gern einlogierte. Sie zeigten Cadinen, das hübsche Gutschaus am Frischen Haff, das der Landrat Birkner dem Kaiser geschenkt hatte, weil er es finanziell nicht mehr halten konnte. Sie brachten seine Umwelt, sein Milieu, alles, was Bezug auf ihn hatte. Das Publikum war's zufrieden und Herr Scherl, der Verleger, auch: es war immerhin eine Art von Ersatz für das, was nun einmal versagt war. Den Kaiser selbst zu bringen — an das Wagnis traute sich niemand.

Eines Tages aber erschien auf der Redaktion der „Woche“ ein Abgesandter des Hofes und wünschte die Herren der Redaktion zu sprechen. Man empfing ihn; er setzte sich, äußerte viel Lobendes über das neue Blatt und daß es sehr anerkennenswert sei, daß die Herren so viele Aufnahmen aus der Welt des Hofes brächten. Majestät läsen das Blatt auch regelmäßig und hätten sich ebenfalls sehr erfreut darüber geäußert. Nur eines wäre zu sagen: warum die Herren denn immer nur die Jagdstrecke von Rominten mit dem Oberhofjägermeister und den Grafen Hochberg oder Herrn von Hülßen im Theater brächten und nicht einmal Majestät selbst? Das Publikum würde sich doch sicher dafür interessieren, den Monarchen in Wiesbaden bei einer Regiesitzung zu sehen oder in Danzig auf einem Torpedoboot, und Majestät selber würde das ebenfalls günstig vermerken. Er

wolle diese Anregung nur weitergeben: entscheiden mußten die Herren der Redaktion allein. Guten Morgen!

Als er gegangen war, sah der ältere der beiden Zurückgebliebenen, der sozialistische Bilderredakteur, den jüngeren an — und dann brach er in ein schallendes Gelächter aus. „Das kann er haben,“ schrie er, „in jeder Nummer sechsmal soll er sich finden. Aber daß einer so kurzfristig ist, das hätte ich doch nicht erwartet.“

Von dem Tage an brachte die „Woche“ vorne und hinten und in der Mitte Bilder aus dem Leben des Kaisers: der Monarch daheim, der Monarch in Potsdam, der Monarch am Schreibtisch, der Monarch beim Besuch eines Ateliers. Jeder Moment des kaiserlichen Tages wurde an die Öffentlichkeit gezerrt, dem Geheimnis entrissen. Mit dem Spürsinn des Hasses hatte der Bilderredakteur erkannt, daß nichts so sicher einen Mythos zerstören kann wie das ständige Photographieren und Vorführen seines Trägers. Wilhelm I., Friedrich III. — sie hatten irgendwo unsichtbar, unerreichbar den Blicken der Menge ihr Leben gehabt: Wilhelm II. gehörte von da an in jedem Augenblick der Masse; besser noch, er wurde in jedem Augenblick bewußt der Masse zum Fraß vorgeworfen. Der Kaiser wurde dasselbe wie irgendein Preiskorser, ein Weltmeister im Radrennen, ein Führer einer Fußballmannschaft. Er war nicht mehr Träger eines Mythos, sondern ständiges Objekt der Kamera, der Autotypie, der Druckerpresse.

Der antimonarchische Bilderredakteur hatte als einer der ersten die Dämonie des dauernden Abgebildetwerdens erkannt und als politisches Mittel eingesetzt. Was der kluge Stefan George in seiner Abneigung gegen die Masse bewußt ausgeschaltet hatte: die Gefährlichkeit der öffentlichen Verbreitung des Porträts, das setzte dieser

Mann der „Woche“ gegen den Herrn des Reiches ein — mit Erfolg. Wilhelm II. sprach gern vom Gottesgnadentum des Herrschens; er half zugleich selbst, seine Mystik zu zerstören. Einem Mann, den man dauernd in allen Lebenslagen des banalen Alltags sieht, konzediert das Gefühl kein Gottesgnadentum mehr; dieser Mann aber erlaubte dem Feinde nicht nur, ihn mit dem eigenen Bilde zu bekämpfen, er forderte ihn selbst ahnungslos dazu auf. Die „Woche“ des sehr loyalen August Scherl hat an der Zerstörung der Fundamente der Monarchie wirksame Mitarbeit geleistet. Der damals junge Lyriker Paul Remer saß dabei und sah zu — um nachher wenigstens die Tatsache dieses seltsamen Vorgangs an die Jüngeren weiterzugeben.

Hans Grimm und sein Lippoldsberg

Die erste persönliche Begegnung mit Hans Grimm verdanke ich Arthur Moeller van den Bruck. Ich kannte Grimm bis dahin nur als den Dichter der „Niewagensaga“; Moeller war seit langem mit ihm befreundet, stand in regem Briefwechsel persönlicher wie politischer Art mit ihm, und eines Tages, als Grimm wieder einmal in Berlin war, stellte er mich ihm vor, wenn ich mich recht entsinne, in dem Haus in der Geisbergstraße, in dem damals schon der Juni-Klub hauste. Ich stand vor einem langen, hageren Mann mit einem schmalen, scharfen, trotz der Brille angenehm wenig intellektuell wirkenden Gesicht. Er trug Gläser für Weitsichtige, hatte auch die leicht zurückgeworfene Kopfhaltung Weitsichtiger. Seine graublauen Augen hatten den Blick von Seefahrern oder von Menschen aus großen Erdteilen: es

war der Blick eines Jägers eher als der eines Mannes, der gewohnt ist, über Papier gebeugt zu sitzen. Auch seine Gestalt, die Bewegungen seines hohen, schmalen Körpers mit den langen Gliedmaßen, Gang und Haltung — das alles gehörte einem Menschen, der viel ging, ritt, jagte, unterwegs war, aber nicht am Schreibtisch saß.

Von der ersten Begegnung ist außer dem Bild der äußeren Erscheinung wenig geblieben — desto mehr von der zweiten. Die Kleiststiftung hatte mir die Verteilung des Kleistpreises, ich glaube für 1925, übertragen. Moeller wies mich energisch auf Grimms großen, im Erscheinen begriffenen Roman hin: das wäre das gegebene Werk für den Kleistpreis. Ich schrieb an den Verlag Albert Langen, bei dem das Werk erscheinen sollte, bat um Fahnenabzüge oder, wenn es die noch nicht gäbe, um kurze Überlassung des Manuskripts. Man schrieb mir, Fahnenabzüge seien noch nicht gemacht worden, das Manuskript befände sich zum großen Teil im Satz: man würde mir das schicken, was noch nicht in Arbeit sei. Ich wartete geduldig; schließlich kamen zwei Bruchstücke von etwa je zweihundert Schreibmaschinenseiten — mit der Bitte um schleunige Rückgabe. Mehr könnte man mir im Augenblick nicht zugänglich machen.

Die Bruchstücke — eines aus dem Anfang, eines aus einem der mittleren Bücher — gaben wohl den Eindruck, daß hier ein Werk großen Stils gewollt sei: wie weit der Wille dazu verwirklicht war, konnte ich aus den zusammenhanglosen Fragmenten nicht ersehen. Ich schrieb noch einmal, bat um Weiteres: die Antwort lautete, es sei zur Zeit unmöglich, mehr zu schicken. Ich mußte, sosehr ich es bedauerte, den Roman aus der Liste der für den Preis in Frage kommenden Werke streichen. Ich habe den Kleistpreis dann Carl Zuckmayer für seinen „Fröhlichen

Weinberg" verliehen, den mir Monty Jacobs — ebenfalls in Fahnenabzügen — in die Hand drückte. Die Komödie fiel trotz des Preises nicht durch, sondern wurde einer der größten Erfolge der jüngeren Dramatik, trotz der entrüsteten Proteste der Zentrums Presse, die mich als Protektor aller Unsittlichkeit beschimpfte, wie ich bis dahin noch nicht beschimpft worden war. Um wenigstens etwas für Grimms kommendes großes Buch zu tun, gab ich der als Sonderdruck neu erschienenen, aber aus dem Jahre 1917 stammenden „Niewagensaga“ eine „ehrenvolle Erwähnung“, wie die Formel lautete, obwohl mir dabei von vorneherein nicht ganz wohl war.

Kurze Zeit darauf war Grimm in Berlin. Er suchte mich auf, hatte aber noch die Lüre in der Hand, als er bereits rief: „Erwarten Sie nicht etwa, daß ich mich bei Ihnen für die ehrenvolle Erwähnung bedanke. Die hätten Sie sich sparen können.“

Ich erwiderte, daß ich keinen Moment mit seinem Dank gerechnet hätte, sondern mir von vornherein darüber klar gewesen wäre, daß er so reagieren würde. Ich hätte aber unter den gegebenen Verhältnissen, bei nur partieller Kenntnis seines kommenden Werkes keinen andern Ausweg gesehen und hätte diesen Weg mit dem Bewußtsein, daß ich seinen Zorn reizen würde, eingeschlagen, weil ich nach dem, was ich kenne, viel von dem Buch erwarte und weil ich seines Verfassers Namen wenigstens an zweiter Stelle mit dem Preis in Beziehung bringen wollte. Sobald ich das kommende Buch gelesen hätte, würde ich es sofort anzeigen und damit die Sache richtigstellen.

Er schien etwas ruhiger, der Ärger blieb wohl. Die Behandlung an zweiter Stelle ging ihm gegen Stolz und Selbstbewußtsein — und stolz und selbstbewußt war

der Dichter Hans Grimm schon damals mit vollem Recht. Wenige Monate später schickte Albert Langen mir die Aushängbogen des endlich fertig gedruckten Romans. Ich las sie sofort, und dann schrieb ich, gerade als die ersten Exemplare des Buches ausgeliefert waren, ein langes, sehr positives Referat, begrüßte den Roman als das erste große Werk aus der deutschen Volkswirklichkeit und erreichte, daß diese Anzeige in der D.A.Z. wie eine Fanfare und zugleich wie eine Richtschnur auf viele der anderen Blätter wirkte. Es begann die Reihe der Hymnen von rechts und der literarisch überheblichen, ablehnenden Kritiken von links, deren Wirkungskraft indessen damals schon so verblaßt war, daß sie den Siegeszug des Romans nicht mehr aufhalten konnten.

Die Ausmaße dieses Siegeszugs und die Wirkungen des Buchs vor allem auf die Jugend des Landes habe ich in den nächsten Jahren sozusagen am eigenen Leibe erfahren. Zwischen Hans Grimm und mir hatte sich ein Briefwechsel ergeben; sein natürliches Mißtrauen war Sicherheit und Offenheit geworden, er hatte mich mehrfach aufgefordert, ihn in seinem Klosterhaus in Lippoldsberg aufzusuchen, und als wir einmal einen Teil unseres Sommerurlaubs in Carlshafen an der Weser, in dem reizenden Hotel „Zum Schwan“ verbrachten, beschlossen wir eines Tages, den kurzen Weg auf uns zu nehmen und Grimm auf seinem Lippoldsberg einen Besuch zu machen.

Das Klosterhaus Lippoldsberg, in dem Hans Grimm seit seiner Rückkehr aus Afrika haust, ist wirklich ein Klosterhaus. In der Reihe der drei alten Klosteranlagen an der Weser, die von Bursfelde bis Corvey reicht, ist Lippoldsberg die mittlere. Die schöne romanische Basilika liegt nicht wie die beiden anderen Kirchenbauten unmittelbar am Fluß, sondern auf der Höhe eines Hügels über dem

Strom und dem kleinen Ort, der sich unter der Kirche angesiedelt hat. Ein gepflasterter freier Platz schließt sich im Norden an die Basilika. Ihn begrenzen die ehemaligen Klosterbauten, und hinter dem Klostergarten, der im Westen an den Platz stößt, liegt das Klosterhaus mit dem Refektorium und den übrigen ehemaligen Gemeinschaftsräumen der Nonnen.

Dieses Haus hat Grimm mit den Resten seines Vermögens zu Beginn der Inflation erworben, später noch Teile der anschließenden Klosterbauten hinzugekauft und als Zimmer für Gäste ausgestattet — das Ganze eine Anlage, wohl geeignet, das zu werden, was dem Dichter Hans Grimm vorschwebte, als er den Garten, das Klosterhaus und die Nebenräumlichkeiten in seiner Hand vereinigte.

Als wir am späten Nachmittag zur schicksalichen Besuchsstunde von der Anlegestelle des Dampfers den Hügel, den die Basilika krönte, erstiegen, waren wir entzückt von der Lage und der Gestaltung des Ganzen. Als es uns — nach mehrfachen vergeblichen Versuchen — gelang, in das Haus einzubringen, gerieten wir in eine Atmosphäre, die uns zuerst mit Erstaunen, dann mit einem gewissen Schrecken und zuletzt mit offenem Mitleid erfüllte.

Bei unserm Eintritt in die dämmerige Diele des Hauses kam von oben her die Treppe herab eine schlanke, jüngere Frau, die, als sie uns erblickte, in eine Art verzweifelter Gelächters ausbrach, sich auf die Treppenstufe setzte und den Kopf in die Hände stützte. An ihr vorüber schritt eine andere, noch jüngere Dame, kam auf uns zu und fragte nach unserm Begehren. Ich nannte meinen Namen, bekannte, daß ich gerne Herrn Grimm Guten Tag sagen wollte: wenn ich aber störte...

Sie wehrte freundlich ab: nein, nein — das sei es nicht; es sei nur heute etwas viel gewesen: Zwischen zwanzig und dreißig Gäste. Das koste Kräfte.

Ich bekam einen Schrecken: ob wir nicht doch lieber ein andermal...

Sie schüttelte den Kopf: Nein, sie werde Herrn Grimm benachrichtigen. Wenn wir inzwischen einen Moment Platz nehmen wollten. Fechter wäre der Name, nicht wahr?

Ich nickte, sie ging. Der Schrecken wich dem Mitleid: Ruhm hatte offenbar fatale Seiten. Und berühmt war Hans Grimm durch seinen Roman damals wirklich.

Es vergingen ein paar Minuten, dann kam lang, hager und ebenso abgekämpft wie die Frauen der Dichter des „Volks ohne Raum“ die Treppe herab. Er machte uns mit seiner Frau bekannt, die den ersten Empfang mit der Fülle der unerwarteten Besuche des Nachmittags entschuldigte und für eine Erfrischung sorgen ging, so daß sich langsam aus den bisher verstörten und gegeneinander isolierten Menschen so etwas wie ein Kreis und eine Gemeinschaft zu bilden begann.

Da Grimm noch dringende Briefe zu schreiben hatte, entschuldigte er sich bald, und wir brachen ebenfalls auf. Als wir am linken Weserufer im Abendlicht Carlshafen zuwanderten, gratulierten wir uns, gegen eine Popularität solchen Ausmaßes nach menschlichem Ermessen gesichert zu sein.

Ich habe später, wenn ich gelegentlich ein paar Tage als Gast auf dem Lippoldsberg war, ähnliche Situationen des öfteren erlebt. Vor allem nach 1933, als Grimms Name für die bündische Jugend, die sich gegen das Aufgehen in der Hitlerjugend zur Wehr setzte, so etwas wie ein Wahrzeichen des Widerstands und des Willens zur

Freiheit geworden war. Da zogen die jungen Scharen in den weißen Blusen oft den ganzen Tag durch das ehemals so stille Klosterhaus. Sie wollten Grimm sehen, er mußte zu ihnen sprechen, Autogramme in mitgebrachte Bücher schreiben, ihnen neue Kraft und Zuversicht geben. Da er, obwohl ein Dichter, sehr viel Sinn für das Reale hatte, wollte er ihnen gerne auch wirklichere Dinge mitgeben: dann geschah es wohl, daß er in das Refektorium kam, in dem ich noch mit Frau Grimm in leichter Unterhaltung an dem alten Grimmschen Vätertisch neben den schweren Pfeilern saß, die die dunkle Holzdecke trugen — und etwas zögernd sagte: „Draußen sind ein paar so nette Jungen — hast du noch etwas für sie?“

Frau Grimm, durch die Erfahrungen vieler Jahre abgehärtet, hob den Kopf und fragte zurück: „Wie viele sind es denn?“

Hans Grimm zog die Schultern etwas höher: „Es mögen so zwanzig bis dreißig sein.“ Worauf Frau Grimm wortlos aufstand und in der Küche verschwand, wo sie mit ihren jungen Helferinnen begann, Brot zu schneiden und Kaffee zu kochen.

Als Grimm das Klosterhaus erwarb und dieses sehr besondere, von ihm mit viel Geschick und Geschmac umgebaute Haus durch den Erfolg seiner Werke ein geistiges Zentrum wurde, wie es innerhalb der deutschen Welt nicht viele gab, kam ihm wohl früh schon der Gedanke, Lippoldsberg zu einem Treffpunkt für die Menschen zu machen, die in der Dichtung mehr sahen als nur einen Anlaß zur Lösung literarischer Probleme, also von Menschen, die etwas von der Verpflichtung zum Ganzen spürten, die jedem Angehörigen dieses Ganzen auferlegt war — und zugleich aus diesem Treffpunkt eine Stätte europäischer Gemeinsamkeit zu entwickeln,

wo Deutsche mit Italienern, Engländern, Scandinaviern zusammenkommen und die gemeinsamen Fragen und Aufgaben der Völker diskutieren konnten.

Bevor er diesen Gedanken Tat werden ließ, verbrachte er zu Anfang der dreißiger Jahre zwei Winter in Berlin, um sowohl die politische wie die geistige Situation der Zeit aus der Nähe, vom Zentrum des Ganzen aus zu erleben. Er mietete dicht beim Untergrundbahnhof Kaiserdamm die möblierte Wohnung der abwesenden Frau eines verstorbenen Admirals und wurde dort für jene Monate eines der wesentlichsten Zentren, um das sich die verschiedensten Kreise bewegten. Er nahm an allem teil, was damals in der Reichshauptstadt vorging: die Lage der Arbeitslosen war ihm ebenso wichtig wie die beruflich-wirtschaftliche Existenz der Schriftsteller. Ich hatte einmal im Scherz zu ihm gesagt, Gott habe ihn geschaffen, um die deutschen Dichter an den deutschen Verlegern zu rächen; er war nicht ohne Grund mehr als zehn Jahre Kaufmann in England und in den Kolonien gewesen. Er kümmerte sich um die großen Wirtschaftsprobleme, aber ebenso um die Zweitdruckkorrespondenzen und um alles mögliche andere; er rief Versammlungen ihm bekannter Autoren von Ernst Jünger bis zu Frank Thieß zusammen; er griff überall in das Wirkliche, und das war ihm, dem Schriftsteller Grimm, von seiner Betrachtung aus oft das Wirtschaftliche der Einzelnen und das Politische des Ganzen.

Ich war in diesen winterlichen Monaten des öfteren bei ihm. Zwischen ihm, dem Älteren und Weltberühmten, und mir hatte sich eine Beziehung entwickelt, auf die ich aufrichtig stolz war und bin. Ich fühlte, daß er Dinge besaß und zu geben hatte, zu denen ich von mir aus keinen direkten Zugang hatte, ich empfand dankbar die Stellung,

die er, der viel Gefeierte, mir einräumte, und noch dankbarer die Freundschaft, die er offen bekannte, wohl weil er fühlte, wie ich innerlich zu ihm stand. Er rief zuweilen an, ob ich abends frei wäre; dann fuhr ich hinaus zu ihm. Jeder erhielt das schon traditionelle gebratene Kotelett, jeder seinen Mosel, und so saßen wir bis zur letzten Untergrundbahn, die unter seinen Fenstern hielt, und versuchten gemeinsam, etwas vom Sinn der verworrenen Zeit zu enträtseln, die wir überall rings um uns her aufsteigen fühlten.

Einmal rief er, es war ein Sonnabend zu Beginn des Jahres 1932, bei mir an, ob ich Lust hätte, abends zu ihm zu kommen. Doktor Goebbels käme ebenfalls.

Es interessierte mich, den Vielgenannten einmal aus der Nähe zu erleben. Ich sagte zu: „Gerne.“

Er blieb am Telephon — ein bißchen zögernd: da wäre noch etwas — er könne mich heute nicht zu dem gewohnten Kotelett bitten; er hätte nicht genug Teller und Bestecke zur Verfügung. Ich sollte es nicht übelnehmen, wenn er mich bitten müsse, das Kotelett vorher in irgendeinem Restaurant zu verzehren und nach dem Abendessen zu kommen: auch hier gehe eben das Wirtschaftliche voran.

Ich lachte, sagte, ich nähme nie etwas übel, wo ich sicher wäre, und versprach, eine halbe Stunde später als sonst zu erscheinen. Ein Glas für mich würde er ja wohl noch aufreiben können.

Als ich um halb neun erschien, war das festliche Mahl schon vorüber. Ich begrüßte den Hausherrn, und dann reichte ich Doktor Joseph Goebbels die Hand und ließ mich auf dem Platz zu seiner Rechten, Grimm gegenüber, nieder.

Heute, 1949, kann man sich die Gefühlsituation dieses Beisammenseins von 1932 kaum noch rekonstruieren.

Der Name Goebbels ist so belastet mit Geschichte und Erfahrung, daß man sich die damalige Existenz seines Trägers in bezug auf Menschen wie Grimm oder mich gar nicht mehr vorstellen kann. Damals war er ein junger politischer Redner, ein begabter Demagoge, der bereits viele Erfolge gehabt hatte, der aber samt der Partei, die er vertrat, sich in einer ziemlich prekären politischen Situation befand. Die NSDAP hatte sehr viele Schulden; sie stand selbst beim Sportpalast an der südlichen Potsdamer Straße, in dem Goebbels seine großen Reden zu halten pflegte, tief in der Kreide. Außerdem drohte das Verbot der Partei, das in diesem Moment gleichbedeutend mit ihrem Ruin und Zerfall gewesen wäre. Der alte General Haushofer, als er mich später einmal in sein Haus am Ammersee einlud, erzählte, wie Rudolf Heß in nächtlichen Fahrten von München her die Papiere der Partei zu ihm, Haushofer, hinausgebracht, wie er sie mit ihm unter den Schindeln des Daches versteckt hätte, weil beide überzeugt waren, daß das Verbot unvermeidbar sei.

Hier in der Admiralswohnung am Kaiserdamm, unter großen Seestücken und Marinen saßen drei Männer, deren Bedeutungsrangordnung man damals etwa so umschrieben hätte: an erster Stelle, was Ruhm und Einfluß anging, Hans Grimm, an zweiter Goebbels, an dritter ich. Diese Rangordnung wurde festgestellt auf einer einheitlichen Ebene: der Mann Goebbels bedeutete wessens- wie einflußmäßig nichts anderes als wir beiden anderen auch. Die Macht und ihre umgestaltenden Wirkungen waren noch nicht aktuell geworden — im Gegenteil: die Situation der Partei, die finanzielle wie die von dem drohenden Verbot geschaffene politische, war eher mit Ohnmacht als mit Macht zu umschreiben.

Goebbels wirkte damals noch wesentlich einfacher als später. Er hatte nichts Ministerielles: der Straßenanzug, den er trug, war ebenso alltäglich unscheinbar wie die unsrigen. Als ich ihn begrüßte, erhob er sich aus seinem Stuhl: Bewegungen des Gehens vermied er möglichst. Erst als wir gegen ein Uhr aufbrachen, trat sein Fußleiden in Erscheinung, das den Gehenden merkwürdigerweise kleiner erscheinen ließ als den Stehenden.

Das Gesicht von Goebbels zu beschreiben, kann man sich ersparen, da es durch Millionen von Fotos für die heute lebenden Generationen Vorstellungsbefiz geworden ist. Was keine Abbildung zu geben vermochte, war der Widerschein des Lebens, den dieses Gesicht damals noch bekam, sobald der Mann sprach. Der Sprecher Goebbels, der Mensch, der sich unterhielt, war ein durchaus anderer als der Redner: er hatte sogar eine andere Stimme. Der Redner Goebbels schaltete gewissermaßen eine Membran ein, die metallene, die Stimme flach verstärkend mitschwang; der Sprecher Goebbels hatte eine natürliche, klangvolle, aber nicht bewußt schauspielerische Stimme wie der Redner. Man hörte ständig den rheinischen Tonfall; die dunkel keltischen Züge des Gesichts, die bei ihm auf das Schmale, Profilmäßige entwickelt waren, belebten sich von innen her, sie bekamen eine natürliche Freundlichkeit, wurden entspannt, der sonst immer wartenden Energie entzogen. Und seine Augen, groß, braun, entwickelten, wenn er lächelte, einen Charme, daß man es wohl begriff, wenn dieser Mann trotz seines körperlichen Leidens eine starke Wirkung auf Frauen übte. Goebbels war als Typus ein ausgesprochener *homme à femmes*, und zwar eine seltsame Mischung von Aktivität und Passivität: das sehnüchtig Werbende strahlte von ihm aus und ebenso das leidend Wartende, auf seine

Erfüllung Harrende. Noch als Mann spürte man das Erotische, das damals noch trotz allem sein eigentliches Lebenselement war; die Freude an der Macht und die heimliche Lust am Unfreiwilligen des Gebens und Nehmens, am Erzwungenen, von der äußeren Situation Erzwungenen kamen erst viel später hinzu. Damals war er noch der durch sein körperliches Leiden im natürlichen Wettbewerb behinderte Mann, der die innere Kraft seines erotischen Wesensbesitzes als Ausgleich einsetzte und spielen ließ: man empfand ihre Wirkung noch aus diesem Abstand sehr deutlich. Eine junge Frau hatte an diesem Abend die Rolle der Hausfrau übernommen: sie war sichtlich von dem Gast fasziniert: ihre Energien sammelten sich wesentlich auf ihn, umgaben das Wartende in ihm mit beglückter Wärme (die er entzündete). Er ließ es mit freundlicher Diskretion geschehen: für den Außenstehenden war es eine sehr aufschlußreiche Erfahrung.

Worüber wir im einzelnen gesprochen haben, weiß ich nicht mehr; es ging in der Hauptsache um die innere politische Situation des Reiches, um die Schwierigkeiten der Regierung Brüning mit der Arbeitslosigkeit, um die Lage der Partei — um Probleme des Tages. Einmal kamen wir auf die nationalsozialistische Presse und ihr Niveau: ich machte kein Hehl aus meiner Meinung, daß man das Wort Niveau eigentlich noch auf keines dieser Blätter anwenden dürfe, selbst auf den „Angriff“ nicht. Goebbels gab das ohne weiteres zu: es wäre sein Kummer und verschlänge einen großen Teil seiner Arbeitskraft, nach Möglichkeit für Abhilfe in dieser Richtung zu sorgen. Ob ich ihm dabei nicht behilflich sein könnte?

Ich sah ihn ein bißchen erstaunt an: wie er sich das denke?

Er lächelte ein freundliches Lächeln, in dem der homo ludens, der er wissend und unbewußt auch im Leben, nicht nur als Redner war, um eine Nuance zu deutlich sichtbar wurde: Er habe gehört, daß ich mit Vorliebe jüngere Kräfte heranziehe, Begabungen nicht nur suche, sondern auch finde. Er hätte gedacht, daß ich ihm vielleicht von diesen Jüngeren einige zur Verfügung stellen könnte, damit er mit ihrer Hilfe vor allem der Berliner nationalsozialistischen Presse etwas mehr inneren Anschluß auch an das nicht parteigebundene geistige Leben der Zeit schaffen könnte.

Ich hielt seine Augen fest und überlegte ein Weilchen; dann schüttelte ich den Kopf: „Nein, Doktor Goebbels, das kann ich nicht.“

„Und warum nicht?“ fragte er ehrlich interessiert.

„Weil ich die Verantwortung nicht übernehmen kann,“ erwiderte ich. „Nehmen Sie den Fall, ich könnte zwei oder drei meiner jüngeren Herren veranlassen, zu Ihnen hinüberzugehen. Sie nehmen sie auf, Sie setzen sie ein — und in wenigen Wochen ergeben sich die Konflikte, die unvermeidlich sind. Sie und Ihre Blätter sind auch in Fragen der Kunst, der Literatur, des Theaters streng durch das Programm Ihrer Partei gebunden. Die Jüngeren, die bei mir arbeiten, sind gewohnt und gehalten, sachlich zu sein, an Leistungen und Erscheinungen festzustellen, was ist, und von diesem Sachlichen aus zu werten. Das ist bei Ihnen nicht möglich, weil Sie eben die unabänderliche Ideologie Ihrer Weltanschauung zugrunde legen und legen müssen. Stellen Sie sich vor: jemand wollte die Leistung eines jüdischen Autors, eines jüdischen Schauspielers lediglich von künstlerischen Betrachtungen aus werten: Sie müssen zugeben, daß das bei Ihnen unmöglich wäre. Der Konflikt ist da, wenn die

Zusammenarbeit gerade erst begonnen hat. Einmal wird dieser Konflikt — vielleicht — ausgeglichen; beim zweiten, beim drittenmal führt er zur notwendigen Konsequenz, zur Trennung von dem neuen Mitarbeiter. Schön — so etwas kommt häufiger vor und wäre an sich kein Unglück, wenn es sich nicht um diese besondere Situation handelte. Der Mann, von dem Sie sich trennen, meinetwegen trennen müssen, bewirbt sich nun an anderer Stelle um Arbeit: meinen Sie, daß er sie finden wird? Ich glaube nicht; denn — entschuldigen Sie — er kommt von Ihnen. Er kommt vom Nationalsozialismus, er ist abgestempelt und scheidet damit für die meisten anderen Betriebe als Mitarbeiter aus. Sehen Sie — und das kann ich nicht verantworten: einen jungen Menschen, indem ich ihm rate, zu Ihnen zu gehen, in eine Lage zu bringen, die seine ganze Existenz in Frage stellt. Wenn er bei Ihnen Fiasko macht, ist er sowohl für die nationalsozialistische wie für die nichtnationalsozialistische Presse erledigt, und dabei mitwirken kann ich nicht und will ich nicht.“

Goebbels hatte intensiv zugehört. Als ich fertig war, schwieg er ein Weilchen, dann sagte er: „Das sehe ich ein. Sie haben recht. Ich muß mich also gedulden.“ Keine Empfindlichkeit, kein Sichzurückziehen: das Gespräch ging lebendig weiter, nahm im Gegenteil an Intensität zu.

Als ich kurz vor ein Uhr aufbrechen wollte, fragte Goebbels, in welche Richtung ich müßte. Ich nannte Lichtenrade. Er fragte, ob es mir etwas hülfte, wenn er mich bis Steglitz mitnähme. Er hätte einen Wagen, zwar keinen eleganten, aber immerhin einen Wagen, und sein Chauffeur wäre die Zuverlässigkeit selbst.

Ich erwiderte, Steglitz wäre für mich der halbe Weg; von dort käme ich bequem mit einer Taxe weiter. Er lächelte wieder das um eine ganz kleine Nuance zu ge-

winnende Lächeln: „Dann wird es mir eine Freude sein, Sie bis Steglitz zu bringen.“

Der Abschied, den Goebbels von Hans Grimm nahm, hatte etwas von der Haltung eines Schülers zu einem verehrten Lehrer: er war Dank und Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen, und beides hatte einen Klang von Aufrichtigkeit. Der kleine, schmale Goebbels stand vor dem ihn fast um Haupteslänge überragenden, großen, hageren Grimm, drückte ihm die Hand, sah zu ihm empor und war in diesem Augenblick tatsächlich wie ein Mensch, der in den Stunden dieses Abends etwas empfangen hatte und mit einem Gefühl der Bereicherung davonging.

Das Auto, das unten vor dem Hause hielt, war in der Tat alles andere als elegant: es erinnerte an den damals im Freundeskreis berühmten englischen Wagen von Wilhelm von Kries, der auch gut fuhr, aber aussah wie Holteis vielbesungener Mantel: „Schier dreißig Jahre bist du alt...“ Das Auto von Goebbels war ein kleiner offener Wagen, mit einem Verdeck überspannt: wir setzten uns dicht hinter den Chauffeur und brausten ab, soweit man diesen Begriff auf das Gefährt anwenden konnte.

Interessant an dieser nächtlichen Heimfahrt war die Unterhaltung mit dem Chauffeur. Goebbels erkundigte sich voller Anteil, ob der Abend bisher schwer für ihn gewesen wäre: der Mann antwortete unbefangen, freundlich, nicht mit der Haltung eines Angestellten, sondern eines Gleichgestellten. Er schien der Chauffeur des „Angriff“ zu sein, zu dessen Verlag wohl auch der Wagen gehörte. Der Mann hatte offenbar ein Gefühl der Zuneigung oder der Verbundenheit zu Goebbels und gab dem, ohne sich durch meine Gegenwart stören zu lassen, Ausdruck. Goebbels sagte ihm, daß ich nach Lichterrade müßte;

der Mann bedauerte, daß sein Brennstoff für diese Fahrt nicht mehr ausreichte; sonst würde er mich gern hinbringen. Unterwegs tanken ginge schlecht, da er sein Tagesdeputat bereits überschritten habe. Ich lehnte dankend ab und horchte auf die Untertöne des Gespräches, weil auch in denen ganz leise jene Nuance von Schauspiel zu schwingen schien, die in dem Lächeln des Doktor Joseph Goebbels zuweilen sichtbar wurde.

In Steglitz am Rathaus stieg ich aus, dankte und verabschiedete mich. Der alte Wagen fuhr weiter die Schloßstraße entlang und verschwand in der Nacht.

Es war das einzige Mal, daß ich Goebbels persönlich begegnet bin. Als 1935 die Münchener Polizei den von mir herausgegebenen Band *Varlachzeichnungen* beschlagnahmte, schrieb ich an den Minister Goebbels, erinnerte ihn an die Begegnung bei Hans Grimm und bat ihn einzugreifen, nicht um meinen, aber um Varlachs willen, der schwer unter dem Druck der Zeit zu leiden hätte. Ich wußte, daß er, Goebbels, Arbeiten von Varlach besäße und ihn schätze; daher wendete ich mich an ihn mit der Bitte um Intervention. Einige Tage später erhielt ich als Antwort ein paar Schreibmaschinenzellen, unterzeichnet von einer Sekretärin: der Herr Minister sähe keine Veranlassung, in dieser Angelegenheit etwas zu unternehmen. J. A. . . .

Sechs Jahre später bat Hans Grimm mich eines Tages brieflich, ihn an einem der nächsten Vormittage im Hotel Askanischer Hof aufzusuchen und das Morgenfrühstück mit ihm zu teilen: er müsse einiges mit mir besprechen. Ich begab mich zur angegebenen Stunde ins Hotel, fand ihn dort an einem kleinen Eßtisch am Fenster mit einem schlanken, ausgezeichnet aussehenden jungen Mann, der sich als der älteste Sohn der Prinzessin Victoria Luise

und des Herzogs von Braunschweig entpuppte. Grimm war zu einer Unterredung mit dem Minister Goebbels in das Propagandaministerium bestellt: er nahm an, daß es sich wieder um seinen alten Kampf um die Organisation der Schriftsteller handle. Grimm war von Anbeginn dafür eingetreten, der Reichsschrifttumskammer den Qualitätsgedanken zugrunde zu legen, und hatte sich gegen den Stumpfsinn der bloßen Gewerkschaftsidee in diesem Fach energisch zur Wehr gesetzt. Nun drohte offenbar der Endkampf. Der Gang nach dem Wilhelmplatz war nicht leicht und die Aussicht auf das Gespräch nicht angenehm. Ich leistete ihm, als der junge Prinz sich nach einer Stunde etwa verabschiedet hatte, Gesellschaft, bis der Termin herangerückt war, und begleitete ihn noch bis zum Ministerium. Wie die Unterredung verlief, kann man in den Erinnerungen des Botschafters Ulrich von Hassell nachlesen, den Grimm wenige Tage später in München aufsuchte. Ich erfuhr damals erst bei einer späteren Begegnung mit Grimm, als vieles schon verblaßt war, wie sich Goebbels verhalten hatte. Die Aufzeichnungen Hassells mögen hier stehen: sie zeigen sehr anschaulich, was sich seit jener frühen Begegnung am Kaiserdamm in Wesen und Verhalten des Doktor Goebbels unter dem Bann der Macht gewandelt hatte.

Hassell notiert unter dem 17. 1. 39. „Besuch von Hans Grimm. Er berichtet sehr anschaulich von der Beschnüfflung und Verfolgung, der er ausgesetzt sei. Vor einiger Zeit sei er dringend zu Goebbels nach Berlin gerufen worden. Da er sich nicht wohl gefühlt habe, habe er zunächst geantwortet, er könne nicht kommen. Schließlich habe er doch nach Berlin fahren müssen und sei von Goebbels in Gegenwart eines ihm unbekannten Mannes in SS-Uniform empfangen worden. Goebbels habe ihn

isofort in maßlofer Weife angebrüllt und ihm vorgeworfen, daß er gegen den Nationalfozialismus fei. Die vorgebrachten Belege feien lächerlich gewesen: zunächft ein zweieinhalb Jahre vorher an Fried, also an einen nationalfozialiftifchen Minifter frei und offen gefchriebener Brief Grimms über einen unglaublichen Prügelvorfall in feiner, Grimms Heimat, der durch einen SS-Oberfturmführer herbeigeführt worden fei. Dann, daß er, Grimm, feine Briefe nicht mit Heil Hitler fchloffe; ferner, daß er nicht zur Schriftftellertagung nach Weimar gekommen fei. Endlich, daß er durch eine Sekretärin einem „im Auftrage des Staatsfekretärs“ Hanke fprechenden Oberregierungsrat geantwortet und fich erlaubt habe, ftatt nach Berlin zu fahren, Hanke (der nämlich in der Gegend Grimms herumreifte) zum Tee einzuladen. Dann fchnauzte ihn Goebbels an: wenn er fich nicht anders ftelle, werde er ihn zerbrechen, und wenn das Ausland noch fo fehr fchreie, genau wie er Furtwängler zerbrochen habe; Schriftfteller ftecke er ins Konzentrationslager auf vier Monate, und ein zweites Mal kämen fie überhaupt nicht wieder heraus. Dies fei „eine loyale Warnung“, auf die er hören möge! — Grimm fagte, er habe den Eindruck einer unglaublichen Niedrigkeit gehabt; das fei eine Ebene, auf die man fich eben nicht begeben könne. Den Grund des Vorftoßes erblicke er in der Angst der Partei, daß, nachdem der Schuß in der Judenfache hinten zum Lauf herausgegangen fei, im Lande eine Zellenbildung (gegen das Regime) ftattfinde. Damit mag er recht haben, aber nicht in dem Sinne, daß Goebbels, wie Grimm annahm, bei ihm hätte das Terrain abtaften wollen, fondern meiner Anficht nach als Einfchüchterungsversuch. Grimm fagte, er habe erwidernb lebiglich die Konfiftenz der Vorwürfe beftritten, habe erklärt,

daß er eben „Heil Hitler“ als Briefschluß nicht schön fände, und vor allem betont, daß er bezüglich der Bemerkung Goebbels, es sei eine „loyale Warnung“, erwidert habe, daß er nichts von Loyalität bemerken könne, sondern nur Gewalt und Druck.

In den dreißiger Jahren hatte Hans Grimm aus jenem Gefühl der Verantwortung für das Niveau des geistigen Daseins im Reich begonnen, den ursprünglichen Gedanken seines Lippoldsberger Hauses in die Tat umzusetzen: er veranstaltete jeden Sommer von 1934—39 in dem Klosterhause ein Zusammentreffen von Dichtern der Kriegsgeneration, die den Feldzug 1914—18 mitgemacht hatten. Sie waren seine Gäste; es fanden sich aus der näheren und weiteren Umgebung von Lippoldsberg, aus Göttingen, Hameln und von weiter her Hörer zusammen, vor denen die einzelnen aus ihren Werken lasen. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten kamen Berufsfragen zur Erörterung; vor allem aber: zu den Gästen gehörten nicht nur Deutsche, sondern auch Engländer, Italiener und Amerikaner, Menschen von draußen, die dem „Volk ohne Raum“ ganz von selbst eine erweiterte Beziehung zum Raum der Erde gaben, der im Dritten Reich den Mißliebigen und Verdächtigen wie in Kriegszeiten verschlossen war.

1937 schrieb Hans Grimm an mich und fragte an, ob ich nicht Lust hätte, an dem Dichtertreffen dieses Jahres teilzunehmen. Nicht etwa als „man connected with the press“; aber ich hätte doch nicht nur eine Menge „sehr deutscher“ Bücher geschrieben, sondern auch den Krieg mitgemacht — und überhaupt. Ich sagte: danke schön, ich sei zwar kein Dichter; aber ich wäre immer gern sein Gast gewesen und würde mit Vergnügen kommen.

An einem schönen, strahlenden Sommertag fuhr ich von Berlin ins Weserland. Als ich zum letztenmal umstieg, in das Bähnchen nach Bodensfelde, stieg ein gut aussehender jüngerer Herr zu mir in das im übrigen leer bleibende Abteil für Reisende mit Traglasten. Es entspann sich eine lebhaft Unterhaltung, so daß wir erstaunt aufsaßen, als ein Bahnhof mit der Aufschrift Bodensfelde auftauchte. Aus der Tatsache, daß wir beide ausstiegen, schloß jeder mit Recht, daß der andere ebenfalls nach Rippoldsberg wollte. Es blieb nichts übrig, als sich zu erkennen zu geben: der andere war Friedrich Bischoff, einst Intendant des Breslauer Rundfunks, jetzt Autor im Bereich des Propyläen-Verlages und bemüht, langsam die Schwierigkeiten abzubauen, die ihm immer noch von der Partei entgegengesetzt wurden.

Auf dem Rippoldsberg herrschte bereits reger Betrieb und zugleich jene angenehme Selbstverständlichkeit des Vorhandenseins von Gästen, die verhindert, daß man überall über das gerade beendete Großreinemachen für die Erwarteten stolpert. Jeder neue Ankömmling erhielt seine Behausung zugewiesen: ich wurde wieder in den beiden winzigen Nonnenzellen mit den reizenden Biedermeiermöbeln untergebracht, in denen ich schon so manches Mal gehaust hatte. Grimm hatte von vorneherein mit dem üblen Brauch gebrochen, Gästezimmer mit ausrangierten oder billig gekauften Möbeln auszustatten. Er hatte, als er den westlichen Flügel des Nonnenklosters zu seinem Hause hinzu erwarb, die Zellen im Oberstock durchweg mit schönen alten Schränken, Schreibtischen, Stühlen möbliert, so daß jeder sein abgeschlossenes „apartement“ zur Verfügung hatte, in das er sich nach Belieben zurückziehen konnte.

Zum abendlichen Begrüßungessen erschienen alle im Smoking; Grimm hatte die gute englische Sitte aus seinen jungen Jahren beibehalten. Sie war in diesem Jahre um so angebrachter, als drei Engländer als Gäste gekommen waren, der Germanist Bennet, der Lyriker Blunden und ein Wissenschaftler. Der italienische Gast, Professor Gabetti aus Rom, wurde noch erwartet: die Deutschen waren bereits alle eingetroffen. Ich fand meinen Platz zwischen Binding und Rudolf Alexander Schröder, Carossa gegenüber; Karl Benno von Mechow, Edwin Erich Dwinger, Paul Alberdes sowie Heinrich Zillich vertraten neben ihm München; Georg Grabenhorst, Bischoff, Hermann Claudius, August Winnig den Norden.

Es war eine bunt gemischte Schar; das Schöne war, daß sie niemals feierlich wurde — im Gegenteil. Sie war wie ein vergnügtes Orchester unter einem ständig vorhandenen, aber unsichtbar bleibenden Dirigenten. Grimm war zugleich Hausherr und Gast unter Gästen, nicht einmal *primus inter pares*. Jeder gehörte bis auf die gemeinsamen Stunden der Lesungen und des mittäglichen oder abendlichen Essens sich selber; er konnte spazieren- oder in die Weser schwimmen gehen, konnte im Garten sitzen oder in seinem Zimmer arbeiten, sich diesem oder jenem anschließen — er war frei unter Freien. Auf diese Weise erlebte man die einzelnen stärker und richtiger als bei anderen ähnlichen Zusammenkünften in städtischem Milieu.

Eines Nachmittags, als die meisten ruhten, bin ich mit Rudolf Binding durch das mittäglich verschlafene Lipoldtsberg gewandert. Er hatte sich in sommerlich strandmäßigen Drell gehüllt; eine leichte Jacke, weiße Schuhe und weiße Shorts, aus denen die hageren Kavalleristen-

beine lang und behaart herauswuchsen. Er stand Grimm, wenn ich recht gesehen habe, menschlich nahe, weil schon die Welt ihrer Väter sich überschritten hatte: Bindings Vater Karl war, bevor er der große Ruhm der Universität Leipzig wurde, wie Grimms Vater Julius und als dessen Nachfolger Professor an der Universität Basel gewesen. An jenem Nachmittag begriff ich diese Beziehung; sie ergab sich wohl aus Bindings schon ererbter Kultur im Verein mit der männlichen Haltung des alten Offiziers, aus der sein überlegener Gleichmut gegenüber dem ganzen menschlichen Getriebe und die geschlossene Sicherheit in sich selbst erwuchsen. Wir hatten uns seit dem grotesken Abend bei Beumelburg nicht mehr gesehen; jetzt gingen wir durch den heißen, grellen Nachmittag zur Weser hinab. Die ländlichen Kinder standen am Wegrand und glockten verständnislos auf den seltsamen alten Herrn mit den kurzen weißen Hosen und den nackten Knien und langen Beinen, der keine Notiz von ihnen und dem Kontrast zwischen seiner Tracht und den Strohwagen und Dunghaufen der Umgebung nahm und gemessen, mit Kavalleristschritten seinen einmal eingeschlagenen Weg fortsetzte. Wir sprachen von Anton Mayer, der einmal der Mann von Lucie Höflich gewesen war; Binding hatte ihn offenbar gut gekannt und erzählte mit seiner leicht knarrenden Kommandostimme aus Zeiten gemeinsamer Vergangenheit, die ihm in guter Erinnerung geblieben zu sein schienen. Etwas über mittelgroß, den klugen, kultivierten Offizierskopf und die schmale Gestalt ein wenig vorgebeugt, ging er dahin und erzählte dem Jüngeren vom Einst — Typus einer Zeit, deren letzte Generation er und seine Zeitgenossen darstellten und die eigentlich schon seit 1918 von Jahr zu Jahr mehr versunken und verschwunden war.

Als ich am ersten Tage kurz vor dem Abendessen aus dem Fenster meines kleinen Wohnzimmers sah: um das Dach der Basilika, das warm im späten Sonnenlicht glühte, schossen pfeifend und sich im Fluge blitzschnell wendend unzählige Schwalben; der abendliche Himmel war durchsichtig hell, wie transparent und von innen durchleuchtet; die Silhouetten der Bäume des Klostergartens zur Rechten standen fast schwarz vor dem golden glühenden westlichen Licht — da saß unten im Schatten der Hecke am Hause Hans Carossa. Er hatte sich irgend einen Hocker herangeholt, den Smoking hatte er bereits angelegt; so saß er, die Hände um das übergeschlagene Knie geschlungen, den Kopf mit dem vollen, dunklen Haar zurückgebogen, und sah den Schwalben zu, die um das Kirchendach schossen. Er regte sich nicht: das immer etwas wie angedeutete, immer etwas sich verschließende Gesicht war der abendlichen Stunde geöffnet: man spürte, wie er ihr Leben über sich dahinrieseln ließ, und wagte nicht, sich zu rühren, um ihn nicht zu wecken und dem Glück dieser Augenblicke zu entreißen, das durch die Stille, die nur den rufenden Vögeln gehörte, bis zu mir herauf in seiner Wärme und Zeitlosigkeit fühlbar war. Wenn ich seitdem etwas von Hans Carossa las, sah ich ihn immer wieder so, klein und für sich da unten sitzen, und mancher seiner Verse, manche Seite seiner Erzählungen gewann von dieser Erinnerung aus ein tieferes, wärmeres Leben.

August Winnig kannte ich von Berlin, vom Volksdeutschen Klub her; ich war ihm wieder begegnet, als über die Tragödie von Paul Lensch der Vorhang fiel. Nun saßen wir des öfteren am Vormittag auf der Bank im Garten, von der man über die blühenden Beete hinübersah zum Klosterhaus, an dessen großem Fenster

oben im ersten Stock zuweilen die lange Gestalt des Hausherrn, der dort seine Korrespondenz erledigte, für Augenblicke sichtbar wurde. Winnigs großes, rundes Gesicht, das fast etwas von einem ländlichen geistlichen Herrn haben konnte, atmete die gleiche sichere Würde wie seine breite, kräftige, wenig über mittelgroße Gestalt. Man glaubte ihm den ostpreussischen Oberpräsidenten des Rapp-Putsches, der damals, um dem Land die Katastrophe des inneren Krieges unmittelbar vor der Volksabstimmung zu ersparen, ohne Bedenken sich Rapp angeschlossen hatte, obwohl er wußte, daß das Unternehmen nur eine Lebensdauer von Tagen haben konnte. Man glaubte ihm aber auch den ehemaligen Maurerpolier aus dem Harz, und es war eines der stärksten Erlebnisse dieser Tage, zu sehen, wie sicher die Menschen des Volkes in dem Dichter Winnig diese Seite, ihre Seite erfaßten. Er las eines Abends vor Soldaten ein paar Geschichten aus seiner Maurerzeit: die Zuhörer waren zuerst abwartend, skeptisch — bis sie merkten: der ist vom Bau. Da richteten sie sich auf und gingen mit; sie standen auf ihrem Boden und fühlten, daß der breite, ruhig sprechende Mann da oben ebenfalls diesem Boden entwachsen war. Sie hatten instinktiv ganz richtig Winnigs besonderen Wert herausgefunden: das im besten Sinn Organische, das er sich als Mensch wie als Autor bewahrt hatte. Er war rund und ganz geblieben, was gerade für einen Mann seiner Generation nicht leicht gewesen sein mochte. Er hatte die wesentlichen Kräfte der kulturellen Welt aufgenommen, ohne die Kräfte seiner ererbten Welt aufzugeben und von dem Neuen zerstören zu lassen. So stand er zwischen den Zeiten, sonst getrennte Welten vereinend und ohne Theorie und Programm ein Beispiel über die Gegner hinaus gebend.

Von einer anderen Seite her hatte Hermann Claudius, ein später Nachfahre des Wandsbeker Boten, das gleiche Problem zu lösen versucht. Er kam von der Lyrik und vom Niederdeutschen her: Hans Grimm hat einmal eine Auswahl seiner schönsten Verse herausgegeben, wie er denn den schnurrigen, langen Mann mit dem bald nachdenklichen, bald eulenspiegelhaft aufleuchtenden Gesicht über das Literarische hinaus sehr gern hatte. Durch das Klosterhaus wanderte schon früher eine herrliche Geschichte von Hermann Claudius; man darf sie wohl erzählen, da sie ein gutes und zugleich sehr niederdeutsches Bild von seiner Haltung zum Leben gibt. Claudius war einmal, in den zwanziger Jahren, mit seiner Frau auf dem Lippoldsberg aufgetaucht, auf einem schönen, neuen, großen Motorrad, das leidenschaftlich zu fahren seiner lyrischen Seele ein ganz besonderes Vergnügen bereitere. Er kam früh, blieb den Tag über — am späten Nachmittag wollte er weiter. Man stand zum Lebewohl an der Türe. Frau Claudius, eine kräftige, vitale Frau, verabschiedete sich ausgiebig von den Grimmschen Damen und von Hans Grimm; Claudius saß bereits im Sattel, ließ den neuen Motor knattern und drängte: Fertig — Schluß — es ist Zeit zur Abfahrt. Frau Claudius trat an den Soziussitz, Hermann Claudius vertiefte sich in den Motor, schaltete ein, gab Gas, brauste ab. Zuerst ging es langsam, vernünftig talwärts durch den Ort, dann in voller, glatter Fahrt stromauf, auf Bursfelde und Hannoversch-Münden zu. Zuweilen fragte Claudius etwas über die Schulter, der Fahrtwind verschlang die Antworten; zuweilen sprang das Rad durch ein Schlagloch — weiter! Schließlich fragte Claudius etwas, worauf er eine Antwort brauchte. Als keine kam, fuhr er langsamer und wendete vorsichtig den Kopf: der Raum hinter ihm

war leer. Er bekam einen fürchterlichen Schreck, hielt an: bei dem Springen durch die Schlaglöcher, irgendwo mußte er seine Frau, ohne es zu bemerken, verloren haben!

Also zurück. Claudius wendet und fährt, langsam, mit angstvollem Herzklopfen die Straße zurück, jeden Augenblick darauf gefaßt, seine Frau am Wegrand oder im Straßengraben mit gebrochenen Gliedern liegen zu finden. Er sucht und sucht — vergeblich: er findet nichts. Am Ende ist er wieder in Lippoldsberg. Qualvoll langsam windet er sich durch das Dorf bergauf, kommt knatternd auf dem gepflasterten Klosterhof an — und wird an der von innen weit geöffneten Pforte des Hauses von einem schallenden Gelächter empfangen, in das am lautesten seine Frau einstimmt, die im Hintergrund stehengeblieben ist. Es dauerte eine ganze Weile, bis Hermann Claudius die Situation begriffen hatte: er war, im Eifer des Ausbruchs, mit seinem laut knatternden Motor beschäftigt, abgebraust, noch ehe seine Frau überhaupt hatte aufsteigen können. Er hatte im Eifer des Fahrens auf dem neuen Rad das fehlende Gewicht hinter sich gar nicht empfunden, sondern war gefahren und gefahren, bis ihm endlich das Ausbleiben der erwarteten Antwort die Situation klarmachte, die er nun natürlich als echter Dichter romantisch und dramatisch deutete. Bis ihn der Augenschein in seine niedersächsische Wirklichkeit zurückbrachte und er erleichtert und mit aufrichtigem Vergnügen in das Lachen über sich und das Mißverständnis einstimmt.

Claudius war, wenn man mit ihm durch die Landschaft wanderte, ein äußerst wohlthuender Gefährte. Er konnte herrlich erzählen, er konnte ebenso zuhören. Man hatte Kontakt mit ihm, der sich gerade bei dichterischen Menschen oft nur mit zäher Geduld erreichen läßt. Er nahm und

gab selbst die seelische Zuckföhlung, die die Voraussetzung aller mehr als mechanischen Gespräche ist. Ich bin oft mit ihm auf die Höhen hinaufgestiegen, zu dem Hochstand am Waldrand, auf dem ich zuweilen mit Grimm gefessen und auf das Wild gewartet hatte, das unterdessen seelenruhig unter uns stand, äste und sich nicht im mindesten durch unsere Nähe stören ließ. Claudius hatte etwas von der Selbstverständlichkeit des soldatischen Umgangs behalten: es hatte einen guten Sinn, daß wir in der Unterhaltung des öfteren in das natürliche militärische Du verfielen, ohne es selbst überhaupt zu bemerken.

Die anderen blieben stärker im Hintergrund, selbst Zillich, trotz der herrlichen Geschichten und Anekdoten, die er zu erzählen wußte. Über der zarten Gesundheit Karl Benno von Mechows lag ein Schatten der Nervosität; Alverdes und Dwinger bildeten eine kleine Sondergemeinschaft, aus der Dwinger erst am letzten Abend prachtvoll ausbrach, als er, mitgerissen vom Blut seiner aus dem Osten stammenden Mutter, plötzlich begann, wie ein Rasender wilde Steppentänze zu tanzen und dazu halb melancholische, halb temperamentvoll mitreißende Reiterlieder in fremden, unverständlichen Sprachen zu singen. Der Engländer Bennet war ein stiller, feiner, freundlicher Mann, den ich trotz seines Protestes zuweilen den vielen jungen Gästen, die durch das Haus strömten, als den Dichter Arnold Bennett vorstellte, von dem sie unbedingt ein Autogramm haben mußten: er wehrte sich mit lachender Verzweiflung; aber die jungen Menschen glaubten ihm nicht, und er mußte den toten Romancier mit Haltung und Resignation zu vertreten suchen.

Eine Art natürlichen Mittelpunkts des Kreises bildete Rudolf Alexander Schröder. Groß, breit, mit seinem mächtigen, imposanten Schädel, wurde er an Wucht

der Erscheinung nur noch von Gabetti übertroffen, der am dritten Tage bei glühender Sonnenhitze zu Fuß von Bodensfelde seine gut zwei Zentner schwere Gestalt die schattenlose Straße zum Lippoldsberg hinauftrug, fürchterlich transpirierte und trotzdem mit strahlender Laune und fröhlichster Liebenswürdigkeit sofort sich auf die Gäste und in die Unterhaltung stürzte. Rudolf Alexander Schröder hatte weder Gabettis Rundlichkeit noch sein übersprudelndes Temperament des Sprechens; er hatte die Ruhe des Bremers, der von einem bestimmten Niveau ab fast von selbst etwas von seinem eigenen Denkmal bekommt. Er war unvorstellbar ohne seine Zigarre, die eigentlich nur während der Mahlzeiten aus seinem Mundwinkel verschwand; er stand mit ihr auf, er ging mit ihr zu Bett, und manche behaupteten, er lasse sie auch nachts nicht aus seinem Munde. Er war das Bild eines Mannes, ein wunderbares Gegenstück zu Hans Grimms hager herausgemeißeltem Kopf auf dem langen Körper; er besaß die breite, vitale Wucht, die immer wieder Plastikervorstellungen im Betrachter weckte. Wenn man ihn ansah und an seine Anfänge um 1900 dachte, an die feine Schilderung Rilkes von dem jungen Schröder in dem Brief an die Baroneß Uexküll aus dem Jahre 1907, an die zart rosa getönten Wiedermeierzimmer, die der Architekt Rudolf Alexander Schröder schuf, an den Inselverlag, den er mit seinem Vetter Alfred Walter Heymel gegründet hatte — Heymel war Herrenreiter und so sah man damals unwillkürlich auch Schröder vor sich, schlank, schmal, sehnig — ohne die Dauerezigarre. Dann wieder stieg das Bild des Lebenswerkes auf, die Übersetzung des Homer, des Virgil (gegen die Theodor Haeder sich einmal zornig aufgelehnt hat), die Gedichte und die geistlichen Dichtungen: man sah plötzlich das

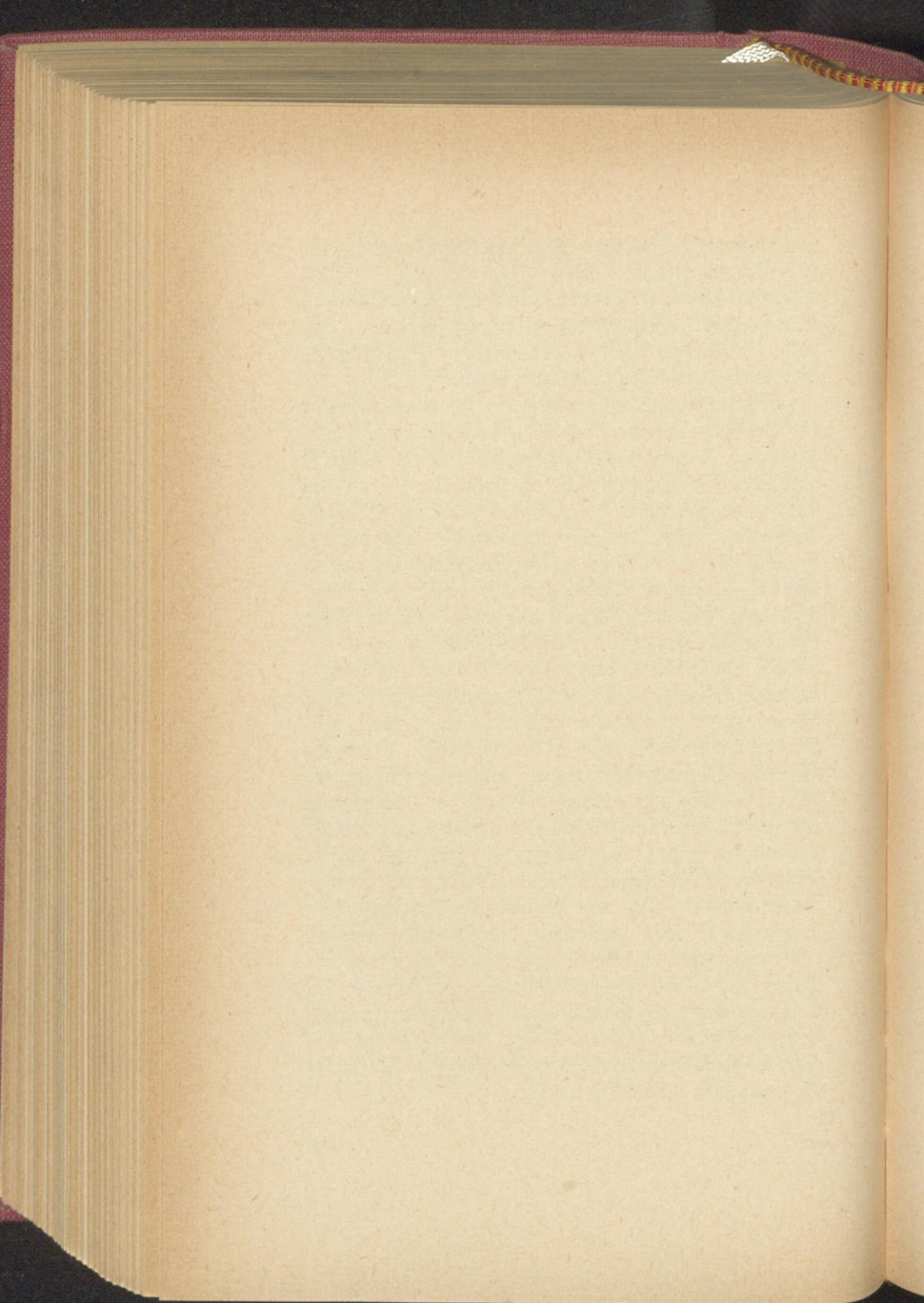
Protestantisch-Theologische in dem Kopf des Bremers, der in der Zeit des Dritten Reiches Kirchenlieder für das Gesangbuch schrieb, sah zugleich den Maler Schröder, der bei seinem Haus über dem Ehemsee schöne Landschaften im verhallenden Stil der Heymelzeit schuf — und freute sich jeden Tag, wieder diesem Mann begegnen zu können, in dem ein bestes Stück der deutschen Welt aus der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts lebendige Wirklichkeit geworden war.

Wie weit diese niederländisch-bremische Wirklichkeit Schröders ausgreifen konnte, das haben wir am letzten Abend vor dem Abschied und dem Auseinandergehen erlebt. Grimm hatte nach dem Abendessen ein Beisammensein in dem Gästehaus gegenüber dem Klosterhaus vorgeschlagen: bei einem Glase Bier sollten die letzten Stunden in leichter Geselligkeit verbracht werden. In dem nicht allzu großen Gemeinschaftsraum des Hauses saßen wir zusammen — und da geschah es, daß noch vor Mitternacht Rudolf Alexander Schröder das Wort ergriff, nicht zu einem Dank, nicht zu einem Resumee, sondern zu einer launigen nachträglichen Charakteristik der Teilnehmer an dieser Tagung, und zwar von den Namen der Einzelnen aus. In einer Mischung von Liefesinn und Studentenuß diskutierte er einen nach dem andern, vor keiner Klangassoziation zurückschreckend, zuweilen aber auch die Regionen des Geheimnisvollen streifend. Er begann mit dem Hausherrn, bei dem er sich mit der naheliegenden Sinnverbindung begnügte: „Verschon uns, Herr, — mit deinem Grimme.“ Er ließ Winnig folgen, den er zum Träger der Hoffnung auf ein Wiedersehen machte, indem er behauptete, sein Name läge schon dem alten, schönen Lied zugrunde: „Winnig komm, Winnig komm, Winnig wiederum komm . . .!“ Er warnte

Claudius vor den Möglichkeiten des Cäsarenwahns, die über seinem Namen wären: „Ich, Claudius, Kaiser, Gott.“ Er tat mir die Ehre an, mir Talente zum Menschen zu bestätigen: „Denn ich bin ein Mensch gewesen — und heißt ein Fechter sein;“ und dann kam er zu Binding und damit zum Höhepunkt seiner Rede.

„Binding,“ sagte er, „unser lieber Binding — das ist der Größeste unter uns, der Träger nicht nur des Philosophischen, sondern des Metaphysischen. Sein Name ist mehr als Schall und Rauch.“ Er stellte ihn hin als den Träger des eigentlichen Seins, als das Bin-Ding. „Cogito, ergo sum,“ sagte Descartes: ich denke — also bin ich. Binding braucht nicht zu denken; er hat das letzte Sein bereits mit seinem Namen mitbekommen; er ist selbst, weit über Descartes hinaus, das Bin-Ding, das letzte metaphysische ens, das Wesen, das Ding an sich.“

Und nun spann er diesen Einfall weiter und weiter, in immerneuen Abwandlungen, so daß aus den Studentenscherzen des Anfangs mehr und mehr eine Ahnung von der geistigen Weite des Mannes Rudolf Alexander Schröder stieg und der großen, wuchtigen Gestalt, die da, im selbsterzeugten Tabaksqualm in die Dämmerung des menschen erfüllten Raumes aufragend, ebenfalls etwas vom Glanz der Transzendenz gab, mit der er tiefsinnig und spielerisch Gestalt und Namen des Gefährten umgab. Er ließ dem leichten Ausklang des Beisammenseins einen Schimmer unbeschwerten Geistes, der ebenso schön zu ihm wie zu den gerade verwehten Tagen paßte und noch am Morgen mit heiterer Erinnerung uns geleitete, als uns der Dampfer zwischen den besonnten Weserbergen nordwärts trug und das letzte Dichtertreffen auf dem Rippoldsberg im Glanz des Sommertages hinter uns versank.



Kränze der Nachwelt

Paul Wiede

Als ich 1899 als erstes Semester die Technische Hochschule in Dresden bezog, war der Name Paul Wiede hoher Ruhm des deutschen Theaters, weit über Dresden und die Grenzen Sachsens hinaus. Der damals Sieben- unddreißigjährige war der einzige ernsthafte Konkurrent des um vier Jahre älteren Josef Kainz: der Hamlet Wiedes, obwohl er keinen Chronisten gefunden hat wie der von Kainz, den ein dickes Buch in allen Einzelheiten und Nuancen bis ins kleinste für die Nachwelt aufgehoben hat — der Hamlet Wiedes stand unmittelbar neben dem von Kainz, um so mehr als sich in diesen beiden Vergabungen zwei Zeitalter des Schauspiels deutlich sichtbar voneinander sonderten.

Ich habe in dem kurzen Sommersemester 99, zumal Wissen und Maßstäbe fehlten, nur wenig von den großen Rollen Paul Wiedes gesehen. Ich habe das Versäumte nachgeholt, als ich sechs Jahre später nach Dresden zurückkehrte und nun während der nächsten fünf Jahre fast jede Aufführung erlebte, in der er mitwirkte. Ich empfand, wenn auch damals noch unklar und halb-bewußt, sehr stark die Zeitbedeutung der Erscheinung Wiedes, fühlte dunkel in ihm den Träger eines kostbaren Erbes, das im Versinken war und von dem es galt zu retten, was gerettet werden konnte. Carl Zeiß, neben dem Grafen Seebach Leiter des Dresdner Schauspiels, formulierte meine Stellung zu Wiede einmal so: „Sie sind

ihm verfallen; aber das ist ein sehr angenehmer Zustand, zumal er ergiebig ist." Dieser Zustand war für mich um so ergiebiger, als ich die Distanz zu Paul Wiede, da ich der Jüngere war, konsequent wahrte und, so gern ich ihm begegnet wäre, es ihm oder dem Zufall überließ, eine Begegnung herbeizuführen.

Infolgedessen habe ich denn auch erst in der zweiten Hälfte meiner Dresdener Jahre seinen Weg gekreuzt. Wir trafen — ich weiß nicht mehr, durch wessen Vermittlung — im Hotel Stadt Gotha zusammen, und der große Schauspieler Paul Wiede, so herzlich seine Begrüßung war und so aufrichtig auch er sich über die endliche Begegnung zu freuen schien, erwies sich als ein Mann, der dem Irdischen zum wenigsten ebenso nahestand wie der Welt der Dichtung: er bereitete höchst eigenhändig unter den staunenden Augen des bedienenden Kellners aus allen möglichen geheimnisvollen Ingrebizenzen, die er nach und nach bestellte, eine Variante des sogenannten Liptauer Käses, auf deren Erfolg — er strich sie uns auch noch eigenhändig auf die gerösteten Brötchen — er ebenso stolz war wie auf den irgendeiner seiner schauspielerischen Leistungen.

Paul Wiede war als Erscheinung der geborene Helden- darsteller. Etwas über mittelgroß, schlank, aber kräftig, mit einem Kopf, der etwa die Mitte hielt zwischen Josef Kainz und dem jungen Adalbert Matkowsky, den er, von Weimar kommend, einst am Dresdner Hoftheater abgelöst hatte, als Matkowsky nach Berlin ging. Das volle, dunkle Haar erinnerte an den Ostpreußen, der sprechend bewegliche Mund und die hellen, zuweilen fast aggressiv den Partner anpassenden blauen Augen beschworen das Bild von Kainz, dem er, vielleicht aus einem halb bewußten Instinkt für die zeitbedingte Gegensätzlichkeit ihrer

Gestaltungsstile sehr skeptisch, manchmal fast feindlich gegenüberstand. Das Seltsame dabei war, daß Rainz, obwohl der Ältere, der Träger des neuen, der Prophet des Zeitalters der sich verselbständigenden Melodie des Schauspielers, also des musikalischen Ausdrucksmoments war, während Wiede, der Jüngere, mit zäher Energie die Gestaltung vom Objektiven her, die Verdichtung, nicht die Entfesselung des Sprachlichen in den Vordergrund stellte. Rainz riß ein neues Zeitalter der Romantik auf; Paul Wiede war der letzte Klassiker, zuweilen mit Leistungen, deren großartige Vollenbung ebenso unverlierbar haftete wie die gelegentlich schon fast expressionistische Sprengung des Objektiven bei Rainz. Die kleine Rolle des schwedischen Hauptmanns in „Wallensteins Tod“ war, wenn Wiede sie spielte, in ihrer gedämpften Diskretion und dem vollkommenen Ausgleich zwischen Haltung und Anteil vielleicht das Großartigste an gestaltendem Schauspiel, was man zwischen 1900 und 1910 auf dem deutschen Theater sehen konnte. Unvergesslich, wie er vor dem Mädchen Thekla stand, im innersten beteiligt und mit nobelster Diskretion sich doch völlig zurückhaltend, ihr Gefühl, ihren Schmerz so respektierend, daß er sich nicht die leiseste Geste, kaum einen ganz verhaltenen Klang der Teilnahme erlaubte. Das Schauspiel wurde ohne Rest menschliche, männliche Haltung, geformtes, gebändigtes Leben, war zugleich höchste Gestaltung und bestes Mitleben, so daß man kaum wußte, was man mehr an diesem wirklich einmal klassischen Ausgleich bewundern sollte.

Von jenem Tag der ersten Begegnung an sind Paul Wiede und ich sehr oft zusammen gewesen. Er bewohnte an der Comeniusstraße ein schönes, kultiviertes Haus; seiner Bibliothek sah man seine Herkunft aus einer Gelehrtenfamilie und den alten Pfortenser an, der dann

über die Germanistik zum Theater gekommen war. Er rief, wenn er abends frei war, nicht zu spielen brauchte, oft an; dann waren wir seine Gäste in dem Haus an der Comeniusstraße, das seine Schwester Marie mit dem Behagen menschlicher Wärme und unmerklicher Ordnung erfüllte. Paul Wiede war in jungen Jahren verheiratet gewesen mit der Schauspielerin Alwine Wiede, die um 1900 in Raphael Loewenfelds Schillertheater in der Wallner-Theater-Straße in Berlin Rollen wie Ephraims Breite von Carl Hauptmann mit starkem Talent und wirksamer Vitalität spielte. Die Ehe war bald getrennt worden; das einzige Kind, das ihr entsprossen war, eine Tochter, Hilde mit Namen, war ebenfalls von Paul Wiedes Schwester Marie, genannt Lante Wiede, aufgezogen worden. Das Ergebnis dieser Erziehung war ein damals siebzehnjähriges Mädchen, dessen natürliche Lebendigkeit und Frische, Klarheit und Realitätsinstinkte den pädagogischen Talenten der Erzieherin das beste Zeugnis ausstellten. Erich Schmidt, der berühmte Berliner Germanist, der Paul Wiede sehr schätzte und oft in Dresden sein Gast war, hat, als Hilde Wiede sich um 1910 mit dem Maler Constantin von Mischke-Collande verlobte, in einem reizenden Gratulationsbrief zu dieser Verlobung die praktischen Ergebnisse ihrer Erziehung in seiner humorvoll scharmanten Art ausdrücklich bestätigt. Er erinnerte die Empfängerin an einen Abend, an dem er Gast in dem Haus an der Comeniusstraße gewesen sei und mit ihr, der Lante und dem Vater zu Abend gegessen habe. Den Tellerwechsel zwischen den Gängen hätte sie, Hilde Wiede, selbst vorgenommen. Das eine Mal hätte er, Erich Schmidt, noch ein großes Stück Butter von dem soeben abservierten Gang her auf seinem Teller gehabt. Sie, Hilde, hätte dieses Stück Butter

einen Moment mit Bedauern betrachtet, dann hätte sie halb hinter ihm stehend, mit raschem Griff ein Messer erfaßt und das kulinarische Wertobjekt mit schnellem Entschluß auf seinen neuen Teller hinüberbefördert und diesen mit unbefangener Selbstverständlichkeit vor ihn hingestellt. Eine Ehe, die auf solchen wirtschaftlichen Voraussetzungen in der Seele der Frau gegründet werde, stünde von vornherein unter den besten Auspizien, und so spreche er, Erich Schmidt, ihr, der Braut, aus der unauslöschlichen Erinnerung an diese kleine Szene seine herzlichsten und zuversichtlichsten Glückwünsche zur Verlobung aus. — Hilde Wiede hatte übrigens ihrerseits eine künftige Ehe ebenfalls insofern praktisch unterbaut, als sie schon vor der Verlobung mit Constantin von Mitschke bei dem Geheimrat Leopold, einem damals sehr bekannten und witzigen Dresdner Gynäkologen, ihr Hebammenexamen gemacht hatte: sie wollte ihre Kinder mit Sachkenntnis zur Welt bringen.

Wiedes Hauptrollen am Dresdner Königlichen Schauspielhaus waren sehr verschiedener Art. Er war ein ausgezeichnete Herodes in Hebbels Mariamne-Tragödie, wie denn Hebbel überhaupt seiner inneren Struktur, dem analytisch Geistigen, im besten Sinn Gebildeten seiner Art sehr nahelag. Er machte Ibsens „Brand“ zu einem Dauererfolg in Dresden, weil er neben allem kulturvoll Intellektuellen über die Wucht eines starken Willens verfügte, der seine Gestalten mittrug: er war ein hervorragender Marc Anton bei Shakespeare, ein zweiter Richard, der nur für die Schwäche dieses Königs fast zuviel an innerer Kraft mitbrachte. Später begann er den Übergang ins Moderne und das Charakterfach zu suchen: er spielte Oswald Alving in den „Gespenstern“ und schließlich griff er, einst Karl, nach dem Franz Moor.

Es war ein interessanter Versuch, durch objektivierende Gestaltung einen Wesenswiderspruch zu überwinden: es blieb in vielem beim Versuch, und Wiede sah von weiteren Experimenten dieser Art ab.

Die Schauspieler des Dresdner Königlichen Theaters mußten zu jener Zeit ihrer Bühne täglich zur Verfügung stehen: sie mußten zu jeder Stunde telephonisch erreichbar sein, um bei einer eventuellen Spielplanänderung rechtzeitig eintreffen zu können. Ich bin sonntags oft und gern in die Umgegend Dresdens gewandert; Paul Wiede machte mit Vergnügen solche Ausflüge mit: ein Problem waren nur die Telephonverbindungen. Wir mußten unsere Ziele vorher so ausrechnen, daß gegebenenfalls nicht nur ein Anruf, sondern auch eine rechtzeitige Heimkehr möglich war. Wiede fluchte, aber er mußte sich fügen, und die Nervosität der Ungewißheit hat uns oft bis in die entscheidende Abendstunde begleitet, die die endgültige Freiheit brachte. Dann überkam ihn oft der Zorn auf seinen Beruf und auf die Fremdheit zu dem Dresdner Publikum, die er trotz aller Erfolge empfand. Er fühlte sich, wenn auch ein wenig Deklamation dabei war, einsam; dann setzte er sich hin und schrieb in seiner großen, charaktervollen Schrift, die auch zwischen den Generationen stand, lange Briefe, schickte mir Bücher, die er liebte und von denen er wünschte, daß sie mir auch etwas gäben. Etwas von dem brach aus, was das neunzehnte Jahrhundert Idealismus nannte und was die Rehrseite seiner Stärke war.

Als ich 1910 Dresden verließ, blieben mir noch lange in diesem häufigen Briefwechsel. 1911 begann Bruno Cassirer seine große Sammlung von Künstlerbriefen vorzubereiten und bat mich, die Bände durchzusehen, die der Geheimrat Schnorr von Carolsfeld besaß, ein Sohn

des Malers und früher Direktor der Dresdner königlichen Bibliothek im Japanischen Palais. Ich sagte zu, schrieb an Paul Wiede, und er lud mich ein, solange ich wollte, bei ihm zu wohnen und die Arbeit zu erledigen. Ich folgte gern und ging nun täglich schon früh zu dem alten, vollbärtigen Herrn in die Chemnitzer Straße, wo er in einer strengen Gelehrtenumgebung sein pensioniertes Dasein verbrachte. Er hatte alles aufs beste vorbereitet: neben einem Stehpult standen griffbereit die Mappen mit den alten Korrespondenzen; an einem zweiten Pult stand der alte Herr, übernahm die von mir ausgewählten Briefe und schrieb sie mit seiner klaren, sauberen, erakt unpersönlichen Gelehrtenhandschrift sogleich ab. Es war ein sehr merkwürdiges Gefühl, diese Lebensdokumente von Ludwig Richter und Caspar David Friedrich, von Rügelen und von dem Vater des Mannes, der hinter mir stand, in Händen zu halten, vergilbte Worte längst Toter zu lesen, die voll lebendigen Gefühls an andere Tote gerichtet waren. Der alte Herr im grauen Vollbart aber verbreitete eine Atmosphäre von so unpersönlich-wissenschaftlicher Sachlichkeit, daß für das Leben und seine Widerstände kein Raum übrig blieb.

Von neun Uhr früh bis gegen zwei arbeiteten wir so, meist stumm oder nur sprechend, wenn ich um eine Auskunft, eine Erklärung für Unverstehbares bitten mußte. Dann klärte mich der Herr Geheimrat kurz auf, um sofort wieder an seine Arbeit zurückzukehren, für die er, wie er sagte, als für eine Abwechslung im Einerlei seiner pensionierten Tage dankbar wäre. Ob er je ein Entgelt für diese Arbeit erhalten hat, weiß ich nicht; ich habe zwei Exemplare des stattlichen Bandes bekommen, sonst nichts. Ich habe mich auch nicht um Weiteres bemüht:

die Arbeit selbst und die Stunden mit Paul Wiede waren mir Entschädigung genug.

Von der Chemnitzer Straße fuhr ich zur Comeniusstraße. Paul Wiede hatte meist mit dem Essen auf mich gewartet — und dann begann der eigentliche Tag. Wir saßen stundenlang zusammen; einmal tauchte Julius Wahle auf, Paul Wiedes alter Freund vom Goethe-Archiv in Weimar, der wie mein Freund Julius Leyni aussah, und es gab einen langen Abend mit langen Gesprächen. Meist aber waren wir allein und versuchten, den Problemen der Zeit von Gerhart Hauptmann bis zum Expressionismus beizukommen, oder der Frage, ob Goethe für uns noch modern sein könnte. Wiede empfand als alter Weimaraner schon die Frage als Blasphemie: desto interessanter war, was sein Gefühl für ihre Bejahung ins Feld führte.

Dann kam der Krieg. Unsere Zeit versank und langsam auch die Zeit von Dresden. Die Briefe wurden seltener; einmal fuhr ich noch hinüber und suchte Paul Wiede auf, als er Schauspieldirektor im Neuen Hause war und Hauptmanns Hamlet-Bearbeitung aufführte. Damals habe ich ihn zum letztenmal gesehen — durch meine Schuld. Als er pensioniert wurde, zog er nach Berlin, wo er Kinder und Enkel hatte. Es kamen wieder Briefe; ich antwortete, beschloß mehr als einmal, ihn aufzusuchen — im Wirrwarr des Tagesleerlaufs unterblieb es. Und eines Tages kam die Nachricht vom Tode des ehemaligen Königlich-Sächsischen Hofchauspielers Paul Wiede.

Seine Tochter Hilde habe ich noch ein paarmal im Theater gesehen, wenn sie zu Premieren ging, in denen ihre Kinder mitwirkten. Aus der Ehe mit Constantin von Mitschke-Collande stammten zwei begabte junge

Schauspieler, Gisela und Volker von Collande. Frau Gisela traf ich eines Tages mit einem kleinen Schulmädchen, ihrer ältesten Tochter. Vor mir tauchte das Bild einer kleinen, weißhaarig temperamentvollen alten Dame auf, die ich eines Tages in der Comeniusstraße in Dresden kennengelernt hatte; es war Paul Wiedes Mutter; hier hüpfte ihre Ururenkelin neben ihrer Urenkelin. Das Tempo des Lebens hat oft etwas sehr Erstaunliches — vier Generationen sind mühelos in erheblich weniger Jahrzehnten unterzubringen.

Rudolf Rittner

Einer der Schauspieler, vor denen Paul Wiede am meisten Hochachtung hatte, war Rudolf Rittner. Wir begegneten uns in diesem Gefühl der Verehrung; auch ich verdankte Rittner ein paar der stärksten und am tiefsten haftengebliebenen Eindrücke aus der Zeit des Brahmschen Theaters. Ich habe seit Matfowskys Othello und seinem Kean das Elementare nie wieder so unmittelbar erlebt, und bei Rittner war in allem Elementaren zuletzt sogar noch mehr: das Urhafte fügte sich gewissermaßen dem Leben ein, bekam eine Funktion in seinem Zusammenhang, während es bei Matfowsky einsam in sich selbst verloderte.

Eine dieser stärksten Rollen Rittners war der Leutnant Hans Rudorf in Hartlebens „Rosenmontag“. Er spielte sie einmal unmittelbar nach Rainz; der Unterschied war ungeheuer aufschlußreich. Rainz nahm den jungen Menschen als einen schon vom Leben Gebrochenen. Wenn er die Tat der Vetter, die ihn bewußt um die Liebste gebracht haben, erfährt und in die Worte ausbricht: „Das

sollen sie mir büßen!" — dann sprach diesen Satz ein Mensch, der selbst nicht mehr glaubte, was er sagte. Klanglos, tonlos, schon halb wie ein Toter brachte Rains den Satz; man hörte es kaum, dieses: „Das sollen sie mir büßen!" Bei Rittner das Gegenteil: ein in seinem tiefsten, besten Gefühl getroffener Mensch brüllte auf, schlug wie ein Rasender mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Das sollen sie mir büßen!" Vielleicht glaubte er auch nicht mehr an die eigene Kraft; vielleicht wollte er sich durch die Wucht der Worte selbst überzeugen: trotz dieser möglichen Schwäche brach hier das ganze tiefe, verletzte Gefühl für das Mädchen Traute aus, dröhnend, jammernd, drohend, aus den elementaren Gründen des Lebens: „Das sollen sie mir büßen!!"

Noch viel tiefer sitzt die Erinnerung an einen andern Ausbruch Rittners. Er spielte den alten Huhn in Hauptmanns „Pippa". Anzusehen wie ein Urwaldriese, schritt er einher, mit Lauten, die von keinem Menschen mehr zu stammen schienen — ein Wesen, das aus Tiefen heraufgestiegen war, die um Jahrtausende hinter aller Menschenwelt zurücklagen. Dann kam von dem Unsichtbaren der Morgenschrei, der die Sonne begrüßt — und da vergaß man Welt, Theater und alles andere und erlebte nur noch die Stimme der Urwelt, den Schrei des Lebens selber, das sich zu einer Größe und hinreißenden Furchtbarkeit aufredte, wie man sie nie vorher erfahren hatte. „Zumalai" — das war der Schrei der Elemente selber, war alle Sehnsucht, Inbrunst, Brunst, Lust und Schmerz und Gier des Daseins, daß dem Hörer der Atem stockte, weil hier einmal das Gestaltlose Gestalt, das Formlose wenigstens Schrei einer menschlichen Stimme geworden war.

Von diesen beiden Erinnerungen lebte in mir das Bild Rudolf Rittners fort, als er schon lange die Bühne ver-

lassen hatte. Er ging vor der Zeit; Nervosität störte sein Gedächtnisvermögen; er kam noch einmal zurück bei dem verunglückten Versuch der Sozietät der alten Gefährten Brahms — im Theater in der Nürnberger Straße; dann zog er sich in seine schlesische Heimat zurück. Irgendwo in der Gegend von Patschkau, dem „schlesischen Rothenburg“, erwarb er ein kleines Gut; dort setzte er sich zur Ruhe, wie ein Mensch der Bühne sich zur Ruhe setzen kann. Paul Wiecke erzählte, wie er ihn einmal bei einem Besuch dort gefunden hätte. Er hätte ihn bei seinem Kommen nicht im Hause angetroffen; man hätte ihm aber gesagt, er solle nur dort den Bach aufwärts gehen, da würde er den Herrn schon finden, er sei angeln gegangen. Wiecke folgte dem Rat und fand wirklich den Gesuchten, erkannte ihn sogar trotz seines Vollbarts. Er saß am Ufer des Baches auf einem Stein; aber er sah nicht „nach der Angel ruhevoll“, sondern hielt in der Rechten zwar den Angelstock, in der Linken aber das neueste Heft der „Schaubühne“ Siegfried Jacobsohns und las versunken die Berichte über das Berliner Theater, während die Fische ungestört den Wurm von seinem Angelhaken fraßen.

Persönlich begegnet bin ich Rudolf Rittner erst zu Beginn der zwanziger Jahre. Der Reichspräsident Friedrich Ebert hatte zu einer sommerlichen Lesestunde in den Garten seines Palais' geladen, Schriftsteller und Maler, Schauspieler und Gelehrte, und unter den Geladenen und Erschienenen befand sich auch Rittner. Ich stand mit Leo von König und Käthe Kollwitz im Gespräch, als Monty Jacobs auftauchte, sich entschuldigte und sagte: „Paul, komm einmal mit, ich will dich Rittner vorführen, er möchte dich sehen.“ Ich folgte, und wenige Augenblicke später stand ich vor dem Mann, den noch einmal aus der Nähe sehen zu dürfen, ich nicht gehofft hatte.

Der erste Eindruck war etwas erstaunlich; ich hatte einen Riesen erwartet und stand vor einem Mann, der wenig größer war als ich, etwas kleiner als Monty, den ich noch nie als einen Riesen empfunden hatte. Ein Herr mittlerer Größe im dunklen Straßenanzug stand vor mir, breit, kräftig, mit einem lebendigflugen, beweglichen Gesicht und einem Paar schöner, freundlicher Augen, die mich mit Wärme und Anteil ansahen. Der Vollbart war, wohl dem Reichspräsidenten zu Ehren, gefallen. Das Gesicht kannte ich von vielen Bildern, nicht zuletzt von Corinths wunderbarem Porträt des schwarzen Florian Geyer, der mit Recht in der Vorstellung unserer Generation immer Rittners Züge trägt.

Was wir gesprochen haben, weiß ich nicht mehr; schön und bleibend war das Gefühl einer Verührung im Menschlichen. Ich hatte irgendwo einmal, bei irgendeinem Anlaß von meinen jungen Erlebnissen vor seinem Spiel berichtet; er hatte es gelesen und einen Zugang gefunden, der wohl nachwirkte. Monty präsentierte mich ihm als Freund und Gefährten uniformierter Tage im besetzten Gebiet; so ergab sich ein freundliches Gespräch ohne Tiefe, an dem das Entscheidende die Freude war, bei der Begrüßung die feste Hand des Mannes Rittner in der meinen fühlen, das Gesicht mit den offenen, männlich freien Zügen, den klaren Blick der Augen aus der Nähe und in bezug auf mich erleben zu dürfen.

Jahre später bin ich ihm noch einmal begegnet — diesmal nur noch im Vorübergleiten. Ich war in Oberschlesien gewesen und fuhr mit Karl Szodroff, dem Herausgeber des „Oberschlesiens“ und einstigem Lehrer des Knaben August Scholtis — des Verfassers der großartig landechten Geschichte von „Baba und ihren Kindern“ —, mit Willibald Köhler, dem Dichter der „Sehnsucht ins

Reich", und ein paar anderen Freunden von Patschkau im Auto hinüber nach Johannisthal, dem Sommeritz des Kardinals Vertram, der damals in Breslau residierte. Wir fuhren langsam durch den sinkenden Abend über die Felder; da kam uns ein Mann entgegen in einem grünen Rodenanzug, den Knotenstock in der Hand, das vollbärtige Gesicht von der sinkenden Sonne rotglühend bestrahlt. Wie eine Gestalt aus einem Drama Hauptmanns schritt er dahin: der Fuhrmann Wilhelm Henschel mochte so durch das schlesische Land gegangen sein. Szodrok zog grüßend den Hut, der Mann dankte etwas erstaunt, sah auch einen Augenblick wie fragend dem weiterrollenden Wagen nach.

"Das war Rittner," sagte Szodrok, "der geht gerne zum Dämmerchoppen hinüber nach Johannisthal, wo er den guten mährischen Wein bekommt. Um diese Zeit wandert er dann nach seinem Gut zurück."

Wenn ich heute an Rittner zurückdenke, steht neben dem Mann im Garten des Reichspräsidentenpalais' immer dieser vollbärtige abendliche Wanderer im schlesischen Land, zu dem er ebenso gehörte wie Gerhart Hauptmann und Friedrich Kayßler, Hermann Stehr und der unvergeßliche Musikantenkopf Conrad Ansforges.

Wieder Jahre später erreichte mich ein Brief von Dr. Reimann, dem Bürgermeister von Patschkau, in dessen gastlichem Haus wir damals einen schönen, langen Abend verbracht hatten. Er war mit Rittner befreundet, hatte eine ausführliche Biographie von ihm in Arbeit und teilte mir mit, daß Rittner schon seit längerer Zeit im Krankenhaus läge und mich grüßen ließe. Zugleich fragte er wegen der Publikation der Biographie um irgendeinen Rat. Ich gab ihm, so gut ich es vermochte, Auskunft und bat ihn, Rittner aufs herzlichste zu grüßen. Wenige Tage

später schon kam ein ausführlicher, sehr freundschaftlicher Brief von Mittner selbst: er hatte die Grüße erhalten, bedankte sich und erzählte von seinem Leben in der wunderlichen Einsamkeit des Krankenhauses. Das war das Letzte: wieder einige Wochen später meldeten die Zeitungen den Tod des ehemaligen Schauspielers Rudolf Mittner; für wenige Stunden nahm er noch einmal die Öffentlichkeit des Tages in Anspruch.

Dann kam der Krieg auf deutschem Boden, kam die Katastrophe. Von den Freunden im obereschlesischen Land drang keine Nachricht mehr zu uns, auch nicht von dem Mann in Patschkau, der das Leben dieses großen Künstlers als Freund und Nachbar erzählt hatte. Ob seine Arbeit gerettet, ob sie in der großen Einflut untergegangen ist, weiß ich nicht. Rudolf Mittner hätte diesen Kranz der Nachwelt wahrlich verdient: in Zeiten wie der unsrigen aber hat die Frage nach Wert und Verdienst vor dem allgemeinen Leid keine Gültigkeit mehr.

Albert Steinrück

Er war vielleicht der größte Schauspieler der Zeit nach Otto Brahm. Ein Mann, der nur Substanz war, durch und durch Wesen, so daß er die Fülle selbst kaum ertragen konnte. Ein Westfale, wenig über mittelgroß: eine breite, schwere, wuchtig herrenhafte Gestalt, mit einem Gesicht, das man nicht mehr vergaß, wenn man es auch nur einmal gesehen hatte. Auf dieser Gestalt saß ein Schädel, in dem sich die Wucht des Wesens noch einmal gesammelt hatte, der Schädel eines Mannes, dessen Kraftbesitz unüberwindlich schien. Ein runder, schwerer Kopf, ein Gesicht, das von verhaltener, immer mühsam am Aus-

brechen veränderter Energie geformt war und in dessen Zügen doch eine durchgeistigte Form lag, die sich ständig von neuem gegen die Wucht der inneren Substanz behaupten mußte und infolgedessen niemals zur Ruhe kam, sondern sich immer wieder gegen den Überdruß der Wesensvitalität durchzusetzen hatte.

Denkt man an die Rollen, die Albert Steinrück in der Zeit nach dem Kriege gespielt hat, so sieht man eine Reihe von Menschen vor sich, deren männliche Substanz jedes Widerstands spottete, die unüberwindlich schienen. Er war Bedekinds Veit Kunz in der „Franziska“: man hat die Tragödie des Männlichen in der Auseinandersetzung mit der Frau niemals so hinreißend erlebt wie bei ihm, eben weil er von Natur eigentlich unüberwindlich war und hier doch an dem Schwächeren zerschellte. Er war Barlachs Calan in der „Sintflut“, großartigste Vision eines Übermenschen noch im tiefsten Elend, und er war — vielleicht am unheimlichsten und dämonischsten — Sir George Crofts in Shaws bitterer Komödie von „Mrs. Warren's profession“. Ein böses, wildes, gefährliches Tier stand da auf der Szene, ein Mensch, der kein Mensch, der eine lautlos knurrende Bulldogge war, jeden Augenblick bereit, bedenkenlos zuzufahren und ihm Entgegenstehendes zu zerreißen. Er war ein Wesen ohne jedes Gefühl für andere, eine Gestalt, die nur aus Härte, Bosheit, Lücke zu bestehen schien und an die Kette gelegt werden mußte wie ein böser, bissiger Bluthund.

Es hat eine ganze Reihe großer Schauspieler aus dem Vitalen in dieser Zeit gegeben: der größte neben Steinrück war Heinrich George, und selbst er erschien beinahe weich, feminin, sentimental neben der Wucht des Westfalen. Einmal hat er ihn beinahe erreicht: als er in der Volksbühne in Hauptmanns „Schluck und Tau“ als erster

den geheimen unheimlichen Sinn der Komödie enthüllte: als er gegen den Schluß hin zum Dämon der Masse wurde, den ein Leichtsinninger aus Spielerei an den Apparat der Macht herangelassen hat. Da brach auch aus George diese wüste, unbezähmbare Männlichkeit, dieses tierhaft Elementare, an dem alle Bändigungsversuche der Ordnung hilflos zerbrechen: einen Augenblick schien es, als sollte auf der Bühne hemmungslos der brüllende Aufstand der Bestie Mensch losrasen, ohne daß irgendeine Kraft in der Lage gewesen wäre, sie zu bändigen. In diesem Moment kam George einmal in seinem Leben der Welt Albert Steinrücks nahe; sonst war der der Stärkere, ebenso wie der Feinere, der Geschliffenere. „Die wilde Kraft“ hat Fehling in seiner Klage um den toten George den Schauspieler genannt: die Formel paßte noch besser auf Steinrück, obwohl der wie gesagt zugleich der viel Geschliffenere, Geformtere, in aller Überfülle der Kraft fast der Zartere war. George hätte wohl nie die Bilder und Landschaften gemalt, die Steinrück hinterlassen hat und die sein Bild so seltsam ergänzen, daß man oft darüber nachdenken mußte, wieweit die Wucht der Substanz auf der Szene Steinrücks Wesen, wieweit sie trotz allem Schauspiel und Vorbau war.

Die einzige Begegnung mit ihm, die das Schicksal mir gewährte, gab darüber auch keinen Aufschluß. Es mag im Sommer 1923 gewesen sein, als Hauptmann seinen sechzigsten Geburtstag zu feiern begann. Da forderte der Berliner Rundfunk mich auf, zusammen mit Albert Steinrück eine Feierstunde für den Dichter zu veranstalten. Ich sollte kurz über den Erzähler Hauptmann sprechen, Steinrück sollte den „Bahnwärter Thiel“ lesen. Der Betrieb des Rundfunks befand sich damals noch in der Potsdamer Straße, im Vorhaus, vier Treppen hoch unter

dem Dach. Der Sprechraum war ein winziges Zimmerchen von wenigen Kubikmetern Rauminhalt. Der Tag im August, für den die Veranstaltung vorgesehen war, war lastend heiß, die Straßen und die Häuser bis ins Letzte durchglüht von einer in den Abend fortwirkenden Hitze. Als ich die Treppen im Vorhaus hinaufwanderte, spürte ich, wie die Temperatur von Stockwerk zu Stockwerk anstieg, und als ich oben den kleinen Raum der eigentlichen Handlung betrat, glaubte ich, in die Bleikammern zu kommen — obwohl ich, was Wärme angeht, eine ganze Menge vertragen kann.

Kurz vor der für den Beginn festgesetzten Zeit erschien Albert Steinrück. Ohne Hut, mit einem glühend roten Schädel, so daß man fürchten mußte, er würde jeden Augenblick mit einem Schlaganfall zusammenbrechen. Seine Augen quollen aus den Höhlen, er leuchtete — dann packte er plötzlich mit der Rechten in seinen Halskragen, riß ihn mit einem Ruck vom Hemd herunter und warf ihn zu Boden. Die Jacke, die Weste folgten; zuletzt riß er das Hemd über der mächtigen, breiten Brust weit auseinander, atmete ein paarmal tief und lang und reichte mir dann erst seine feste Hand: „Entschuldigen Sie — guten Abend.“

Ich lachte: er solle es sich so bequem wie möglich machen und es mir nur nicht übelnehmen, wenn ich so bliebe, wie ich wäre. Mir machte die Hitze nichts. Er nickte: „So geht es — aber das vorhin war zuviel.“ Er holte aus der Tasche seines Jacketts das Buch, aus dem er lesen sollte; dann kam ein junger Herr des Rundfunks, ich hielt meinen Vortragspruch, und danach begann Albert Steinrück.

Er hatte die Erzählung stark gekürzt; was geblieben war, sprach er mit einer Eindringlichkeit, die so intensiv war, daß sie mich zwang, ohne Unterbrechung mitzuhören.

Er fand mit sicherem Instinkt den Stil des Erzählens, vermied alle schauspielerischen Akzente. Man empfand das tiefe Kunstwissen, das in diesem halbnackten Riesen lebte. Denn wie ein Riese erschien er auch hier, ebenso wie auf der Bühne. Wie Rittner wuchs er vom innerlich Elementaren aus ins Überlebensgroße, obwohl seine Gestalt in Wirklichkeit das Mittelmaß nur wenig überragte.

Ich habe ihn später noch oft auf der Bühne gesehen, noch oft die Wirkung seiner unwiderstehlichen Substanzgewalt empfunden. Begegnet bin ich ihm nicht mehr; aber die Stunde an jenem Augusttag oben im Vorhaus hat mir sein Wesen so unverlierbar eingeprägt, daß neben jedes Bild des Schauspielers Steinrück auf der Szene sich immer die Erinnerung an den keuchenden, halbnackten Mann stellt, der dann mit vollkommener Überlegenheit der Gestaltung die Aufgabe, die ihm gestellt war, souverän und unauffällig zugleich löste.

Russisches Ballett

Paris 1910. Ein zauberhafter, silberner Frühling liegt über der Stadt: die Kastanien blühen in betörender Fülle, das Land lockt, trotz aller Herrlichkeiten, die für die beginnende Saison angekündigt sind. Wir schwanken zwischen Fontainebleau und Café de la Pair; da erscheinen Plakate: Gastspiel des Kaiserlich-Russischen Balletts in der Grand Opéra. Zum erstenmal kommen die Petersburger, von denen man schon vieles gehört und in begeisterten Berichten gelesen hat, nach Europa. Das müssen wir sehen. Die Eintrittspreise sind sehr hoch; aber für Karten im vierten Rang reicht das Reisegeld. Sogar zur

Premiere, zur ersten Aufführung auf französischem Boden überhaupt.

Der Tag des großen Ereignisses war ein traumhaft lichter Frühsommertag gewesen, verklingend in einem Abend, der eigentlich viel zu schade war, im Theater verbracht zu werden. Wir gingen natürlich trotzdem und ich werde das Bild nicht vergessen, das sich vor uns auftrat, als wir durch das Menschen- und Stimmengewirr, das Hin und Her und Her und Hin der Gäste unsere Plätze in der Mitte des vierten Ranges erreicht hatten. Ich kannte die Berliner, die Dresdner, die Münchener Oper — hier versagten alle Vergleiche schon vor dem Raum. Wir saßen auf hohem Balkone; unter uns, um uns senkte sich die Weite eines Riesenraums, mit dem keines der anderen Häuser den Vergleich aufnehmen konnte. Er war so groß, daß ihn nicht einmal das Brausen der Tausende von Stimmen zu erfüllen vermochte: er blieb gleichmütig, unerfüllt vom Licht, vom Leben, von den Menschen — klarer, abstrakter Raum einer reinen Innenarchitektur, wie ihn in ähnlicher Kühle die Madeleine und später Rom, das Pantheon aufzeigten.

Wir haben damals da oben auf unseren olympischen Plätzen wenig an Innenarchitektur gedacht. Wir genossen das Leben, das wunderbare Bild der Tausende, die hier schon ihrerseits das große Theater der Gesellschaft, sich selbst und ihren Besitz genießend, aufführten. Schon das Fernbild des Ganzen war erfüllt von dem unbeschreiblichen Zauber einer Welt aus Licht, Farben und Raum; dieses Fernbild löste sich, kam man ihm näher, in einem Reichthum von Stoffen, Pelzen, Juwelen auf, wie ihn Europa nur in der Zeit vor 1914 gekannt hat. Wir sind in der großen Pause hinabgestiegen zum Foyer, haben versucht, so weit wie möglich vor allem Bilder der Frauen zu

erfassen: das Einzelne war kaum herauszulösen aus dem strahlenden Maaß des Ganzen, aus diesem Zueinander von Glitzern, Leuchten, Funkeln von Farben, herrlichen Seiden, Edelsteinen und Perlen und der lebendig bewegten Schönheit von Menschen, von Frauen vor allem, deren jede schöner, reicher, kostbarer, begehrenswerter sein wollte als die andere. Ich habe nur noch einmal in meinem Leben etwas Ähnliches und zugleich völlig Entgegengesetztes erlebt, als ich siebzehn Jahre später in Amerika war. Da bin ich eines Tages mit dem Konsul Schillings, der damals in New York Vertreter von Mercedes war, zu Tiffany gegangen. Schillings war in jungen Jahren Butler beim alten Tiffany gewesen und genoß noch aus dieser Zeit Ansehen und Vertrauen in dem ganzen seltsamen Hause, das in seinen vielen Stockwerken die erlesensten Kostbarkeiten der Welt und wert- und geschmackloses Verkaufsgut, herrliche Gläser, die dem Hause Tiffany alle Ehre machten, neben Warenhauserzeugnissen für den Tag und den kleinen Mann enthielt. Der Konsul Schillings sprach mit dem freundlichen jungen Herrn, der uns führte; der nickte, rief einen zweiten herbei, wohl als Zeugen, und dann öffneten sich die schweren, vielfach verschlossenen Tresors, und vor uns lagen die kostbarsten Stücke des Familienschmucks der Rockefeller und Morgan und Astor und wie sie sonst noch hießen: Perlenketten von unwahrscheinlichen Ausmaßen und schwarze Perlen, groß wie Taubeneier, Brillantenschmuck von einem Reichtum, daß die Dämmerung des Tresorschreins funkelte wie irgendein mystischer mittelalterlicher Heiligenschrein. Einer der großen Riesendiamanten der Welt lag vor mir, gelblich getönt, in seinen Ausmaßen einen Kinderkopf übertreffend. Milliarden an Wert glänzten mir entgegen — und blieben tot und wirkungslos, weil die

Menschen, die Frauen fehlten, die sie tragen und ihnen erst ihre lebendige Schönheit geben, den Reiz ihres eigenen warmen Lebens leihen müssen. Was hier wohl verschlossen und hundertfach bewacht in lichtloser Enge sein Dasein vertrauerte, waren die echten, die wertvollen Schmuckstücke, die Originale. Was die amerikanischen Frauen auf den großen Festen ihrer Familien trugen, waren Imitationen, auch noch Stücke, die schon durch ihre Arbeit ungeheuren Wert besaßen, aber nicht halb so kostbar wie die Dinge, die hier ruhten, weil die Besitzer fürchteten, daß sie bei irgendeiner Gelegenheit in lebendigen Gebrauch genommen, unweigerlich in die Hände vorzüglich organisierter Diebesbanden fallen würden. Damals in der Großen Oper in Paris gingen Schmuck und Leben auf gleichen Wegen, trugen sich gegenseitig zu höherem Glanz und Ruhm für beide Teile: Europa war trotz aller inneren Gegensätzlichkeit der Menschenwelten noch eine Einheit, wurde für Stunden wie an jenem Pariser Maiabend 1910 noch ein Ganzes aus letztem Zusammenklingen von höchster Leistung auf der einen Seite, Bereitwilligkeit auf der andern, dieser Leistung das würdigste Echo und den würdigsten Rahmen zu schaffen. Die Einheit aber war überglänzt von der teilnehmenden Freude der Unzähligen, die Leistung und Rahmen mit der schönen Lust an Besitz und Können anderer mit erlebten, die damals noch ohne Neid in reiner, „uninteressierter“ und doch beglückter Sachlichkeit möglich war.

Dies letzte Erleben des großen Europa am Bilde des großen internationalen Publikums der Pariser Oper war der eigentliche Gewinn dieses Abends. Die Leistungen des Russischen Balletts konnten wir nur wie durch ein umgekehrtes Opernglas auffassen. Auf der Riesenbühne

bewegten sich fern und winzig zierliche Figürchen in bezaubernden Rhythmen: ein Glanz von Farben, Formen, Gesten leuchtete herauf und blieb doch fern, klein, steigerte sich nicht bis zum Eindruck persönlicher Leistung. Man erlebte einen Schimmer vom Kaiserlich-Russischen Ballett als Ganzem: vom Glanz des Einzelnen erlebte man hier noch kaum etwas.

Die Einzelnen lösten sich erst zwei Jahre später aus den Bindungen des Ensembles, als die Russen nach Berlin kamen und ich von der Vossischen Zeitung aus ihre Abende besuchte. Es gab keine Vergleichsmöglichkeit mit dem damaligen Gastspiel in Paris, keinen Glanz, keinen Reichtum, keine strahlende Umwelt: ein kümmerlicher äußerer Rahmen im alten Krollhaus, Behelfsdekorationen und ein bescheidenes Publikum. Dafür erlebte man jetzt die Einzelnen, ihr Können und ihr Wesen und den ganzen, unfaßbaren Zauber ihres Auf-der-Welt-Seins. Man sah sie nicht mehr nur als zierliche, winzige Figürchen von ferne: man sah die Karfawina und die Melidowa, sah Nijinsky und sah — Anna Pawlowa. Das Bild der menschlichen Welt erweiterte sich von den Phänomenen des Körperlichen aus bis in Bereiche, von denen man sich bis dahin keine Vorstellung hatte machen können.

Am meisten der gewohnten Welt verbunden blieb noch die Karfawina, obwohl sie auch bereits — etwa in einem getanzten Kleopatra-Drama — jeden Geist der Schwere überwunden hatte und nur noch Geste, Bewegung gewordenes Gefühl war: ihre rückhaltlose Hingegebenheit an diese Bewegung war zuweilen fast ebenso hinreißend wie die Nijinsky's, der sie dann freilich auf den Höhepunkten seiner Existenz weit hinter sich im Reich des Irdischen ließ. Für Nijinsky muß man schon den Begriff Existenz anwenden: was er war und brachte, hatte in

Momenten nichts mehr mit Wollen oder Können zu tun, sondern wurde Ergebnis eines Seins, das nur einmal auf dieser Erde Erscheinung geworden war. Er war ein Tänzer von unerhörtem Können, von einer Schönheit der Bewegungen, die aus der Nofokotradition des Balletts in die Endgültigkeit des Klassischen glitten; auf seinen Höhepunkten aber löste er sich aus den Bedingtheiten der allgemeinen menschlichen Existenz und schwebte hinüber in eine Welt, die leicht und frei nicht mehr dem Gesetz der irdischen Schwere unterstand, sondern dem Tänzer gewissermaßen eine Körperlichkeit von anderem spezifischem Gewicht als dem gewöhnlicher Menschen verlieh. Dann schnellte er plötzlich auf der Stelle empor: er sprang nicht; er stieg weiß leuchtend wie ein silberner Pfeil hoch über die Menge der in der Tiefe Zurückbleibenden in den Raum, der ihn trug, daß er für Augenblicke gewichtlos ruhend wie ein Vogel zu schweben schien, bis er ebenso leicht, ebenso wenig von der Erde gezogen, zurückglitt, nicht fiel, sondern gewissermaßen langsamer als ein normaler Körper zum tragenden Boden wiederkehrte. Diese Momente seines Tanzes hatten etwas Traumhaftes, fast etwas von Trance: es war, als ob in ihnen bereits eine Ahnung von jenem geistigen Sonderzustand sich ankündigte, der wenige Jahre später diesen größten Tänzer nicht nur jener Zeit für lange in die Dämmerung des Umnachteten entrückte.

Vor dem Phänomen Nijinsky begriff man, daß der Tanz seit den Tagen des jungen Bedekind und seiner „Minehaha“ begonnen hatte, die bisherige einseitige Ausbildung des Geistig-Seelischen abzulösen, daß das Zeitalter des Expressionismus viel mehr von dem, was es suchte, in dem wortlos-sensuellen Sichauswirken des Körpers fand als in den versinkenden Vereichen des

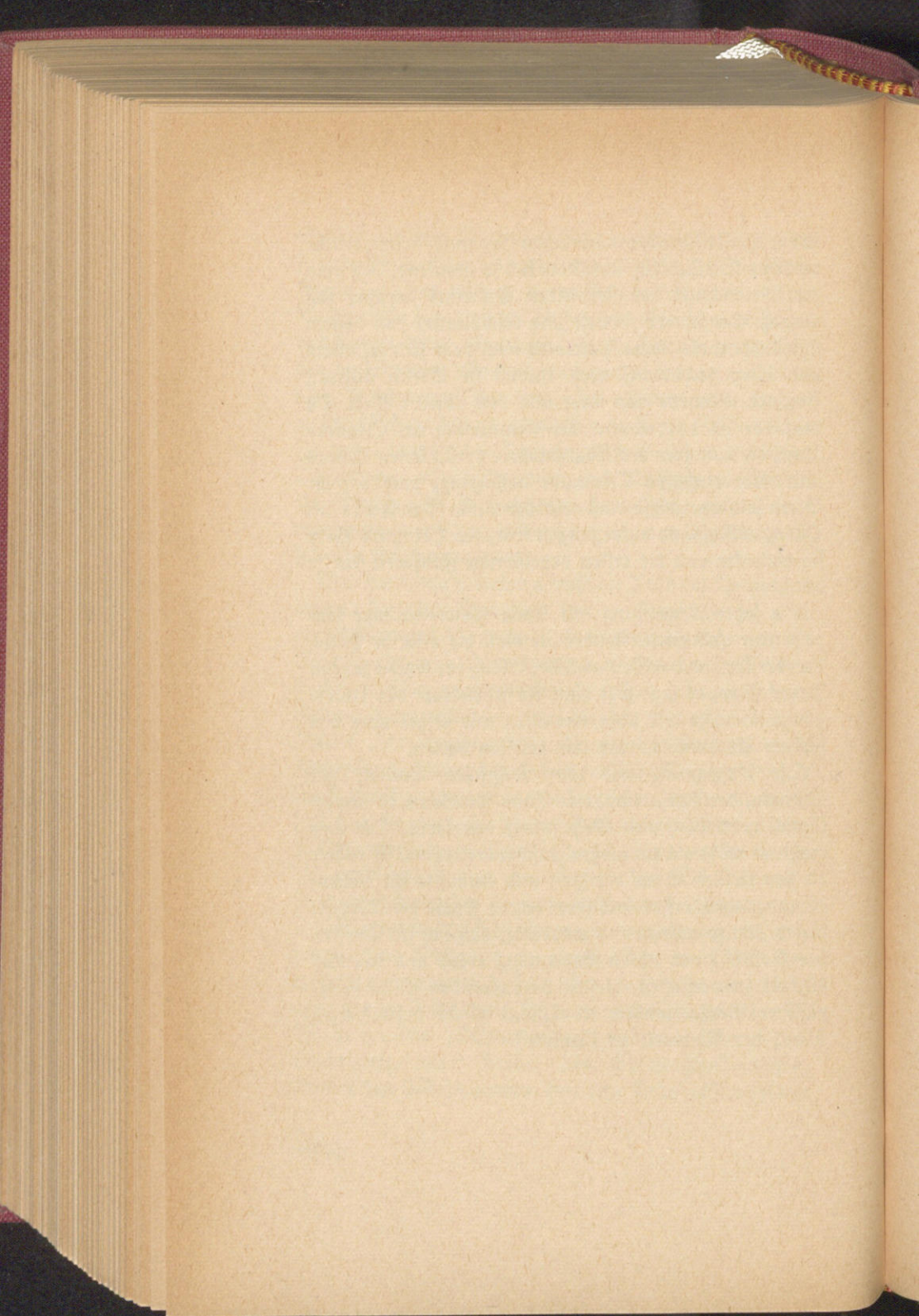
Geistes, die dem Wort unterstellt waren. Alle diese Einsichten aber wurden belanglos und sekundär, sobald auf der Szene die Frau erschien, deren Namen fast allein für die Nachwelt den damaligen Ruhm des Russischen Balletts verkörpert: Anna Pawlowa. In ihr hatte sich der Reiz des vollendeten Könnens, das wieder Natur geworden war, verschmolzen mit dem alles Können und alle gewollte Wirkung überstrahlenden natürlichen Zauber einer Frau, die jenseits der Tatsache, daß sie eine der größten Tänzerinnen aller Zeiten war, auch als Frau, als Wesen, als Mensch eine in Jahrzehnten vielleicht einmal auftauchende, unerhörte, undefinierbare, nur beglückt zu erlebende Wirkung ausübte.

Man hat Anna Pawlowa wohl die Duse des Tanzes genannt: bei aller Schiefheit solcher Vergleiche lag hier etwas Nichtiges. Eleonora Duse wirkte auch nicht nur als Schauspielerin, sondern durch den weit ausstrahlenden stummen Glanz ihres menschlichen Seins, das jede ihrer Rollen, gelegentlich — wie bei der Rebekka West in Ibsens „Rosmersholm“ — bis an die Grenzen einer Wesensumfälschung der Gestalt, erfüllte. Das gleiche galt für Anna Pawlowa. Sie war sehr schön, sie konnte unerhört viel: sie war zugleich eine Frau, deren Seinswirkung stärker entschied als Schönheit und Können. Sie tanzte die berühmte Szene des Sterbenden Schwans: die schmerzlich-kraftlose, in sich versinkende Haltung des Oberkörpers in den Schlußmomenten wirkte jenseits aller tänzerischen Schönheit so unmittelbar menschlich hinreißend und rührend, daß sie über die Jahrzehnte hinweg nicht nur im Gedächtnis, sondern im Gefühl geblieben ist. Sie tanzte den „Schmetterling“, und aller Charme der Leichtigkeit, aller Zauber des Spielerisch-Graziösen, Gewichtlos-Unbeschwertes, den eine Frau sonst wohl nur

in der Vorstellung der männlichen Sehnsucht besetzt, wurde bewegte Wirklichkeit, entfaltete sich so strahlend, daß man die Melancholie des sterbenden Schwans darüber fast vergaß. Sie wurde vertieft und erschütternd von neuem Wirklichkeit, als Anna Pawlowa nach dem Kriege, allein und älter geworden, noch einmal in Berlin auftrat, Abschied nehmend von ihrer und von unserer Welt. Da beschwor sie von neuem die Erinnerung an Eleonora Duse, die auch fern den Stätten ihres versunkenen Lebens und ihrer einstigen Triumphe dahinging, nachdem ihr Stern seltsamerweise einst wie der Anna Pawlowas im Osten, in Rußland aufgegangen war, wo Hermann Vahr sie entdeckte und die ersten begeisterten Fanfaren für sie blies.

Die letzte Begegnung mit Anna Pawlowa war hinreißender und erschütternder als einst die erste in Paris, da über ihr und der Zeit noch der Glanz der letzten großen Jahre Europas lag: jetzt hing die Abendröte des Untergangs über ihr wie über uns allen und zeigte noch viel schöner als damals, was wir besessen hatten.

Die Begegnung mit dem Russischen Ballett, mit Nijinsky, der Karawina, mit Anna Pawlowa ist unpersönlich geblieben, eine Begegnung von ferne. Sie war trotzdem mehr als ein bloßes Zuschauererlebnis: sie rührte an den tiefsten Sinn der Zeit und enthüllte im Nebeneinander ihrer ersten und ihrer letzten Phase den Wechsel dieser Zeit so aufrüttelnd eindeutig, daß sich im Tiefsten das Gefühl einer echten Begegnung ergab und das Bedürfnis zu versuchen, diesem bezaubernden Stück europäischer Vergangenheit wenigstens einen bescheidenen Kranz der Nachwelt zu flechten.



Männer



Wilhelm von Bode

Die wirklichen Erinnerungen an Wilhelm von Bode, den Schöpfer der Berliner Museen in ihrer letzten internationalen Gestalt, muß einmal Eduard Plichsch schreiben. Nicht weil er Bode nähergestanden hätte als andere, sondern weil er unter den Jüngeren, die ihn umgaben, wohl am meisten den Sinn besaß für das Besondere dieser Erscheinung und weil er darüber hinaus die Kraft der inneren wie der äußeren Gestaltung besitzt, die notwendig ist, um einen Mann dieses Formats und dieser Eigenart zu umschreiben. Ich bin Bode nur einmal in meinem Leben persönlich begegnet, da allerdings unter Umständen, die ein gut Teil seines Wesens und seiner Großartigkeit sichtbar werden ließen.

Richard Hamann hat in seiner Geschichte der europäischen Kunst die viel verlästerte Gründerzeit, die Jahrzehnte des deutschen Kaiserreiches nach dem Frankfurter Frieden, die größte Zeit des neunzehnten Jahrhunderts genannt und die Männer, die in diesen Jahrzehnten lebten und aufstiegen, unter die entscheidenden, weil männlichsten Gestalten der deutschen Geschichte und Geistesgeschichte gestellt. Hamann steht mit dieser Einsicht bis heute ziemlich allein, obwohl es ein leichtes wäre, ihn von eben diesen Gestalten aus weitgehend zu bestätigen; denn diejenigen, die damals neben Bismarck und mit ihm das neue Reich aufbauten und sein Gesicht bestimmten, waren eines sicher: Männer.

Einer der männlichsten unter ihnen war Wilhelm von Bode, ein Mann und ein Herr zugleich, der das besaß, was seitdem im Reich selten geworden ist, die Kraft des Nein und des Widerstandes nach oben hin, selbst gegenüber den Herren dieser Erde. Nichts charakterisiert Bode besser als die Art, wie er einmal auftauchende Schwierigkeiten zwischen ihm und dem Kaiser mit einem Satz beseitigt hat. Er hatte über irgendeine Angelegenheit mit Wilhelm II. verhandelt und hatte dessen Zustimmung zu seinen Plänen gefunden. Wenige Tage später, als er dem Kaiser wieder begegnet, ist alles verändert: der Monarch hat offenbar mit Ratgebern seiner Umgebung gesprochen; er äußert Bedenken, erhebt Widerspruch, kurz — alles ist anders. Bode hört eine Weile gelassen den Ausführungen des Kaisers zu, dann sagt er ruhig: „Majestät, da hat doch bestimmt irgendein Unberufener dazwischengestänkert.“ Wilhelm II. sieht ihn einen Augenblick fassungslos an, dann lacht er. Der Zwischenfall ist erledigt, Bode bekommt seinen Willen.

Wenn man ihn sah, empfand man ihn auch durchaus als einen Mann und einen Herrn. Eine große, schlanke und zugleich kräftige Gestalt, ein scharf auf Profil gestelltes Gesicht mit einer energischen Nase unter einer breiten, energischen Stirne, kühle, hellblaugraue Augen hinter einer randlosen goldenen Brille, bis ins Alter gelb-blondes, dichtes Haar und ein langer, ebenso blonder Schnurrbart: so schritt er überlegen, groß, den Kopf leicht emporgebogen durch die Menge, die er fast immer überragte. Liebermann hat ihn gemalt, zum Teil sehr ähnlich: das Herrenhaft-Überlegene des Mannes Bode ist er dem Porträt schuldig geblieben.

Sein Leben hat er selbst ausführlich erzählt; es war ein Weg des Erfolges, wie er wenigen beschieden war. Wie

sehr dieser Erfolg den Mann und sein Selbstbewußtsein gesteigert, wie er ihm seine Lust am Kampf und am Sichdurchsetzen gegen alle Gegner in Ämtern und außerhalb von Ämtern bis ins hohe Alter erhalten hat, das haben diejenigen erfahren, die seinen achtzigsten Geburtstag mitgefeiert haben, der wahrlich nicht der Geburtstag eines Greises war.

Wir, die Kunstkritiker der großen Berliner Blätter, hatten nach 1918 wie die Berliner Theaterkritiker einen Berufsverband gegründet. Dieser Verband beschloß, dem Generaldirektor der Staatlichen Museen — denn das war Bode immer noch, obwohl er 1920 als Fünf- undsiebzigjähriger offiziell in den Ruhestand getreten war — am 10. Dezember ebenfalls feierlich zu gratulieren. Als Deputation wurden Max Osborn und ich ausgesendet. Osborn als der Ältere übernahm die Glückwunschanrede, wogegen ich nicht das mindeste einzuwenden hatte: so konnte ich viel mehr sehen und beobachtend feststellen.

Wilhelm von Bode beging den offiziellen Vormittagsteil seines Geburtstages mit Empfängen, Deputationen, Abordnungen und was es sonst noch an solchen Tagen an Lustbarkeiten gibt, in seinem großen, alten Amtszimmer im Kaiser-Friedrich-Museum. Er tat es nicht nur aus Bequemlichkeitsgründen, sondern aus kluger Politik: in seinem Hause mußte er, wenn er nicht bewußt brüskieren wollte, jeden empfangen, der Glückwünsche überbringen sollte; im Museum war er im dienstlichen Bereich, konnte unpersönlich ablehnen und ablehnen lassen, was ihm nicht paßte — und es paßte ihm vieles nicht. Er lag gerade wieder einmal im offenen Kampf mit dem Kultusministerium, das einen seiner späten Lieblingspläne, die Verlegung eines großen Teiles der Berliner Museen

nach Dahlem, durchkreuzt hatte: er wollte Krieg führen können, und das konnte er vom Museum aus erheblich besser als von seinem Privathaus in der Fasanenstraße in Charlottenburg.

Osborn und ich waren für halb zwölf Uhr angemeldet. Als wir kamen, stand das große, helle Gemach mit dem riesigen Arbeitstisch Bodes bereits voll von Gästen: die meisten Leiter der deutschen Galerien waren erschienen, ein erheblicher Teil der großen ausländischen Gelehrten: Bredius, Hofftede, de Groot, die Wiener — man sah, daß ein Mann gefeiert werden sollte, dessen Name weit über die Grenzen des Reichs hinaus Geltung hatte. Bode selbst lag auf einer Couch links von seinem Arbeitstisch, den Kopf dem Fenster zugekehrt, das rechte Bein von einem künstlichen Hebewerk etwa anderthalb Fuß über sein Lager erhoben. Er litt seit langem an einer Venenentzündung, die ihm viel zu schaffen machte, die er aber auch, wie seine Gegner behaupteten, sehr geschickt zu benutzen wußte, wenn er unangenehme Verhandlungen vor Gericht, etwa in seinem Streit mit der Bauleitung des Deutschen Museums, vermeiden wollte.

Bei unserer Ankunft begrüßten wir den liegenden Jubilar, drückten ihm die große, kräftige Hand, brachten unsere persönlichen Glückwünsche an, worauf dann Osborn, klein und freundlich neben dem ruhenden Riesen stehend, seine Ansprache als Vertreter der Berliner Kunstkritiker begann. Er löste seine Aufgabe mit Geschick und Humor; er wurde sogar etwas offener, indem er bekannte, daß wir im Laufe seiner langen amtlichen Tätigkeit des öfteren mit Seiner Erzellenz auch hätten raufen müssen, daß es uns aber bei unserer Verehrung für seine überragende Persönlichkeit viel lieber gewesen

wäre, wenn wir mit ihm vereint gegen gemeinsame Gegner hätten los schlagen können.

Bode, in seiner liegenden Haltung, die trotz allem Haltung blieb, hatte gemächlich zugehört. Als Osborn den Satz von den gemeinsamen Gegnern sprach, lachte er kurz und unterbrach ihn: „Das Vergnügen können Sie gern und jederzeit haben, Doktor Osborn. Sie brauchen nur meinen Minister gründlich zu ärgern — damit machen Sie mir die größte Freude.“

Er sagte das trotz des Lachens zu Beginn trocken und sachlich; es war ihm ernst damit, und er scheute sich nicht im geringsten, dies Bekenntnis auszusprechen, obwohl rings umher nicht nur seine deutschen Berufsgenossen, sondern viele Gelehrte aus dem neutralen und dem ehemals feindlichen Auslande standen.

Osborn nahm die kurze Zwischenrede geschickt auf und führte seine Ansprache zu raschem Ende; Bode dankte uns, dann ging die Reihe der Glückwünsche und Deputationen weiter. Ich suchte mir einen geeigneten Platz im Hintergrund, von dem aus ich alles bequem übersehen und hören konnte, ohne viel in Gespräche verwickelt zu werden, und wartete ab, was sich weiter ereignen würde.

Ich brauchte nicht lange zu warten. Es klopfte leise an der Türe; ein alter Museumsdiener trat herein und näherte sich zögernd und vorsichtig dem Lager seines Herrn.

„Nun, was gibt's?“ fragte Bode, als er den Alten bemerkte.

„Das Ministerium ist am Telephon,“ meldete schüchtern der Alte.

„Ich bin nicht zu sprechen,“ erwiderte Bode brüsk.

Der Alte blieb stehen.

„Noch was?“ fragte Bode etwas lauter.

Der Alte räusperte sich: „Die Herren möchten gern wissen, wann es Erzellenz paßt, die Glückwünsche des Ministeriums entgegenzunehmen,“ sagte er halblaut. Die Anwesenden schwiegen und folgten gespannt dem Verlauf des Dialogs.

„Überhaupt nicht,“ antwortete Bode laut und bestimmt. „Sagen Sie den Herren, ich würde keine Abordnung des Ministeriums empfangen. Verstanden?“

„Sawohl, Erzellenz,“ erwiderte der Alte und wandte sich zum Gehen. Man sah ihm an, daß ihm nicht ganz behaglich zumut war, obwohl er die Auskunft wahrscheinlich seinerseits nur weiterzugeben hatte.

Als die Türe sich geschlossen hatte, lachte Bode. „Das könnte den Kerlen so passen, mich hier zu überfallen und Ihnen“ — er wandte sich an Osborn — „nachher den Text einer gerührten Glückwunschadresse zur Veröffentlichung zu schicken: so lieb und milde gehen wir mit dem Ekel, dem Bode, um. Da spiele ich nicht mit.“

Und dann wandte er sich zu seinen Gästen, die interessiert zugehört hatten — und tat, als wenn nichts geschehen wäre. Für ihn war es auch nur eine Belanglosigkeit; denn er war wie gesagt ein Mann.

Ludwig Hoffmann

Zu den Männern, die Wilhelm von Bode mehr oder weniger als seine Feinde ansah, gehörte der Berliner Stadtbaurat Ludwig Hoffmann, der Schöpfer des Leipziger Reichsgerichts und Freund Alfred Messels, der nach dessen Tod den Bau des Deutschen Museums auf der Museumsinsel fortführte und dabei naturgemäß des

öfteren mit Bode in Meinungsverschiedenheiten geriet, die bei dem Format der beiden Männer nicht immer ganz leicht auszugleichen waren. Ludwig Hoffmann war etwas jünger als Bode, 1852 in Darmstadt geboren. Der zarte, mittelgroße Mann wirkte neben dem älteren fast klein, unscheinbar, und man ahnte kaum die zähe, unbrechbare Energie, die in ihm lebte und — wenn auch mit anderen Mitteln, als sie der Generaldirektor der Staatlichen Museen anwandte — die Absichten ihres Trägers unbeirrbar und konsequent verwirklichte.

Wie Ludwig Hoffmann sich durchsetzte, geht aus einer Anekdote hervor, die er mir selbst einmal mit leise überlegenem Stolz erzählte. Er hatte ein gewisses Faible für mich, rief gelegentlich an und bat mich zu sich, natürlich immer nur, wenn er irgend etwas brauchte und durchsetzen wollte. Ich meinerseits hatte ebenfalls trotz aller herben Urteile, die namentlich aus den Kreisen der Architekten über ihn fielen, eine gewisse Schwäche für ihn: ich mochte sein Gesicht gern, dieses schmale, gepflegt zurückgehaltene, immer etwas verschlossene Gesicht mit dem kurzen graumelierten Vollbart und den fast immer unbeteiligten graublauen, ein bißchen melancholischen, ein bißchen passiv den Partner beobachtenden Augen. Man spürte die besondere Kraft, der man gegenüberfaß, auch wenn er den sachlich einfachen Vaurat spielte. Er hatte den ersten Entwurf für das neue Opernhaus, das zum Regierungsjubiläum Wilhelms II. geplant war, fertig und hatte für den Bau Zugänge an einer Stelle vorgesehen, an der die Baupolizei sie aus verkehrstechnischen Gründen niemals zugelassen hätte. Hoffmann, der seine Bauten immer von außen nach innen baute, dem das Bild wichtiger war als die Zweckerfüllung, hatte sich mit dem zu ihm gehörenden Eigensinn auf die Zugänge an

dieser Seite kapriziert und wollte sie für alle Fälle von vornherein gegen bürokratische Einsprüche sichern. Er bat um eine Audienz beim Kaiser und nahm eine Mappe mit einem Exemplar des Entwurfes mit, auf dem er die Zugänge, um die es ihm ging, nicht eingezeichnet hatte, so daß ihre Stelle in der Zeichnung aufreizend leer und herausfordernd wirken mußte.

Als Wilhelm II. ihn empfing, erklärte Hoffmann ihm von vornherein, er komme als ein Mann, der Rat brauche. Er habe die Fassade — damit breitete er das Blatt vor dem Monarchen aus — so weit fertig: nur mit den Zu- und Abgängen, die noch notwendig wären, komme er nicht zu Rande. Ob Majestät sich die Sache nicht einmal ansehen und ihm helfen wolle?

Der Kaiser lachte, betrachtete eingehend den Entwurf und zeigte dann, magisch angezogen auf die herausfordernd leere Stelle in der Zeichnung: „Hier, lieber Hoffmann — die einzig mögliche Lösung. Es gibt gar keine andere!“

Ludwig Hoffmann betrachtete ebenfalls eingehend das Blatt, auf das der Kaiser in seiner impulsiven Art bereits mit seinem Bleistift die fehlenden Portale skizzierend eingezeichnet hatte. Er schwieg ein Weilchen; dann bekannte er, er schäme sich, daß er nicht selbst darauf gekommen sei: dies sei in der That die einzig sinnvolle Lösung. Nur — er strich sich bedenklich mit der Linken über den Vollbart.

„Nun, was haben Sie noch?“ fragte der Kaiser etwas ungeduldig.

Hoffmann sah ihn mit seinen melancholischen Augen an: „Ja, Majestät, die Lösung ist absolut richtig; aber — die Baupolizei. An der Stelle genehmigt sie uns das nie!“

„Dann sagen Sie den Kerlen, ich wünsche das so,“ erwiderte der Kaiser, die Linien des Portals, die er eingezeichnet hatte, noch einmal scharf nachziehend.

„Wenn ich das darf, gerne, Majestät,“ sagte der Stadtbaurat bescheiden.

„Sie dürfen, lieber Hoffmann, Sie dürfen, wenn Ihnen damit ein Gefallen getan ist.“

Und der Stadtbaurat der Reichshauptstadt packte die Zeichnung wieder ein, bedankte sich aufs wärmste für den erlösenden Rat und zog mit seiner Mappe ab, nunmehr gesichert gegen alle Einwände, die irgendeine untergeordnete Behörde noch gegen ihn und seinen Entwurf hätte erheben können.

Die jüngeren Architekten Berlins liebten Ludwig Hoffmann nicht. Er stand ihnen gegenüber wie Ibsens Baumeister Solneß der jüngeren Generation: er verhinderte sie nach Möglichkeit am Bauen. Es genügte, wenn er, Ludwig Hoffmann, hier, da, dort seine „Geschmacksfelsen“, wie er sie nannte, in das Zufallsgebilde des neuen Berlin hineinstellte, das Städtische Waisenhaus in die Alte Jacobstraße, die Bauschule in die Kurfürstenstraße oder das neue Stadthaus in die Stralauer Straße. Er hatte wenig Sinn für das Moderne; er liebte große, geschlossene Mauerflächen an seinen Fassaden, mit möglichst wenigen und möglichst kleinen Fenstern. Im neuen Stadthaus mußten nach der Fertigstellung, damit die Leute bei ihrer Arbeit genügend Licht empfangen, Podeste in die Fensternischen eingebaut werden, auf die man die Arbeitstische stellte: nur so reichte der Lichteinfall aus. Die Jungen bauten am liebsten mit Glas und Eisen und möglichst ohne Wände; das paßte ihm nicht, und so legte er ihnen überall

Schwierigkeiten in den Weg. Architektur war, was er für richtig hielt — nichts anderes.

Einmal hatte eine Schar dieser Jünger eine reguläre Protestversammlung gegen ihn zusammenberufen. Sie fand in der Straße Am Karlsbad statt, in Ludwig Mies van der Rohe's schönem, großem Atelier mit der hellen, fast weißen, gefältesten Wandbespannung. Mich hatte Mies van der Rohe gebeten, teilzunehmen, damit ich informiert wäre. Und nun packten sie aus, alle so ziemlich die gleichen Erfahrungen. Hoffmann verzögerte Entscheidungen, so lange, bis die Bauherren ungeduldig wurden und nach einem dem Stadtbaurat genehmeren Ersatz suchten; er gab Zusagen und hielt sie nicht; er versprach Unterstützung und tat dann nichts: er war Baumeister Solneß.

Als letzter berichtete Mies van der Rohe selbst von seinen Erlebnissen mit Ludwig Hoffmann, der damals die Siebzig bereits hinter sich hatte. Mies van der Rohe hatte den Stier bei den Hörnern gepackt: er war zu Ludwig Hoffmann gegangen und hatte ihm ungeschminkt und offen gesagt, wie die jüngere Generation zu ihm stünde und über ihn dachte. Er hatte in seinem ehrlichen Zorn dem Berliner Stadtbaurat sogar nicht verhehlt, daß er sich durchaus nicht auf seine Worte und Zusagen verlasse.

„Wenn ich mit Ihnen telephoniere, Herr Baurat,“ so hatte er ihm gesagt, „dann lasse ich regelmäßig einen meiner jüngeren Mitarbeiter an einem zweiten Apparat mithören, und wenn es irgend geht, mitstenographieren, damit ich Ihre Worte schriftlich habe und Sie darauf festlegen kann. Es tut mir leid, daß ich Ihnen das sagen muß; Sie sollen aber wenigstens wissen, wie wir Jünger zu Ihnen stehen.“

Nicht lange danach rief Ludwig Hoffmann mich an und bat um meinen Besuch in seiner Wohnung in der Margarethenstraße. Ich folgte seinem Wunsch um so eher, als es sich ihm darum handelte, mir seinen Kampf mit Bode, der wieder einmal die Öffentlichkeit und die Zeitungen fast täglich beschäftigte, von seiner Seite aus eingehend zu schildern.

Er empfing mich in seinem großen, sehr nobel und geschmackvoll wirkenden Arbeitszimmer, dessen hoher, kühler, heller Raum ausgezeichnet zu der Atmosphäre seines Wesens paßte, schilderte ausführlich und anschaulich die Schwierigkeiten der Fortführung des Museumsbaues, die Notwendigkeit des Abweichens von Messels ursprünglichen Plänen, um dann auf sein Verhältnis zu Bode zu kommen. Das Charakterbild, das er von dem Generaldirektor entwarf, ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Er schilderte Bodes Selbstherrlichkeit und Gewalttätigkeit: es gäbe für ihn neben seinem eigenen Willen keinen anderen, der irgendwie in Frage käme, und vor allem, was das schlimmste wäre: man könne sich in keiner Weise auf ihn und seine Zusagen und Versprechen verlassen. Man müsse immer Zeugen haben, wenn man mit ihm verhandle, weil er imstande wäre, schon am nächsten Tag rundweg abzuleugnen, was er am vorhergehenden gesagt hätte, und genau das Gegenteil zu behaupten.

„Ich habe ihm gesagt,“ berichtete Ludwig Hoffmann: „Wenn ich mit Ihnen telephoniere, Excellenz, wenn ich irgend etwas Wesentliches mit Ihnen besprechen muß, dann lasse ich immer einen meiner Herren mithören und mitstenographieren — um wenigstens etwas gesichert zu sein. Sie sagen heute so und morgen so; da bleibt dem Partner nichts übrig, als zu solchen Mitteln zu greifen, um wenigstens etwas gedeckt zu sein.“

Es war erstaunlich, fast die gleichen Worte im Abstand weniger Wochen von dem, dem sie zuerst gegolten hatten, nun über einen andern wieder zu vernehmen. Aber es ist durchaus wahrscheinlich, daß Ludwig Hoffmann die Wahrheit berichtete, daß er Bode diesen etwas unfreundlichen Aufschluß über seinen Charakter wirklich gegeben und dabei vielleicht sogar vollkommen vergessen hat, daß man ihn vor nicht allzu langer Zeit der gleichen Mehrdeutigkeit seiner Rede und seines Verhaltens beschuldigt hatte. Ebenso möglich ist natürlich, daß er die selbst empfangene Unfreundlichkeit bewußt weitergereicht hat, um sie von sich abzuwälzen: die Männer, die wie Bode und Ludwig Hoffmann in den Jahren nach 1870 in das erwachsene Leben eingetreten waren, konnten mit Franz Moor guten Gewissens von sich behaupten, daß sie sich nie mit Kleinigkeiten abgegeben hätten. Sonst wären sie auch niemals zu den Leistungen gekommen, die sie der Nachwelt hinterlassen durften.

Ernst Ferdinand Sauerbruch

Vom Format Wilhelm von Bodes habe ich in den Jahren meines erwachsenen Daseins eigentlich nur noch einen getroffen: das war Ferdinand Sauerbruch. Der große Chirurg ist aus ähnlichem Holz, wie es der Herr der Berliner Museen war, nur menschlicher, wärmer, impulsiver, weniger niedersächsisch herb. Bode stammte aus dem Braunschweigischen, Sauerbruch kommt aus Barmen, aber sein Gesicht hat die gleiche selbstverständliche Energie; der Mann Sauerbruch scheut den Kampf so wenig, wie Bode ihn scheute. Er ist nicht ohne Grund noch mitten in der Zeit geboren, die Richard Hamann die

größte des Jahrhunderts genannt hat — in der Gründerzeit.

Ich bin Sauerbruch in der Berliner Mittwochsgesellschaft begegnet, in jenem Kreise, der durch die blutigen Ereignisse des 20. Juli in die Geschichte eingegangen ist. Es war ein gesellschaftlicher Kreis von Männern größtenteils der Universität, der seit bald hundert Jahren bestand: er hatte sechzehn Mitglieder, die jeweils durch Wahl ergänzt wurden. Man traf sich alle vierzehn Tage im Hause eines der Mitglieder, das dann zu Beginn einen Vortrag halten mußte, dem ein geselliges Beisammensein folgte. Ich wurde 1938 in den Kreis gezogen, dem damals Popitz, Pinder, Ludwig Diels, Spranger, Onden und einige andere angehörten.

Schon in dieser Runde, die aus Männern nicht eben gewöhnlicher Art bestand, räumte man Sauerbruch eine Sonderstellung ein: er brauchte niemals vorher zu- oder abzusagen, und er war ein für allemal von der Verpflichtung zu einem Autorreferat über seinen Vortrag befreit. Jeder mußte sonst mehr oder weniger ausführlich in einem dicken Oktavband niederlegen, was er in seinem Vortrag gesagt hatte: war ein Band voll, so wurde er der Bibliothek der Berliner Akademie der Wissenschaften überwiesen und ein neuer wurde in Gebrauch genommen. Jeder mußte so über sich selbst berichten: nur, wenn Sauerbruch gesprochen hatte, machte gewöhnlich Popitz eine kurze Zweizeilennotiz: der Herr des Eskapells war von der Last der Schreibarbeit befreit. Das hing natürlich mit seinem Beruf und dem ständigen Verpflichtetsein zusammen, das dieser Beruf mit sich brachte; ein bißchen war es aber auch Anerkennung der Besonderheit des Mannes, die ihm jeder von uns neidlos gönnte. Man empfand sie bereits, wenn er das Haus betrat, unbefan-

gen, offen, natürlich, ein großer, kräftiger Mann mit frischem, lebendig federndem Gang, einem zu Mund und Kinn hin schmaler werdenden Gesicht unter einer klugen, hoch hinaufgehenden, energischen Stirne über einem Paar Augen, deren wesentliches Leben sich meist sachlich hinter den scharfen Gläsern der Brille zurückhielt, um desto intensiver aufzuglühn, wenn er diesem Leben erlaubte, einmal direkt und unmittelbar zu dem Partner zu sprechen, den er gerade vor sich hatte.

Ebenso bemerkenswert an der Erscheinung Sauerbruchs wie sein Kopf, wenn auch nicht das, was dem Begegnernden sogleich am stärksten sichtbar ins Auge fällt, sind seine Hände. Ich habe erst begriffen, was es heißt, ein großer Chirurg zu sein, seit Sauerbruch mir eines Tages seine Hände zeigte und sie mich in ihren Innenflächen anfühlen ließ. Er hat eine Rechte, deren Muskulatur durch seine Tätigkeit so bis ins Feinste ausgeprägt und durchgearbeitet ist, daß man zum erstenmal den Muskelbau, die Struktur einer menschlichen Hand überhaupt zu erleben glaubt, wenn man über sie hinstreicht. Die eigenen Hände erscheinen einem tot und ungeformt, wenn man dieses überall gestraffte, verlebendigte Neben- und Übereinander von Muskelsträngen, Sehnen und Nerven berührt, die zuweilen in ganz überraschenden Richtungen die Handsfläche durchziehen und ihr großartiges Spiel und Gegenspiel in Druck und Zug, An- und Abschwollen offenbaren. Fest, gehärtet, gegliedert und bis ins Letzte belebt, eine wunderbare, unendlich reich bewegte Plastik ist diese Hand, die unzählige Male über Tod und Leben entschied, ein Instrument von einer Präzision und Schärfe, daß man bedauert, daß noch der nervöseste und feinste Bildhauer vor ihr versagen muß, weil das Entscheidende nicht die bloße Form, sondern das

Belebte, das aktiv werdende, bewegte Leben in ihr ist; man kann ihre eigentliche Wirklichkeit und Schönheit wohl nur auffassen, wenn sie tätig, gespannt, fast selbstständig und viel mehr als noch das feinste Präzisionsinstrument in der Arbeit sich selbst jeweils neu realisiert.

An dem Tag, an dem Sauerbruch mir — es war bei einem sommerlichen Zusammensein in meinem Haus in Richtenrade — diese Hand überließ, erzählte er zugleich ein merkwürdiges Erlebnis, das er einmal mit ihr gehabt hatte. Er war wie immer des Morgens aufgestanden, hatte gebadet, sich angezogen, als er in der Rechten plötzlich etwas wie eine Neigung zum Krampf spürte. Er prüft sie, macht allerhand Versuche: das Gefühl bleibt. Er überlegt, was er beginnen soll, und beschließt, da der Morgen zufällig frei von Arbeit ist, zunächst einmal auszureiten. Er geht in den Stall, wo die Stute steht, die er bei seinen Ritten zu benutzen pflegt: er läßt sie satteln, prüft dann selbst noch einmal das Riemenzeug und ist gerade dabei, den Schwanzriemen etwas zu lockern, als das Tier plötzlich den Schweif hebt und beginnt sein Wasser zu lassen. Der warme Strahl ergießt sich breit über die Innenfläche von Sauerbruchs rechter Hand — „und da hatte ich auf einmal das Gefühl: das tut gut. Ich hielt, zur Seite stehend, die Hand weiter unter den Strahl, wusch sie dann und machte meinen Ritt. Die Besserung war erheblich. Ich bin dann, sooft ich konnte, in den Stall gegangen und habe das Experiment wiederholt — und nach zwei, drei Tagen war alles in Ordnung. Der Krampf ist seitdem nicht wiedergekehrt.“

Die Unbefangenheit und Offenheit für jedes Erlebnis, jede Erfahrung, die aus dieser Episode sprechen, gehören zu den grundlegenden Wesenszügen Sauerbruchs. Er steht bei allem Wissen und aller ungeheuren Praxis der

Welt ohne Theorie, ohne jede Einengung durch medizinische oder andere Ideologien gegenüber. Einmal kam er noch ganz erregt von dem Eindruck, den ein Fall, welchen er seit langem beobachtete, auf ihn gemacht hatte, erst gegen Abend nach Lichtenrade heraus. Es dauerte nicht lange, da brachte er die Unterhaltung — es war schon im Kriege — auf das Problem, das ihn beschäftigte.

„Da lernen wir, das Gehirn sei der Sitz des Denkens und der Seele. Schön. Neulich bringt man mir einen Mann, dem hatte ein Granatsplitter die ganze Schädeldecke abgerissen, bis zur halben Stirn und hinten entsprechend weit ebenfalls. Wir mußten die überstehenden Gehirnrreste mit Löffeln entfernen. Wir haben den Mann verbunden; er lebt mit der unteren Hälfte seines Hirns heute noch — nach Wochen. Er weiß, wie er heißt; er sieht und hört sogar; er hat die Identität mit sich behalten. Was ist das? Gehirn als Sitz des Geistes oder der Seele — kann man das danach aufrechterhalten?“

Das Schöne ist die unmittelbare Lebendigkeit, mit der ihn alles beschäftigt. Zuweilen leuchtete sogar etwas von sehr persönlichem Leben in der gleichen spontanen Weise in ihm auf: er hielt nicht mit sich zurück, war nicht farg und sparsam, sondern nahm und gab, wo er Kontakt im Guten oder Bösen empfand. Er raufte mit Wolfgang Schadewaldt um ihre verschiedene Bewertung der Gestalt Ulrichs von Wilamowitz-Moellendorff — und gelegentlich brach auch der Stolz des Mediziners aus ihm hervor, elementar und so, daß er selber lachen mußte. Jens Peter Jessen, ebenfalls ein Mann der Mittwochsgesellschaft und eines der Opfer des 20. Juli, hatte einen schweren Autounfall erlitten, Brüche der Beine, des Nasenbeins, allerhand sonstige Verletzungen. Sauerbruch

hatte ihn in zäher, geduldiger Arbeit wieder zurechtgemacht, und als wir an einem schönen warmen Frühsommerabend bei ihm im Grunewald in der Herthastraße zusammen waren, ließ er den Patientenessen, noch auf einer Bahre liegend, aber sonst wieder wohl auf, als Überraschung zu uns hereintragen, damit er an dem festlichen Stullenmahl teilnehme, das durch einen frühen Fliegerangriff noch einen besonderen Reiz bekam. Die Freunde waren alle hocherfreut; ich gratulierte Sauerbruch vor allem zu der ausgezeichnet gelungenen Reparatur von Jessens Gesicht. Er sah genau so aus wie früher, und seine Nase habe vollkommen die alte Form.

„Ja,“ sagte Sauerbruch stolz, „und vor allem: seit zwei Tagen kann er wieder mit ihr atmen. Ich habe ihm zwei neue Naslöcher hineingebrannt.“ Als er mein etwas frappiertes Gesicht sah, mußte er selber lachen.

Sein lebendiges Interesse umfaßt aber durchaus nicht nur die Vereiche seines Berufs. Er hatte einmal für die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart ein kurzes Vorwort zu irgendeinem medizinischen Buch geschrieben. Zum Dank hatte ihm Kilpper, der Herr der Verlagsanstalt, die große schöne Jacob-Burdhardt-Ausgabe geschickt, die der Verlag gerade herausgebracht hatte. Sauerbruch hatte sie auf seinem Schreibtisch aufgebaut und freute sich wie ein Kind an diesem neuen Besitz.

Ein andermal entdeckte er bei mir auf einem Schrank eine Büste, die vor vielen Jahren ein junger Bildhauer von mir angefertigt hatte. Er betrachtete sie genau, dann lachte er: „Das sollen Sie sein, nicht?“

Ich bestätigte es.

„Aber Sie haben doch Knochen,“ fuhr er fort; „wo sind die geblieben?“

Und dann begann er mir an der Büste zu demonstrieren, daß die Oberfläche der Plastik ohne inneren Bezug auf die tragende Substruktion des Schädels fixiert wäre und daß infolgedessen zwischen dieser Oberfläche und dem eigentlichen Gerüst der Büste ein leerer Raum entstanden sei. Er sprach so suggestiv, daß die Wangen des Porträts für mich im Hinschauen fast ins Abwärtsgleiten gerieten: er sah nicht nur mit den Augen des Anatomen, sondern ergriff das Objekt mit einem lebendigen Instinkt von der Gestaltung aus. Und so leid es mir tat, ich mußte ihm recht geben. Das nächste Mal stand die Büste an einer anderen Stelle, an der er ihr nicht wieder begegnen konnte.

Seit dem 20. Juli 1944 habe ich Sauerbruch nicht wiedergesehen. Wir haben noch ein paarmal Briefe gewechselt: die veränderte Zeit ließ die Wege unseres Lebens zunächst nicht wieder zusammenkommen. Es ist mit vielen Menschen in diesen Jahren so gegangen: was aber von Sauerbruch noch in kurzen Stunden flüchtigen Beisammenseins zu dem Partner kam, hat mir oft gefehlt. Ein kleiner Ersatz für die lebendige Gegenwart war es, als durch die Zeitungen der Bericht von seinem Verhalten vor der Entnazifizierungskommission ging. Aus unerfindlichen Gründen hatte man ihn sozusagen der Kollaboration mit dem Dritten Reich verdächtigt, obwohl Johannes Popitz, wenn auch mit stillem Vergnügen, oft genug auszugleichen und auszubügeln hatte, wenn der „Chef“, wie er Sauerbruch im Scherz gern nannte, wieder einmal seiner durchaus gegenteiligen Ansicht über Männer und Taten des Hitlerregimes allzu deutlich in der Öffentlichkeit Ausdruck gegeben hatte. Mit einer bei seinem Temperament hoch anzurechnenden Langmut hatte Sauerbruch die Prozedur vor der Kommission

schließlich über sich ergehen lassen: als man aber am Schluß begann, ihm langsam und ausführlich die Klageschrift mit all seinen Sünden und Vergehungen noch einmal vorzulesen, da stand er auf, nahm seinen Hut und erklärte: da ginge er lieber nach Hause: er habe Wichtigeres und Vernünftigeres zu tun. Und verließ die Stätte des Gerichts. Die Berliner, als sie es hörten und lasen, haben gejauchzt: sie empfanden, daß hier endlich wieder einmal ein Mann gesprochen und gehandelt hatte — und an wirklichen Männern ist unser Dasein ja einigermaßen arm geworden.

Eugen Diederichs

Ich habe den großen Verleger aus Jena nur noch als Ruine erlebt — aber der Eindruck, der von ihm geblieben ist, war noch immer der eines Mannes, der diesen Ehrentitel verdiente.

Er war schon krank, als sein Verlag in den zwanziger Jahren einen Preis von zehntausend Mark für den besten deutschen Roman aussetzte. Er wollte damit den jüngeren Autoren einen Auftrieb geben, und der Erfolg war denn auch, daß zwischen vier- und fünfhundert Romanmanuskripte eingingen. Der größte Teil konnte, wie immer in solchen Fällen, durch Vorprüfung im Verlag ausgeschieden werden; der Rest, der übrigblieb, war stattlich genug, um die Preisrichter, zu denen zu gehören ich das Vergnügen hatte, für einige Monate zu beschäftigen. Wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, habe ich über vierzig teils dünnere, größtenteils aber dickere Manuskripte lesen müssen. Ich sah wieder einmal, welch ein schweres Brot es sein muß, das der Lektor eines großen Verlages ißt.

Immerhin, auch das Schwerste geht vorüber. Eines Tages hatten alle Preisrichter alle Manuskripte gelesen: der Verlag Eugen Diederichs lud uns zu einem schönen Zunitag nach Jena ein. Er bestellte die Zimmer im Hotel und setzte auf den Nachmittag des Tages nach der Ankunft die Sitzung des Preisgerichtes fest, in Eugen Diederichs' Haus oben am Berg in der Beethovenstraße.

Wir fanden uns alle rechtzeitig ein, die einen mit reichlichem, die anderen mit spärlichem Notizenmaterial. Zwei mit spärlichen Notizen Versehene waren Frank Thieß und ich: wir verließen uns noch auf unser gutes Gedächtnis und darauf, daß für uns ernstlich nur je zwei Arbeiten, wenn auch nicht die gleichen, in Frage kamen. Wir ahnten beide damals nicht, daß wir viele Jahre später zuweilen abends im gleichen Luftschutzkeller sitzen und gespannt auf das Vorüberdröhnen der Bombengeschwader lauschen würden. Die Zeit war noch friedlich und das Dritte Reich noch in weiter Ferne.

Empfangen wurden wir im Hause durch Eugen Diederichs' Gattin, Frau Lulu von Strauß und Torney. Sie entschuldigte ihren Mann: er sei leider krank und könne nicht, wie er gewollt hätte, die Gäste selbst begrüßen. Dafür erschienen seine Kinder, die Söhne Niels und Peter und die Tochter, deren Riesengestalten die Gäste fast alle um Haupteslänge überragten.

Die Sitzung des Preisgerichtes war wie alle derartigen Sitzungen sehr lang und sehr unergiebig. Jeder hatte wie üblich von vorneherein seinen Kandidaten; keiner ging wie üblich auf die Argumente des anderen ein, so daß sich jenes stundenlange, ergebnislose Hin- und Herreden ohne Ziel entspann, das nur durch ausgiebiges Essen hinterher einigermaßen ausgeglichen werden kann.

Ein solches Essen nahmen wir, noch bevor die Entscheidung gefallen war, in nicht allzu langer Sitzung ein. Es übte die beruhigende Wirkung, die von guten Mahlzeiten immer auszugehen pflegt: die Aussicht auf Einigung auch der erbittertsten Gegner rückte erheblich näher.

Bevor wir an die Arbeit zurückkehrten — der Abend war schon hereingebrochen und die Höhen um die Stadt standen dunkel vor dem verbläuten Himmel — trat Frau Lulu von Strauß und Torney zu mir und bat mich, einen Augenblick mit ihr hinaufzukommen: „Eugen Diederichs möchte Sie gerne kennenlernen.“

Wir stiegen die Treppe hinauf, die zum Oberstod führte, und traten auf den großen Balkon hinaus, der dem Haus auf der Stadtseite vorgelagert war. Die Silhouette der Berge stand schwarz vor dem schon dunkelblauen Himmel; aus dem Tal glänzten unzählige Lichter durch den Abend herauf. Auf dem Balkon aber, in einem bequemen Liegestuhl lang ausgestreckt, lag die Riesengestalt des Verlegers Eugen Diederichs, hob mir die große Hand entgegen und lächelte mir zu, ohne ein Wort zu sprechen.

Lulu von Strauß und Torney hatte mich unterwegs auf die Situation und den Empfang vorbereitet. Eugen Diederichs war viel schwerer krank, als er ahnte; er verbrachte zwar seine Tage angekleidet im Freien auf dem Balkon, aber er konnte nicht mehr sprechen. Eine Art Aphasie hatte ihn befallen: er dachte vollkommen klar und logisch, konnte schreiben, lesen; nur das Sprechvermögen war ausgeschaltet. Und als ich mich dann zu ihm setzte und ihn näher betrachtete, sah ich, daß das, was ich für Lächeln gehalten hatte, eine verzerrte, seiner Kontrolle nicht unterstehende Grimasse war, die sich aus seiner

Anstrengung ergab, ein Wort, einen Laut, eine Begrüßung herauszubringen.

Der Eindruck des Mannes war ungeheuer stark. Ein Riese lag da, gefällt von der Krankheit und doch nicht gewillt, sich ihr zu beugen. Er hatte mindestens die 1,85 bis 1,90 seiner Kinder, wenn er stand; er wehrte sich, man sah es, mit allen Kräften gegen die Krankheit, die ihn gepackt hatte — und gegen den Tod, den er nicht sehen, nicht als nahe wahrhaben wollte und doch wohl schon hinter sich fühlte.

Wie ein dunkler, regloser Schatten stand Lulu von Strauß und Torney etwas abseits von ihm. Sie machte sich offenbar keine Illusionen mehr; sie ließ ihm ihre Kraft, damit er die seine stärken und desto zäher am Leben festhalten konnte.

Neben ihm auf dem Tisch lag eine der damals viel gebräuchlichen Schreibtafeln aus Zink, auf denen die Schrift so lange sichtbar blieb, bis man den flachen Zinkeinsatz unter seinem Rahmen mit dem durchsichtigen Celluloid-einsatz heraus- und wieder hineinschob: dann war sie ausgewischt und die Tafel konnte von neuem benutzt werden.

Eugen Diederichs wollte alles mögliche wissen: ob wir uns schon geeinigt, wer am meisten Aussicht hätte, den Preis zu bekommen; ob auch ein vernünftiges, nicht nur ein literarisches Ergebnis zu erwarten wäre? Ich beruhigte ihn: für mein Gefühl würde Carl Haensels „Zwiemann“ den Preis bekommen, und der wäre ja etwas von der Art, wie er sie sich vorstellte.

Diese Antwort regte ihn sichtlich auf: woher ich wüßte, daß das Zwiemann-Manuskript von Haensel wäre?

Ich lachte: „Ich kenne die Schreibmaschine und das Papier von vielen Manuskripten Haensels. Es ist kein Zweifel.“

Er wollte wieder etwas sagen, es ging nicht, er mußte schreiben:

„Haensel ist gut,“ las ich.

Ich nickte: „Wir sind befreundet. Deshalb habe ich auch Frank Lyieß von vorneherein gesagt, daß ich wüßte, wer der Autor des „Zwiemann“ sei, und daß ich trotzdem für das Manuskript einträte. Oder gerade darum.“

Das Gesicht von Eugen Diederichs verzerrte sich, wurde stärker zum Grinsen; die schweren hängenden Wangen, der graue Spitzbart und die großen, tief gebetteten Augen bekamen eine gewaltsame Aktivität. Er wandte sich zur Seite und griff nach einer neuen Schreibtafel, auf die er rasch ein paar Worte schrieb, worauf er sie mir hinüberreichte.

„Wenn ich wieder gesund bin, müssen Sie herüberkommen, damit wir eine gute Flasche Wein zusammen trinken.“

Ich nickte: „Gerne.“ Da nahm er die Tafel zurück und setzte noch etwas hinzu. Ich las die Worte: „Nein — zwei Flaschen.“ Ich sagte: „Damit bin ich noch mehr einverstanden.“

Lulu von Strauß und Lorney, die immer noch schweigend im Schatten hinter dem Kranken stand, machte mir ein Zeichen: es war Zeit, die Unterhaltung zu beenden. Ich erhob mich und reichte Eugen Diederichs die Hand: „Auf Wiedersehen, Herr Diederichs, — und gute Besserung.“

Er nickte, drückte meine Rechte, wir gingen. Als ich wieder unten in dem hellen Zimmer bei den anderen saß, kam es mir wie ein gespenstischer Traum vor, daß da oben auf dem nächtlichen Balkon über der versinkenden Stadt der Stumme lag und wortlos den Kampf mit dem großen Herrn führte, den seine ahnende Seele Schritt für Schritt herannahen fühlte.

Wir haben noch lange geredet und gestritten, bis wir uns schließlich auf Carl Haensels Geschichte vom Manne Zwiemann einigten, über dessen Namen eine ferne Erinnerung an den Runo Zwyman schwebte, der das erste Pseudonym des jungen Heinrich Goesch gewesen war. Erst zu mitternächtlicher Stunde haben wir uns getrennt und sind hinabgewandert zur Stadt, ich, um am nächsten Tag mit Walter Schrenk, der mich nach Jena begleitet hatte, im Wagen von Niels Diederichs eine herrliche Fahrt nach Naumburg zu unternehmen, von der wir erst spät am Abend mit dem letzten Zug nach Berlin heimkehrten.

Wenige Monate später kam die Nachricht vom Tode des Verlegers Dr. h. c. Eugen Diederichs. Einer der wesentlichsten Männer aus dem Kreis der neuen Verlage, die nach 1870 entstanden waren, war vor der Zeit dahingegangen, nachdem er in kaum zwei Jahrzehnten ein Werk geschaffen hatte wie wenige, auch unter den Großen seiner Berufsgenossen. Die herrliche Saga-Sammlung Thule und der große deutsche Nierkegaard, den er herausbrachte, lange bevor der Begriff Existentialismus schnurige Tagesmode geworden war, die umfassende Sammlung der deutschen Sagen und die Märchen der Völker von Europa bis zu den Südsee-Inulanern, ganz abgesehen von der Fülle wertvollster Einzelausgaben von Laine und Stendhal bis zu Frobenius und Tolstoj: dieser Riese war wirklich ein Mann, ein Gründer im Sinne Hamanns gewesen, der es verdient, daß seine Gestalt fortlebt im Gedächtnis der Jüngeren, selbst wenn der wüste Sturm der Zeit vieles von seinem Werk zerstört und gebrochen hat.

Als ich ihm zuerst begegnete, es war im Mai 1914, saß er als Berliner Vertreter eines großen deutschen Verlages in den eleganten Räumen eines Büros am Schöneberger Ufer und redigierte eine gerade begründete neue Monatsschrift, den „Greif“, für den ich ihm einen Beitrag liefern sollte. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir, mittelgroß, schlank, elegant, mit dunklem, leicht gewelltem Haar, ein schmales, nobles, bartlos österreichisches Gesicht, das ausgezeichnet zu der unbetonten, selbstverständlichen Zurückhaltung des Mannes Kosner paßte.

Denn ein Mann ist er, obwohl damals in seiner Erscheinung der Herr weitaus im Vordergrund stand. Karl Kosner war zu jener Zeit einer der angesehensten und beliebtesten Romanautoren Deutschlands: Erzählungen wie „Der Diener Dieffenbach“, „Die Beichte des Herrn Moritz von Cleven“, wie „Komtesse Maresse“ gingen in ungezählten Auflagen ins Publikum und trugen den Namen ihres Autors in immer weitere Bereiche, und zwar ebenso der Literatur wie des genießenden Verbrauchers. Kosner gehörte beiden Bereichen an: Westermanns Monatshefte druckten ihn gern, und die literarische Welt von Willy Haas machte ebenfalls ihre Verbeugung vor ihm.

Als der Krieg 14 ausbrach, ging Kosner schon früh als Kriegsberichterstatter nach draußen. Er behielt seine bisherige Haltung, diskret, gelassen, war weder ein Literat noch ein begeisterter Schlachtenbarde. Er ging als Herr, als Mann durch das Chaos und kam gerade dadurch an Stellen, von denen aus er ein sehr besonderes Bild vom Kriege weit über das übliche hinaus empfing und in der Lage war, dieses Stück tragischer Geschichte

des Reiches in persönlicher Beteiligung mitzuerleben. Rosner kam in die Nähe Wilhelms II., der eine innere Beziehung zu ihm fand. Er war im Hauptquartier immer wieder Gast des Kaisers, erlebte den Monarchen in sehr persönlichen Begegnungen und Gesprächen und empfing ein menschliches Bild von ihm, das sich sehr wesentlich von der gewohnten Schablone unterschied, durch die das Volk den Kaiser zu sehen pflegte. Und als dann der Zusammenbruch kam, als alles von dem letzten Hohenzollern abrückte und den neuen Göttern zujubelte, da stellte Rosner sich vor den Vielbefeindeten, schrieb sein Buch „Der König“, in dem er nicht verteidigend und verklärend, sondern klärend, aufzeigend, deutend ein distanzirtes Bild des einstigen Herrschers gab, das sich wohlthuend von den billigen Pamphleten unterschied, die damals überall aus der Erde schossen.

Nach dem Krieg kehrte Rosner wieder an seine Arbeit als Schriftsteller und Verleger zurück. Er war selbst vom Buchhandel hergekommen; schon sein Vater war in Wien ein angesehener Verleger gewesen, hatte unter anderen Anzengruber und Marie von Ebner-Eschenbach gedruckt. Es hat den Sohn wohl immer wieder gereizt, Bücher nicht nur zu schreiben, sondern ihnen in der sinnvollen Ordnung eines Verlagsbetriebes Platz und Weg zu bereiten. So ging er auch durch die zwanziger Jahre als Autor und Helfer des großen Verlages, dem er seit vielen Jahren seine Kräfte lieh, mit der gleichen, allem Betrieb abgeneigten Diskretion, die ihn immer ausgezeichnet hat. Er erwarb in Schmargendorf ein ländlich unauffälliges Haus, das er mit schönen, alten, wertvollen Möbeln ausstattete: er baute seine Sammlung alter Meister Schritt für Schritt aus, ebenfalls auf seine besondere persönliche Weise. Er erwarb nicht möglichst berühmte Stücke be-

rühmter Meister: er kaufte, was ihm gefiel, verließ sich auf seinen Instinkt und freute sich, wenn ein von anderen wenig oder gar nicht beachtetes Bild sich nachher als Werk irgendeines wesentlichen Meisters herausstellte. Er war sehr befreundet mit Hermann Sudermann, dessen menschliches Wesensbild keiner so getreu wird zeichnen können wie er; er hatte einen Kreis von Freunden und Bekannten aus allen möglichen Bereichen, führte das Leben eines arrivierten Autors, ohne von seinen Erfolgen jemals besonderen Gebrauch zu machen.

Aber dann kam das Jahr 1933 und damit ein neuer Abschnitt im Leben des Mannes Karl Rosner. Er stammte aus Wien; er hatte einen nachweislich jüdischen Großvater. Für seine literarische Tätigkeit machte dieser kleine „Webfehler“, wie man damals sagte, nichts aus; seine klare, aufrechte, eindeutige Haltung auch in den schlimmen Zeiten nach 1918 hatte ihm die Duldung selbst der Partei verschafft — wenigstens im Anfang.

Aber die Zeit glitt weiter und mit ihr Menschen und Verhältnisse. In dem Verlag, für den Karl Rosner seine wesentliche Kraft eingesetzt hatte, gewann an Stelle des „alten Pharao“, der in überströmender Dankbarkeit für die wirklich große Leistung, die Rosner für ihn vollbracht hatte, ihn auf Lebenszeit an sein Unternehmen gebunden hatte, ein neuer Pharao Einfluß, der bald unter Berufung auf den Wirtschaftsrat der Partei Schwierigkeiten machte, sich trotz des mit Rosner geschlossenen Vertrages auf Lebenszeit von ihm zu lösen suchte. Rosner überlegte den Fall mit Freunden; diese wandten sich an das Propagandaministerium, und das Ministerium wies den Verlag an, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Der aber gab sich nicht geschlagen: er ging zum Reichssippenamt und legte dem den Fall Rosner zur Verfolgung

und Entscheidung vor. Und das Reichsrippenamt fand denn auch schließlich — besser, es erfand für den Schriftsteller Karl Mosner, der wegen seiner aktuellen politischen Haltung inzwischen reichlich suspekt geworden war, einen zweiten Großvater jüdischer Abstammung. Die Daten stimmten nicht mit den belegbaren Lebensdaten des wirklichen Großvaters überein, der Familienname ebenfalls nicht; aber das machte nichts: für das Reichsrippenamt hatte Mosner jetzt zwei jüdische Großväter mit allen Konsequenzen.

Es war nicht schön; Karl Mosner trug es mit der Haltung und Würde, die er immer bewiesen hatte. Er war noch schmäler, noch grauer geworden: er blieb der Mann, der die Schläge des Schicksals hinnahm, ohne zu jammern und sich zu bemitleiden.

Dann kam die Katastrophe von 1945, kam die Erlösung vom Druck der letzten zwölf Jahre. Aber für Karl Mosner war die Zeit der seelischen Freiübungen noch nicht vorüber. Seine Erfahrungen mit Welt und Menschen reichten offenbar noch nicht hin; das Geschick hatte noch mehr für ihn in Bereitschaft.

Zunächst wurde schon im Sommer 1945 sein Haus von der englischen Militärregierung beschlagnahmt. Seine Frau mußte hinaus; aus „besonderer Gefälligkeit“ gestattete man ihm, einen Raum im Keller weiter zu bewohnen; alle übrigen Räume des Hauses wurden belegt, die schönen Möbel mußten den Einquartierten überlassen werden. Als Freunde Mosners die Besatzungsmacht darauf hinwiesen, daß es sich bei ihm um einen Autor von Weltruf handele, daß beispielsweise für die englische Ausgabe seines Buches „Der König“ kein Geringerer als Lord Haldane, der damalige englische Kriegsminister, das Vorwort geschrieben habe, erklärte der zuständige eng-

lische Offizier: „Yes, we know him; but we make no difference“ — „wir machen keine Unterschiede.“

Rosner zog also mit einigen Büchern, einigen Bildern in den Keller und bildete sich, ein Mann über Siebzig, zum Hauswart und Heizer aus: die Bedingung, unter der man ihm gestattet hatte, in seinem Hause zu bleiben, war, daß er jeden Tag von früh um sechs Uhr an Zentralheizung und Warmwasserversorgung mit Kohlen versah, Holz hackte, die Straße und die Gartenwege fegte.

So hauste er nun in seinem Kellerzimmer, heizte in der dunklen Morgenfrühe, brannte, da das Gemach nur oben, fast unter der Decke, ein kleines Fenster hatte, den größten Teil des Tages Licht, saß an seinem Tisch und arbeitete. Er schrieb einen ausgezeichneten neuen Roman „Im Zauberkreis“; er schrieb seine Erinnerungen, deren erster Band „Damals —“ (erschieden im Vierfalkenverlag, Düsseldorf) ein bezauberndes Buch der Jugend geworden ist; er hielt sich im übrigen, auf neue Schläge gefaßt, an das Wort, das Julius Bahnsen über sein Leben gestellt hatte: „Ich denk', als Männer tragen wir auch dies.“

Unter solchen Umständen haben wir 1948 seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag gefeiert. Das Feiern vollzog sich in der Form, daß in den Vormittagsstunden die Familie, die außerhalb des Hauses wohnte, Glückwünschen kam, nachmittags die Freunde. Das heißt, es erschienen nacheinander drei bis vier männliche oder weibliche Wesen, die noch von der Tatsache wußten, daß Karl Rosner an diesem 5. Februar fünfundsiebzig Jahre alt wurde. Sie brachten ihre zeitgemäß kargen Festgaben, saßen ein Weilchen in seinem damals noch warmen und elektrisch beleuchteten Kellergemach und gingen wieder. Man dachte: dieser Mann, der da lächelnd, überlegen die

Ironie seines Schicksals mitlebt, hat viele Male am Tisch des Kaisers neben ihm gegessen, war befreundet mit den Mächtigen der Erde, stand in einem großen, weiten Kreise von Menschen, die ihn liebten, schätzten, verehrten — und jetzt, da er fünfundsiebzig Jahre alt wird, ist die Zahl der Menschen, die außer den Nächsten an ihn denken, an den Fingern einer Hand aufzuzählen. Und dieser Mann klagt nicht, schilt nicht auf die Zeit. Er nimmt das Gegebene hin und fragt höchstens: was kann noch kommen?

Es konnte noch mehr kommen — und es kam. Im Herbst 1948 wurde die Beschlagnahme seines Hauses aufgehoben — man gab es ihm zurück. Das wirkte sich zunächst dahin aus, daß keine Kohlen für die Zentralheizung mehr geliefert werden durften, daß dafür sofort Vertreter des Wohnungsamtes auftauchten und die Hälfte der Räume ihrerseits beschlagnahmten. Rosner wurden für sich und seine Frau drei Räume im Erdgeschoß zugewiesen — mit Zentralheizung ohne Kohlen.

Da endlich brach die überlegene Haltung des Herrn in dem Schriftsteller Karl Rosner und machte dem Manne Platz. Er erklärte: „Hier unten bin ich, hier unten bleibe ich, solange es Winter ist, gebe ich meinen Keller nicht auf. Hier kann ich mir einen kleinen Ofen einbauen, kann wenigstens heizen, wenn ich seit der Blockade auch nur noch stundenweise Licht habe. Macht, was ihr wollt, ich ziehe nicht hinauf. Oben ist Sibirien — oben erfriere ich: hier kann ich wenigstens dann und wann arbeiten.“

An diesem Punkt hält jetzt — im März 1949 — der Weg des Mannes Rosner. Schmal, müde, grau und trotz allem aufrecht haust er weiter einsam im Keller des immer noch leeren Hauses, schreibt den zweiten Band

seiner Erinnerungen, sagt, wenn man nach seinem Befinden fragt: „Danke, ausgezeichnet.“ Er war immer ein Mann, den man schon in seinen jüngeren Jahren als Vorbild empfand: er ist heute ein Beispiel, wie es auch unter den Restbeständen der Bewohner Berlins wenige gibt. Er hätte längst wie die meisten anderen gen Westen ziehen und die Annehmlichkeiten der Blockade und der Sektorenteilung Jüngeren überlassen können. Er hat es nicht getan; er hat durchgehalten — mit sechsundsiebzig Jahren. Er gehört zu den wenigen Menschen, vor denen tief den Hut zu ziehen, in diesen seltsamen Zeiten eine der wenigen aufrichtigen Freuden ist, die uns geblieben sind. Man erlebt ihm gegenüber wieder einmal das selten gewordene Glück des Respektes — und dafür ist man dankbar, wenn man auch weiß, daß er, Karl Kosner, davon sehr wenig hat.

Ausklang

Aufhören ist immer schwerer als Anfangen — bei Kriegen wie bei Liebschaften, beim Trinken wie beim Schreiben von Büchern. Und nun gar von Büchern, die von Begegnungen mit Menschen des eigenen Lebens berichten. Das Dasein ist ja so reich, erfüllt von immer neuen Gestalten und Erlebnissen: immer wieder steigt etwas herauf, das auch noch trinken möchte vom Blut der Gestaltung und eingehen in die Reihe des Verfestigten, zum Bleiben Verufenen.

Es gibt noch so viele nahe und fernere Freunde, von denen man berichten könnte — und die vielleicht traurig oder gar böse sein werden, weil sie gar nicht oder nur für flüchtige Momente an die Leben spendende Grube des Odysseus herantreten durften. Ein Trost und eine Rechtfertigung bleiben: der Kreis derer, mit denen man das Eigenste, das Persönliche lebte, steht von vorneherein außerhalb dessen, worauf die Allgemeinheit ein Anrecht hat. Vor das Beste des Daseins haben die Götter nicht nur die Pflicht, sondern auch das Recht zum Schweigen gesetzt.

Einmal muß also der Vorhang fallen, wenn die Fülle nicht Masse, der Reichtum nicht Verwirrung werden soll. Einmal muß die Beschränkung Herrin werden, auch wenn man sich undankbar vorkommt gegen all das verschwiegene Leben, in dem noch so viel an Wirklichkeit, so viel an

Freude und Buntheit und an Werten war, von denen zu erzählen lohnte. Die Absicht konnte nur sein, von Menschen zu berichten, auf deren gestaltetes Bild der Leser ein Unrecht hat, auch wenn ihm der eine oder der andere im Reigen seiner Tage kaum begegnet ist. Es galt, neben die Schatten der großen Toten auch einiges aus dem noch im Lichte wandernden Reigen der Lebenden zu stellen, denen begegnet zu sein, man seit Jahren auf der Haben-Seite des Daseins gebucht hat. Die Aufgabe war schwer, schwerer als die des Beschwörens der schon Vollendeten, weil der Chor der Lebenden trotz Conrad Ferdinand Meyer doch wohl größer ist als der der Toten, die man kannte. Die Lebenden können mit ebensoviel Recht singen: „Denn unser sind viele . . .“ und sie können Rücksichten und Einsichten verlangen, von denen die Toten schweigen. Das Leben eines Menschen, der noch im Lichte wandelt, sieht für ihn selbst erheblich anders aus als noch für den nächsten Freund: er wird, wenn der ihn hinzustellen versucht, vieles berichtigen wollen, wird vielleicht das ganze Porträt als Eingriff, wenn nicht als Angriff empfinden.

Soll man darum auf den Versuch verzichten, von Begegnungen mit besonderen Menschen zu erzählen, nur weil der Partner noch im Lichte weilt? Man soll es wohl nicht, sofern man das Gefühl hat, einmal in einem Zusammentreffen etwas vom wirklichen Wesen des anderen erfahren, einmal ein Bild von ihm empfangen zu haben, das einem selbst ähnlich vorkommt, auch wenn der andere sagt: „Das bin ich nicht.“ Fromentin spielt in seinen „Maitres d'autrefois“ mit der Möglichkeit, daß der Bürgermeister Sir nur darum zehn Jahre gewartet habe, bis er sich von Rembrandt malen ließ, weil er mit Recht mißtrauisch dagegen gewesen wäre, daß das Bild

auch ähnlich werden würde. Wir heute sagen: Und wenn der Mann auf dem Porträt, das uns Jan Six heißt, keinen einzigen Zug von dem einstigen Bürgermeister von Amsterdam hat — wir sind dankbar und beglückt, daß es einmal gemalt wurde. Kein Autor der Welt wird es wagen, sich in diesem Punkt mit Rembrandt zu vergleichen: entscheidend aber ist, daß ein Porträtversuch unternommen, der Mut zu einer Skizze aufgebracht wird, in der vielleicht doch etwas von der Wirklichkeit des Beschriebenen lebt. Wäre nicht etwas richtig an dem Unternehmen, so würde es einen ja nicht immer wieder locken — so sehr, daß man in die Gefahr gerät, kein Ende zu finden.

Vielleicht gibt es noch eine Rechtfertigung für den Versuch solch einer Sammlung kleiner Porträts auch von Menschen, die noch unter uns wandeln: bis auf ein paar Ausnahmen fallen alle diese Begegnungen in eine abgeschlossene Zeit. Sie versuchen, das Bild einer Vergangenheit zu beschwören, die so bald nicht wiederkehren wird und die in vielem für die Nachkommenden Nahrung und Bereicherung, vielleicht sogar Vorbild werden könnte. Die Welt vergift schnell, insonderheit wenn sie vor Aufgaben steht, wie wir sie lösen sollen. So mag es erlaubt sein, vor die heraussteigende neue Zeit diese Bilder von Menschen auch von heute zu stellen, die in vielem vorbildlich den Jüngeren zu zeigen vermögen, aus welcher Welt und von welchen unmittelbaren Vorfahren im Geist und in der That wir und damit auch sie, die Jüngeren, herkommen, und wie durch diese Herkunft nicht nur wir, sondern auch sie verpflichtet sind.

Personenverzeichnis

- | | |
|---------------------------------|--------------------------------|
| Altenburg, Jan 336 | Blunden 410 |
| Alverdes, Paul 410 | Bode, Wilhelm von 451 ff. |
| Ansforg, Conrad 435 | Böhme, Fritz 96 |
| Anzengruber, Ludwig 476 | Brackmann, Albert 171 |
| Asch, Dr. 267. 326 | Brahm, Otto 436 |
| Ashaffenburg, Eugen 22. 206 | Bredius 454 |
| | Broddorff-Ranzau, Wilhelm |
| Bachmann, Hermann 23 | Graf 347 |
| Bade, Wilfried 138 | Busch, Fritz 327 |
| Bader 337 | |
| Bahnsen, Julius 479 | Carossa, Hans 411 |
| Bambula 244 | Cassirer, Bruno 207. 428 |
| Bamm, Peter 239 ff. | Claudius, Hermann 410. 414 ff. |
| Barlach, Ernst 254 f. 257. 259. | Collande, Gisela von 431 |
| 405. 437 | —, Volker von 431 |
| Basedow, Hans von 220 | Granach, Lucas d. A. 367 f. |
| Bed, Ludwig 175 | Guno, Wilhelm 101. 104 ff. |
| Beder, Paul 107 | |
| Begas, Reinhold 218 | Delbrück, Hans 56 |
| Belling, Rudolf 341 | Diederichs, Eugen 469 ff. |
| Benn, Gottfried 40 | —, Niels 470. 474 |
| Bennet, Arnold 410 | —, Peter 470 |
| Bernhard, Georg 45. 82. 224 | Diels, Ludwig 463 |
| Beumelburg, Werner 258 | Diesel, Eugen 127. 212 |
| Bildt, Eva 288 | Dilthey, Wilhelm 168 |
| —, Paul 287 | Dix, Otto 348 |
| Binding, Rudolf 258. 410 f. | Doehring, Bruno 178 ff. |
| Bischoff, Friedrich 409 | Dorisch, Käthe 274 |
| Bischoff-Culm, Ernst 219 | Dülberg, Franz 221 |
| Bleichröder, Will 63 ff. | Duse, Eleonora 446 |
| | Dwinger, Edwin 410 |

- Ebert, Friedrich 433
 Eberth, Paula 27
 Ebner-Eschenbach, Marie von 476
 Ehlers, Alice 323
 Eibenschütz, Camilla 22
 Eichhorn, Hermann von 71 ff.
 Einstein, Albert 205. 245 ff.
 Eibau, Julius 108
 Eloesser, Arthur 40
 Emmrich, Curt 239 ff.
 Engler, Adolf 169
 Ernst, Else 211
 —, Paul 201 ff.
 Eulenberg, Herbert 60. 327. 331 ff.
 Everth, Erich 102

 Factor, Emil 108
 Faldenberg, Richard 11
 Fehling, Jürgen 254 ff. 257
 Fichte, Johann Gottlieb 367 f.
 Find, Werner 142 f. 342 f.
 Fischer, Emil 36
 —, Eugen 173
 Flate, Otto 83
 Frahm, Karl 143. 151. 251
 Freyhart, Max 159
 Fromentin 484
 Fund, Walter 110
 Furtwängler, Wilhelm 142

 Gabetti 410
 Gagliardi, Ernesto 370
 Geibel, Emanuel 254
 George, Heinrich 255. 257 ff. 437
 George, Stefan 95. 307. 310. 351 ff. 389
 Gescher 258
 Goebbels, Joseph 113. 144 398 ff.
 Goldschmidt, Adolf 16. 240
 —, Jacob 101. 110
 Gollsenau, Dieht von 239
 Gerdeler, Karl 292
 Göring, Hermann 124
 Goesch, Heinrich 267. 326. 375. 474
 Gottberg, Otto von 243
 Goetz, Bruno 375
 —, Wolfgang 353
 Grabenhorst, Georg 410
 Graef, Gustav 305
 Grinn, Hans 390 ff.
 Groot, de 454
 Gropius, Walter 334
 Großmann, Stefan 265. 336
 Groß, George 336 ff.
 Gründgens, Gustaf 257
 Guardini, Romano 159 ff.
 Gurlitt, Cornelia 281 ff.
 —, Cornelius 75. 239 f. 280. 365
 —, Hildebrand 75. 239 f. 241. 244
 —, Wolfgang 333
 Gussow, Karl 306
 Gysae, Otto 95. 196. 369 ff.

 Haas, Willi 475
 Haeder, Theodor 165. 418
 Halbe, Max 381
 Haldane, Lord 478
 Hamann, Richard 451. 462

Haensel, Karl 95. 102. 247. 472.
 474
 Harlan, Walter 168
 Hartleben 168. 431
 Hartmann, Ludwig 93
 —, Siegfried 93
 Hassell, Ulrich von 175. 406 ff.
 Hauptmann, Carl 323
 —, Gerhart 262. 432. 435. 437 f.
 —, Jvo 337
 Haushofer, Carl 399
 Hedel, Erich 324
 Heilmann, Hans 318
 Heise, Carl Georg 165 f.
 Helbing, Lothar 354
 Henske, Werner 137
 Hengen, Alfred 351
 Herrmann, Hilde 166
 Hettner, Otto 316
 Heymel, Alfred Walter 417
 Hitler, Adolf 120. 124. 148
 —, Alois 327
 Hitz, Dora 207
 Hobbing, Enno Reimar 77
 —, Reimar 76 ff. 91. 188
 Höcker, Paul Oscar 54
 Hoffmann, Ludwig 456 ff.
 Höflich, Lucie 411
 Hoffstedt 454
 Holz, Arno 212
 Hoerner, Herbert von 375 ff.
 Hübner, Ulrich 348
 Hudt, August 7 ff. 37
 —, Wolfgang 22
 Humann, Hans 93. 121. 170.
 249 f. 369

Jacobs, Monty 54. 58. 63 f. 67.
 163. 265. 392. 433
 Jeschke, Herbert 233
 Jessen, Jens Peter 466
 Jesner, Leopold 255
 Joel, Kurt 36
 Jung, Edgar J. 121
 Jünger, Ernst 397
 Justi, Carl 344
 —, Ludwig 343 ff.

Kahlesfeldt, Heinrich 165
 Kainz, Josef 423 ff. 431
 Kalkreuth, Gräfin 283
 Kalischer, Fritz 267
 Karavina 444
 Katzenstein 247 f.
 Kayser, Friedrich 175. 255. 435
 Kerr, Alfred 262
 Keyserling, Eduard Graf 373
 Kilpper, Gustav 136. 251
 Kirchner, Ernst Ludwig 320
 Klaar, Alfred 21. 26
 Klein, Fritz 96. 99. 110. 121.
 124 ff. 247
 Klein-Diebold, Leo 280
 Kober, August Heinrich 102
 Koch-Gotha, Fritz 225 ff.
 Köhler, Bernhard 356 f.
 —, Willibald 434
 Kolbe, Georg 325. 340
 Kollwitz, Raethe 433
 König, Leo von 433
 Koppenhöfer, Maria 298 ff.
 Körner, Hermine 302
 Kötchau, Carl 342

Krammer, Mario 196
Kriegel, Otto 138
Kries, Wilhelm von 404
Kroeller, Antonius 107
Kruse, Käthe 222
—, Max 218. 222
Kruse-Liebenburg, Oscar 217ff.
Kühnel, Eduard 340
—, Frau E. 340
Kundel, Carl 29

Landau, Edmund 245
Langbehn, Carl 113
Lasker-Schüler, Else 317
Lasson, Adolf 168
Lechter, Melchior 353
Legal, Ernst 287
Lehmann, Else 299
—, Jon 43
Lehr, Fritz Herbert 240
Lennhoff, Rudolf 32
Lensch, Paul 94. 412
Lepsius, Reinhold 306
—, Sabine 211. 305ff.
Levin, Julius 430
Liebermann, Max 452
Liebknecht, Karl 328ff.
Liezmann, Hans 170. 172f. 177
Lilienthal, Julius 45
Litten, Fritz 62
Ludendorff, Erich 60

Maisch, Herbert 340
Malzahn, Frhr. von 114
Mann, Thomas 254
Mannheim, Lucie 255

Mardk, Gerhard 238
Marshall, Max 34
Mattkowsky, Adalbert 424f.
May, Richard 39
Mayer, Anton 411
Mehow, Karl Benno von 410
Meier-Graefe, Julius 202. 205
Messel, Alfred 456
Miltig, Monica Baronin von 367
Mitsche-Collande, Constantin
von 426
Möderjohn, Paula 286
Moldenhauer, Ernst 220. 287
Moeller van den Bruck, Arthur
390
Moffon, George 231. 325
Müller, Erich von 108
—, Oscar 84
—, Otto 322 ff.
Munch, Edward 326
Mündler, Eugen 152
Muth, Karl 165

Nadler, Hans 283
Naumann, Friedrich 14
Nelidowa 444
Neruda, Edwin 33
Netke, Martin 168
Nijinsky 444
Nolde, Emil 348
Nordau, Max 28
Noske 331
Novalis 368

Onken, Hermann 99
Osborn, Max 347. 453

Pagel, Karl 137
 Papen, Franz von 117 ff.
 Partikel, Alfred 238. 341
 Paeschke, Hans 137
 Passarge, Louis 287
 Paulsen, Friedrich 168
 Pawlowa, Anna 444
 Pechstein, Max 318 ff.
 Pfuhle, Fritz 220
 Pietsch, Ludwig 27. 42. 203
 Pinder, Wilhelm 463
 Piper, Reinhard 319
 Pland, Max 174
 Plietzsch, Eduard 81. 143. 205.
 317 ff. 451
 Pohl, Konrad 365
 Popitz, Johannes 140. 175. 463.
 468

 Rade, Carl 325
 Raffow, Peter 363
 Rauschning, Hermann 130 f.
 Rave, Paul Ortwim 351
 Redern, Graf 109
 Reinhardt, Max 14. 16
 Reimann, Bürgermeister 435
 —, Hans 337
 Reineck, Fritz 86
 Remer, Paul 95. 118. 209.
 378 ff.
 Renn, Ludwig 240
 Rilke, Rainer Maria 417
 Ringelshaus, Joachim 258
 Rippler, Heinrich 107
 Rittner, Rudolf 431
 Rodewaldt, Hilke 140

Rohe, Mies van der, Ludwig
 164. 462
 Rosner, Karl 475 ff.
 Rotheit, Rudolf 31
 Roetter, Rudolf 235
 Rouault, Georges 162

 Saarinen, Gottlieb 384
 Sahm, Rudolf 347
 Salinger, Richard 32
 Sander, Ernst 220
 Sauerbruch, Ernst Ferdinand
 462 ff.
 Schacht, Hjalmar 64
 Schadewaldt, Wolfgang 466
 Schardt, Alois 350
 Scheffer, Paul 137
 Scheffler, Karl 40. 202 ff. 345
 Scheibe, Richard 340
 Scherres, Alfred 219
 Scherl, August 387. 390
 Schiemann, Theodor 14
 Schillings 442
 Schleicher, General von 121 f.
 Schleiermacher, Friedrich 196
 Schlenther, Paul 322
 Schlesinger, Paul 264 ff.
 Schmidt, Erich 426
 Schmidthues 165 f.
 Schmidt-Rottluff, Karl 60. 324
 Schmoll von Eisenwerth 283 f.
 Schnorr von Carolsfeld,
 Geheimrat 428
 Scholtis, August 434
 Scholz, Werner 162
 Schottmüller, Frida 287

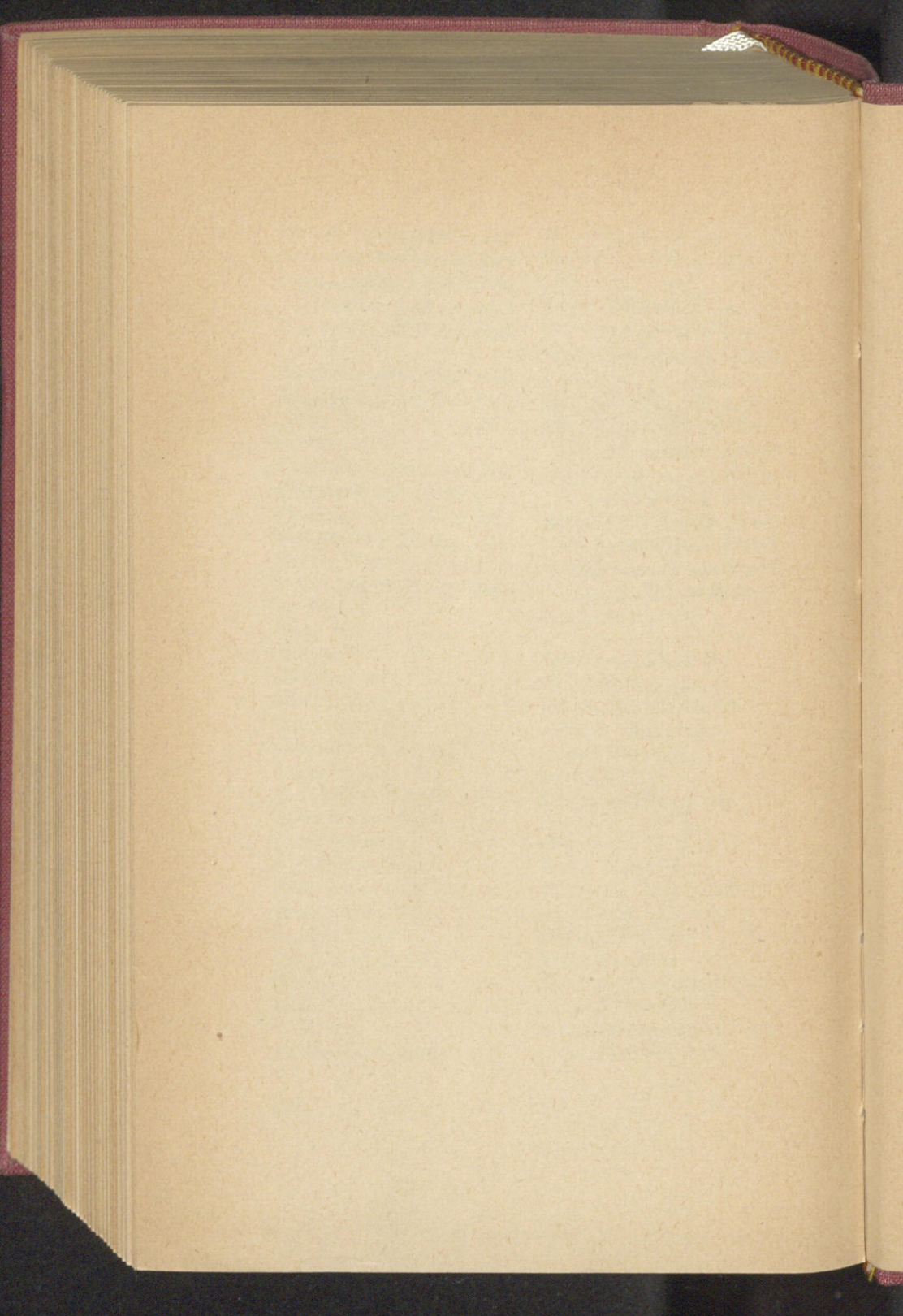
- Schottmüller, Oda 287 ff.
 Schramm, Otto 97
 Schrenk, Walter 85. 119. 193.
 197 f. 474
 Schröder, Rudolf Alexander 410.
 417
 Schrott-Fiechtl, Hans 200
 Schuchhardt, Carl 235
 Schulz, Franz 64
 Schumacher, Kurt 291
 Schünemann, Georg 84 f.
 Schwarz, Rudolf 165
 Schwarzer, Erich 137 ff. 152
 Seebach, Graf 423
 Sehring, Bernhard 221
 Seidel, Heinrich Wolfgang 192 ff.
 —, Ina 192. 374
 Shaw, Bernard 437
 Simmel, Georg 168
 Sinowjew 330
 Sling f. Schlesinger
 Spiro, Eugen 348
 Spranger, Eduard 170 ff. 463
 Stehr, Hermann 435
 Steiner, Rudolf 382 ff.
 Steinrück, Albert 436
 Stern, Julius 207
 —, Malgonia 207
 Stille, Hermann 56
 Stinnes, Hugo 92 ff.
 —, Frau H. 118
 Stocky, Fritz 55. 145
 Stollberg, Otto 84. 92
 Strauß und Torney, Lulu von
 470. 473
 Stresemann, Gustav 100. 134
 Strindberg, August 326
 Strobel, Heinrich 141 ff. 150.
 251
 Stroux, Johannes 176
 Sudermann, Hermann 262. 477
 Szodrok, Karl 434
 Thieß, Frank 397. 470
 Thormählen, Ludwig 351 ff.
 Tiffany 442
 Ullstein, Franz 44. 49 ff. 64. 82.
 91. 148
 —, Hans 45
 —, Louis 51
 —, Rudolf 45
 —, Hermann 52
 Urbach 283
 Valentiner, Wilhelm 93
 Veldtkirch, Rose 354
 Vesper, Will 92. 335. 361 ff.
 Voderadt, Kaspar 220
 Wögler, Albert 100
 Vossert, Fritz 78
 Vollerthun, Admiral 108
 Wagner, Elsa 271 ff.
 Wahle, Julius 430
 Wallenberg, Ernst 55. 279 f.
 —, Hans 55. 77
 Walter, Bruno 264
 Weber, August 99
 Wedekind, Frank 321. 437. 445
 Bermuth, Adolf 245
 Werner, Bruno Erich 118. 150.
 163. 239 f. 244. 336

Biecke, Alwine 426f.
 —, Hilte 426
 —, Paul 423 ff.
 Bienenste, Gertrud 289
 Wiesner, Max 146. 149
 Wilamowitz-Möllendorf, Ulrich
 von 466
 Wilhelm II., Kaiser 182. 185.
 187. 223. 388f. 452. 457. 476
 Windler, Bürgermeister 113.
 133 ff.
 Winkler, Friedrich 340
 Winnig, August 97. 410. 412
 Winterstein, Eduard von 168
 Wintersmühl, Ludwig 165f.
 Wirth, Werner 137. 152

Böhrie, Oscar 72
 Wolf, Richard 245. 248
 Wolff, Julius Ferdinand 14
 Wolzogen, Ernst von 221
 Worringer, Wilhelm 205

 Dord, Gräfin 283
 Dord von Wartenburg, Graf
 66 ff.

 Zeiß, Carl 423
 Zeller, Magnus 60. 327
 Ziese, Maxim 118
 Zillsch, Heinrich 410
 Zudmayer, Carl 391
 Zweig, Arnold 60. 325



Inhaltsverzeichnis

Der Hintergrund

August Hudt	7
Königlich privilegierte	21
Kochstraße 22-26. Die Brüder Ullstein	43
Ober-Ost	55
Reimar Hobbing und Hugo Stinnes	76
Amerikafahrt	104
Franz von Papen	117
Die „Deutsche Zukunft“	125
Der Weg zur Katastrophe	137

Geist

Romano Guardini	159
Eduard Spranger	168
Bruno Doebring	178
Heinrich Wolfgang Seidel	192
Paul Ernst	201

Humor

Onkel Oscar	217
Fritz Koch-Gotha	224
Peter Bamm	239
Jürgen Fehling	254
Eling	264
Elsa Wagner	271

Frauen

Cornelia Gurlitt	279
Oda Schottmüller	287
Maria Koppenhöfer	298
Sabine Lepsius	305

Expressionismus

Max Pechstein	315
Otto Müller	322
Nachkrieg	327
George Grosz	336
Ludwig Justi	343

Menschen der Dichtung

Will Vesper	361
Otto Gysae	369
Herbert von Hoerner	375
Paul Remer	378
Hans Grimm und sein Lippoldsberg	390

Kränze der Nachwelt

Paul Wiede	423
Rudolf Rittner	431
Albert Steinrück	436
Russisches Ballett	440

Männer

Wilhelm von Bode	451
Ludwig Hoffmann	456
Ernst Ferdinand Sauerbruch	462
Eugen Diederichs	469
Karl Mosner	475
Ausklang	483

A/321916



413219165 SUB HH

A/321916

N12< 413219165 018

